



*Thema:
Erster Weltkrieg*

Mitteilungen aus dem
Brenner-Archiv

Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv
Nr. 33/2014

innsbruck university press



Hg. v. Annette Steinsiek, Anton Unterkircher: Brenner-Archiv, Universität Innsbruck

Gedruckt mit Unterstützung des Dekanats der
Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät sowie des Vizerektorats für Forschung
der Universität Innsbruck,
des Amtes der Tiroler Landesregierung (Kulturabteilung) und
des Kulturamts der Stadt Innsbruck

**INNS'
BRUCK**



ISSN 1027-5649

Eigentümer: Brenner-Forum und Forschungsinstitut Brenner-Archiv
Innsbruck 2014

Bestellungen sind zu richten an: Forschungsinstitut Brenner-Archiv
Universität Innsbruck (Tel. +43 512 507-45001)
A-6020 Innsbruck, Josef-Hirn-Str. 5
brenner-archiv@uibk.ac.at

Druck: Steigerdruck, 6094 Axams, Lindenweg 37
Satz: Barbara Halder
Umschlaggestaltung nach Entwürfen von Christoph Wild

Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit Genehmigung der Herausgebenden gestattet.

© *innsbruck* university press, 2014
Universität Innsbruck
1. Auflage
Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

Editorial	5
Dossier Tagung <i>Erster Weltkrieg: Attraktion und Trauma</i>	
Sebastian Donat: <i>Grußworte zur Tagung</i>	7
Hans Weichselbaum: <i>Georg Trakls Zeitgenossenschaft im Zeichen des Krieges</i>	9
Christian Wiebe: <i>Es wird ernst. Kierkegaard-Lektüren im Expressionismus während des Ersten Weltkriegs</i>	27
Laurie R. Cohen: <i>Bertha von Suttners und Rosa Mayreders konsequenter moralischer Widerstand gegen den Krieg</i>	39
Evelyne Polt-Heinzl: <i>Über die Folgen humanistischer Bildung und die Grenzen des Galgenhumors. Vom glorreichen zum chlorreichen Krieg bei Karl Kraus und anderen</i>	51
Annette Steinsiek: <i>Ein „Kriegsgedicht“? Der Brief von Karl Schönherr an Alice Epstein vom 12.3.1915 und sein Drama „Volk in Not“</i>	69
Anton Unterkircher: <i>Letzte Briefe</i>	77
Ursula A. Schneider: <i>Freiwillige Krankenschwester im Ersten Weltkrieg. Paula Schlier, 1918, Lazarett Ingolstadt</i>	81
Erika Wimmer: <i>Der Krieg ist nach seinem Ende nicht zu Ende. Zur Beziehung Ludwig von Ficker und Karl Kraus</i>	91
Christine Riccabona: <i>„Hoffe auch über Ludwig bald günstiges zu erfahren“. Max Esterles Postkarten aus russischer Kriegsgefangenschaft</i>	99

Harald Stockhammer: <i>A 367/14 Bezirksgericht Hall in Tirol – Das Verlassenschaftsverfahren nach Georg Trakl. Versuch einer allgemein verständlichen ‚Übersetzung‘ des Aktinhaltes und der damit verbundenen rechtlichen Vorgänge mit zeit-, literatur- und rechtsgeschichtlichem Hintergrundmaterial</i>	109
Markus Ender, Ingrid Fürhapter: <i>„Unter schwierigsten Verhältnissen“. Ludwig von Ficker als Kaiserjäger an der Südwestfront – eine Chronik des Kriegsjahres 1916</i>	127
Michael Schorner: <i>Kriegswirtschaftslehre, Sozialisierung und Bildstatistik. Neues über den Gesellschaftstechniker Otto Neurath</i>	161
Max Mayr: <i>„Those familiar pages“. Schrift und Material sowie Intermedialität in Turi Werkners „Büchern“</i>	171
Sigurd Paul Scheichl: <i>Eine Jung-Tiroler Ehrung des „deutschen Volksdichters“ Nestroy. „Der Scherer“ zum 100. Geburtstag des Dramatikers</i>	183
Toni Bernhart: <i>„Ich erzähle von Berlin“. Kommentierte Bibliographie der Texte mit Berlin-Bezug von Franz Tumler</i>	193
Bericht der Institutsleitung	215
Neuerscheinungen	220
Kontaktadressen der BeiträgerInnen	224

Editorial

Das Jahr 2014 war geprägt von Veranstaltungen, die des Ersten Weltkriegs gedachten. Eine Einrichtung wie das Literaturarchiv und Forschungsinstitut Brenner-Archiv, das einschlägige Bestände besitzt und die wissenschaftliche Aufarbeitung kultureller, besonders literarischer Hinterlassenschaft(en) zu seinen Hauptaufgaben zählt, war in das Gedenkjahr verschiedentlich eingebunden. Einerseits haben Forschende für ihre Arbeiten Bestände gesichtet, haben Museen Materialien ausgeliehen. Andererseits hat das Brenner-Archiv sein 50-jähriges Bestehen zum Anlass genommen für eine Tagung mit dem Titel *Erster Weltkrieg: Attraktion und Trauma*. Der Erste Weltkrieg hat den literarischen Ausdruck radikal und nachhaltig verändert. Zahlreiche Schreibende ließen sich zunächst oder vorübergehend auf die Rhetorik der politischen Propaganda ein, andere haben ihre Sprache neu ausgerichtet oder auch in den Zusammenhang eines ethischen Anspruchs gestellt. Wie haben nun diejenigen reagiert, die mit der Geschichte des Brenner-Archivs besonders verbunden sind: Georg Trakl, Ludwig v. Ficker, Karl Kraus? Wo und wie positionierte sich *Der Brenner*, mit welchen Rückgriffen und Impulsen hat die Zeitschrift Einfluss zu nehmen versucht? Inwieweit haben Vorstellungen von Männlichkeit die Rezeption pazifistischer Literatur einer Bertha von Suttner verhindert? Anhand bisher nicht bekannter Archivalien und Dokumente aus Beständen des Archivs wurden außerdem die Haltungen oder Erfahrungen von Karl Schönherr, Carl Dallago, Paula Schlier, Karl Kraus und Max v. Esterle im Kriegszusammenhang rekonstruiert. Die Erträge der Tagung sind im *Dossier* versammelt.

Es folgen Aufsätze, die im thematischen Zusammenhang des Ersten Weltkriegs speziell biographischen Spuren nachgehen. Von Georg Trakl, verstorben im vierten Kriegesmonat, wird ein neuer Akt präsentiert und ausgewertet: der Verlassenschaftsakt, samt einiger Folgen. Ludwig von Ficker im Kriegsjahr 1916 wird eine monographische Aufarbeitung gewidmet, die das innere Schwanken zwischen persönlicher Beteiligung am Krieg und dem Versuch der Distanzierung von der Tötungsdynamik spürbar macht. Otto Neurath wird anhand zweier aktueller Publikationen vorgestellt: Neurath, den meisten von seiner Methode der Bildstatistik her bekannt, hat in seiner ersten Lebenshälfte Arbeiten zur „Kriegswirtschaftslehre“ verfasst.

Aufgenommen wurden darüber hinaus Ergebnisse einer Bachelorarbeit über intermediale Aspekte im Werk Turi Werkners, neue Erkenntnisse über das Verhältnis zwischen Tirol und Wien um 1901 (bzw. „2014“) anhand einer Nestroy-Rezeption sowie ein Überblick über alle Berlin-Texte Franz Tumlers, der den neuen Tumler-Band der Werkausgabe (s. Neuerscheinungen) zweckdienlich ergänzt.

Wir danken allen Beiträgerinnen und Beiträgern für die gute Zusammenarbeit und übergeben hiermit an die Lesenden.

Annette Steinsiek, Anton Unterkircher

Grußworte zur Tagung

von Sebastian Donat (Innsbruck)

Es ist eine große Ehre und Freude für das Forschungsinstitut Brenner-Archiv, dass Sie alle sich die Zeit nehmen, mit uns das fünfzigjährige Bestehen des Instituts zu feiern. Grußworte von Seiten der Universität, des Landes Tirol, des Landes Südtirol, der Stadt Innsbruck und des Kuratoriums sind ein schöner Ausdruck dafür, wie vielfältig unsere Institution im wissenschaftlichen und kulturellen Leben der Region verankert ist. Beheimatet an der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck und in Forschung, Lehre und Administration eng eingebunden in die universitären Strukturen, ist das Forschungsinstitut Brenner-Archiv zugleich das regionale Tiroler und Südtiroler, aber auch ein überregionales, österreichweit ausgerichtetes Literaturarchiv.

Im Geleitwort zum 1910 erschienenen ersten Heft der Zeitschrift *Der Brenner*, der unser Archiv weit mehr als nur seinen Namen verdankt, ließ der Herausgeber Ludwig von Ficker von seinem Hauptmitarbeiter Carl Dallago in knappen Worten sein Anliegen skizzieren. Es ging ihm darum, „in der Öffentlichkeit mit dem Unternehmen festen Fuß zu fassen [...], indem wir uns bemühen, dasselbe so auszubauen, daß es uns die Begriffe: Kultur, Kunst, Dichtung lebendig und fruchtbar erhält. Es bedeutet uns im Kerne ein Unterbringen der menschlichen Natur – ein Unterbringen von Menschentum.“ Die hier entworfene Vision hat bis auf den heutigen Tag nichts von ihrer Gültigkeit verloren.

Wichtige Stationen des Wegs, der von der Zeitschrift *Der Brenner* zum gleichnamigen Archiv geführt hat, finden sich in einer neuen Publikation, die in ganz besonderem Maße den Übergang zwischen Zeitschrift und Archiv dokumentiert. Es handelt sich um die digitale Ausgabe der sogenannten *Brenner-Gespräche*, aufgezeichnet in den Jahren 1961–1967 von Walter Methlagl. Enthalten sind Gespräche, die Methlagl mit Ludwig von Ficker, aber auch mit einigen *Brenner*-Mitarbeitern und Verwandten in jenen Jahren führen konnte – Gespräche, die ihm Hilfe und Voraussetzung bei der Niederschrift seiner Dissertation (über die weltanschaulichen Wandlungen der Zeitschrift *Der Brenner*) waren, die darüber hinaus aber auch eine Informationsquelle für ‚die Nachwelt‘ darstellten und bis heute darstellen. Sie spiegeln die letzten vermittelnden Aktivitäten Fickers und sie spiegeln die Zeit, als das Brenner-Archiv gegründet wurde.

Die *Brenner-Gespräche* wurden nie publiziert, eine Abschrift stand aber als (einzelnes und einziges) Bibliotheksexemplar den Forscherinnen und Forschern zur Verfügung. Das Konvolut wurde eifrig benützt, fand man darin doch Informationen, die es sonst nirgendwo gab... Der dokumentarische Wert lag und liegt also auf der Hand. Zugleich findet sich auch der dokumentierende Walter Methlagl darin – in seinen Reflexionen nämlich, im Nachdenken über die Zusammenhänge und über die kulturelle Sphäre dessen, was man mitunter treffend als den „Brenner-Geist“ bezeichnet hat.

Jetzt – gut 50 Jahre später – wird dieser Text (endlich) der größeren Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt – in einer zeitgemäßen Form. Als digitaler Text mit Kommentar und Register und mit Suchfunktionen ausgestattet, wird er im Netz stehen. Darüber hinaus wurde

eine CD mit Booklet als Jubiläumsgabe produziert (hier ein Dankeschön dem Verein Brenner-Forum für die großzügige Finanzierung).

Aufmerksam machen möchte ich Sie auch auf die Ausstellung. Die Plakate bieten Einblicke in die Geschichte der Zeitschrift *Der Brenner*. Sie werfen Streiflichter auf wesentliche Stationen der Entwicklung von 1910–1954, bieten Einblicke in wichtige Begegnungen Ludwig von Fickers und präsentieren einige literarische bzw. philosophische Highlights. Die Ausstellung wurde vom Brenner-Archiv gemeinsam erarbeitet; die Plakate hat Michael Schorner gestaltet. Die Ausstellung und die zugehörige Broschüre wurden erstellt mit technischer Unterstützung des Literaturhauses, dem ich an dieser Stelle herzlich danken möchte.

In der Vitrinen-Ausstellung werden Einzelstücke aus den Beständen des Brenner-Archivs zum Thema Erster Weltkrieg gezeigt. Sie werden im Folgenden von MitarbeiterInnen des Archivs präsentiert, kontextualisiert und kommentiert werden.

Im Zusammenhang mit Jubiläen fällt häufig der Begriff der Zäsur, des Einschnitts, der die Gelegenheit bietet, innezuhalten, auf das Geschehene und Erreichte zurückzublicken und es im Lichte der Gegenwart zu bewerten. Beides – Erinnerung und Aktualisierung – spiegelt sich im Programm der Tagung sowohl im Hinblick auf den 100. Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs wie auch in Bezug auf das 50jährige Bestehen des Brenner-Archivs wider.

In der Metriktheorie wird zwischen zwei Arten von Einschnitten innerhalb des Verses unterschieden: Zäsuren, die die Zeile sozusagen nach eigenen Regeln unterbrechen, und Diäresen, in denen Versfußenden mit dem Abschluss von Satzteilen zusammenfallen. Zäsuren bilden spannungsvolle Einschnitte, die neue Perspektiven eröffnen. Diäresen hingegen führen in der Regel zu deutlich wahrnehmbaren Unterbrechungen, die den Fluss des Gedichts stören und seine Einheit gefährden können. Es liegt damit auf der Hand, dass zumindest in jüngerer Zeit DichterInnen wie LiteraturwissenschaftlerInnen zumeist der Zäsur den Vorzug gegenüber der Diärese geben. – Mit der Interimsphase zwischen der Pensionierung des letzten Leiters des Brenner-Archivs, Herrn ao. Univ.-Prof. Dr. Johann Holzner, und der Besetzung seiner Nachfolge bestand eine ganz reale Gefahr, dass das Forschungsinstitut Brenner-Archiv in ein diäretisches Stocken gerät. Den OrganisatorInnen dieser Tagung, die zugleich auch Mitglieder des Advisory Boards sind, wie dem gesamten Team des Forschungsinstituts Brenner-Archiv und des damit verbundenen Literaturhauses ist es zu verdanken, dass genau das nicht passiert ist. In diesem Sinne wünsche ich uns allen, dass wir die durch das Jubiläum und die Tagung gesetzte Zäsur genießen und von ihr für die Zukunft profitieren können.

Georg Trakls Zeitgenossenschaft im Zeichen des Krieges

von Hans Weichselbaum (Salzburg)

„... es lebe der Krieg!“ schrieb Georg Trakl in einem Brief von Anfang November 1912 aus Innsbruck an seinen Freund Erhard Buschbeck in Wien. War Trakl ein Kriegsbegeisterter? – Aus dem Zusammenhang wird klar, dass der Ausruf einen ironisch-sarkastischen Unterton hat, der durch Trakls ungeliebte Tätigkeit in der Innsbrucker Garnisonsapotheke bedingt war, die er zu dieser Zeit als besonders belastend empfunden hat. Sicher nicht ohne Grund, denn seit Oktober kämpften auf dem Balkan vier Völker gegen die Reste des Osmanischen Reiches auf europäischem Boden und die k.u.k.-Armee war in erhöhter Bereitschaft. Der 1. Balkankrieg brachte für Trakl also vermehrte Arbeit. Der vollständige Schluss des erwähnten Briefes lautet denn auch: „Ich sitze im Dienst; Arbeit, Arbeit – keine Zeit – es lebe der Krieg!“ (I/492, vgl. V.1, 230ff.)¹

Die Vorgänge auf dem Balkan waren für den „Akademischen Verband für Literatur und Musik“ in Wien der Anlass, das dritte Heft der vom Verband herausgegebenen Zeitschrift *Der Ruf* vom November 1912 dem Thema „Krieg“ zu widmen. Buschbeck, der zu dieser Zeit seine aktivste Phase im Verband hatte, übernahm die Redaktion. Dass es sich dabei nicht um ein pazifistisch motiviertes Vorhaben handelte, wird schon an der Vorbemerkung deutlich, dass nämlich das Reinerträgnis des Heftes „zur Schaffung einer österreichischen Luftflotte“ bestimmt sei. Im ersten Beitrag entwickelte denn auch der umtriebige Schriftsteller Robert Müller eine *Apologie des Krieges*, in der er die These vertrat, dass Krieg „mitnichten wider die Kultur“ sei, „denn er ist selbst Kultur.“² Und auch im letzten Beitrag mit dem Titel *Das Verbrechen am Frieden* wird die Notwendigkeit des Krieges betont, denn die Kultur sei „ein Ergebnis des Kampfes aller gegen alle und gegen alles“,³ denn „das vergossene Blut, der gewaltsame Aderlass an der Menschheit befruchtet das Leben.“⁴ Trakl scheint geahnt zu haben, in welches Umfeld er mit einem Beitrag für dieses Heft geraten könnte, und meinte, mit seinem Gedicht *Trompeten* vielleicht „zu sehr aus dem Rahmen einer kriegerischen Nummer“ (I/493, vgl. V.1, 242f.) zu fallen, wie er in einem Brief an Buschbeck anmerkte. In einem weiteren Brief brachte er noch einige Korrekturen an diesem Gedicht an und bat den Freund, es möglichst auf die letzte Seite zu setzen, da es ihm „sehr erwünscht wäre, daß nach der letzten Zeile der geneigte Leser nicht auf die erste Zeile eines kriegerischen Gesanges von Paul Stephan hinübergleitet.“ (I/494, vgl. V.1, 244ff.) Buschbeck erfüllte ihm diesen Wunsch nicht, er platzierte *Trompeten* in die Mitte des Heftes, von Paul Stephan erschien allerdings kein Beitrag.

Trompeten

Unter verschnittenen Weiden, wo weisse Kinder spielen
Und Blätter treiben, tönen Trompeten. Kirchhofsschauer.

Fahnen von Scharlach stürzen durch des Ahorns Trauer,
Reiter entlang an Roggenfeldern, leeren Mühlen.

Oder Hirten singen nachts und Hirsche treten
In den Kreis ihrer Feuer, des Hains uralte Trauer,
Tanzende heben sich von einer schwarzen Mauer;
Fahnen von Scharlach, Lachen, Wahnsinn, Trompeten.⁵

In diesem zweistrophigen Gedicht stehen friedlichen Bildern von spielenden Kindern und singenden Hirten bedrohliche Vorstellungen gegenüber („Kirchhofsschauer“, „leere Mühlen“, „schwarze Mauer“, in der Vorstufe auch noch das überdeutliche „Stahlschauer“ (II/97, vgl. II, 182ff.)): auch die Natur ist in die negative Bildwelt miteinbezogen: „verschnittene Weiden“, „des Ahorns Trauer“. Verbunden sind beide Strophen durch das Bild der „Fahnen von Scharlach“, das die Vorstellung von einem blutigen Kriegsgeschehen auslöst, und den Schall der Trompeten, der ähnlich einer Kriegsfanfare den Abschluss bildet. Zur letzten Zeile lieferte Trakl in einem Brief an Buschbeck aus der zweiten Novemberhälfte selbst einen Kommentar: Sie sei „eine Kritik des Wahnsinns, der sich selbst übertönt.“ (I/495, vgl. V.1, 252f.) Mit wenigen Bildern entwirft hier Trakl wie mit Pinselstrichen eine bedrohliche Kriegsszenerie, in der mit Unschuld assoziierte Wesen wie Kinder oder Hirten als Opfer erscheinen. Die Farben Weiß, Schwarz und Rot sind in diesem Fall klar zuzuordnen: Unschuld, Tod und Gewalt. Egon Schiele hat bei der Gestaltung des Heft-Umschlages ebenfalls diese Farben verwendet.

Aus der Zeit von Trakls Tätigkeit in der Innsbrucker Garnisonsapotheke (etwa Sept./Okt. 1912) stammt auch das Gedicht *Menschheit* (I/43, vgl. II, 106ff.):

Menschheit

Menschheit vor Feuerschlünden aufgestellt,
Ein Trommelwirbel, dunkler Krieger Stirnen,
Schritte durch Blutnebel; schwarzes Eisen schellt,
Verzweiflung, Nacht in traurigen Gehirnen:
Hier Evas Schatten, Jagd und rotes Geld.
Gewölk, das Licht durchbricht, das Abendmahl.
Es wohnt in Brot und Wein ein sanftes Schweigen
Und jene sind versammelt zwölf an Zahl.
Nachts schrein im Schlaf sie unter Ölbaumzweigen;
Sankt Thomas taucht die Hand ins Wundenmal.

Trakl hat hier wieder mit Kontrasten gearbeitet. Auch im poetischen Verfahren ist das Gedicht dem vorigen ähnlich, wenn auch im zweiten Teil mehr erzählende Elemente enthalten sind. In den zehn Versen ohne strophische Gliederung wird im ersten Teil in unregelmäßigem

Rhythmus die Sicht auf den menscheitsgeschichtlichen Zustand einer radikalen Gefährdung entfaltet: Vor „Feuerschlünden“ entsteht das Bild einer sich selbst fremden Gesellschaft, die sich in Materialismus und Verzweiflung selbst zerstört. Bilder dafür sind „Trommelwirbel“, „Blutnebel“, „schwarzes Eisen“, „Jagd und rotes Geld“; von Eva, dem Urbild der Frau, bleibt nur ein „Schatten“.

Der zweite Teil entwirft in regelmäßigen Jamben die Vision vom biblischen Abendmahl als möglicher Alternative zu den apokalyptischen „Feuerschlünden“. Die Erwartung eines reineren, erstrebenswerteren Lebens wird der real zerstörerischen Welt gegenübergestellt. Kein „Blutnebel“ verhüllt die Szene, sondern Licht fällt auf die schweigend bei „Brot und Wein“ Versammelten. Es gibt aber keine Sicherheit: Angst lässt sie im Schlaf schreien und „Sankt Thomas“ braucht einen handfesten Beweis, um seine Zweifel – wohl an der Möglichkeit dieses anderen Lebens – besiegen zu können. Das Wissen um die menschliche Neigung zu Verrat und Verleugnung wird nicht beiseitegeschoben.

Noch vor dem Attentat von Sarajewo und vor dem Ausbruch des Krieges haben Trakl Gedanken an Krieg verstärkt beschäftigt. Er sprach darüber mit Karl Röck, was dieser in einer Tagebuchnotiz vom 22. Juni 1914 festhielt: „Trakl vom Soldaten, vom Krieg“,⁶ heißt es dort. In den hymnenartigen Gedichten *Die Schwermut* (I/161, vgl. IV.2, 215ff.) und *Die Nacht* (I/160, vgl. IV.2, 249ff.), die in dieser Zeit entstanden sind, finden sich Bilder und Motive aus dem militärischen Vorstellungsbereich.

Die Schwermut

Gewaltig bist du dunkler Mund
Im Innern, aus Herbstgewölk
Geformte Gestalt,
Goldner Abendstille;
Ein grünlich dämmernder Bergstrom
In zerbrochener Föhren
Schattenbezirk;
Ein Dorf,
Das fromm in braunen Bildern abstirbt.

Da springen die schwarzen Pferde
Auf nebliger Weide.
Ihr Soldaten!
Vom Hügel, wo sterbend die Sonne rollt
Stürzt das lachende Blut –
Unter Eichen
Sprachlos! O grollende Schwermut
Des Heers; ein strahlender Helm
Sank klirrend von purpurner Stirne.

Herbstesnacht so kühle kommt,
Erglänzt mit Sternen
Über zerbrochenem Männergebein
Die stille Mönchin.

In der zweiten Strophe wird der bei Trakl häufig mit der Vorstellung von Männlichkeit verbundene Gemütszustand der Schwermut mit derartigen Bildern assoziiert. Ein Anruf lautet: „O grollende Schwermut / Des Heers“. Bilder des Untergangs und der Vernichtung grundieren diesen Zustand: „Vom Hügel, wo sterbend die Sonne rollt / Stürzt das lachende Blut –“, „ein strahlender Helm / Sank klirrend von purpurner Stirne.“ Und die ‚kühle Herbstesnacht‘ kommt „Über zerbrochenem Männergebein“. In einer Vorstufe formulierte Trakl noch „Schlachten Gebein“ (II/300, vgl. IV.2, 220f., 229). Die vier Verse der letzten Strophe scheinen manches von der Szenerie des letzten Trakl-Gedichtes *Grodek* vorwegzunehmen: die herbstliche Jahreszeit, die toten Soldaten, den Sternenhimmel und die „stille Mönchin“ als Figuration der Schwester. Eine Vorstufe zum letzten Vers „Die stille Mönchin“ lautet: „Der Schwester verschleiertes Antlitz / neigt sich über den Mond“ (II/300, vgl. IV.2, 220-223, 229f.).

Im Gedicht *Die Nacht* lässt vor allem das Bild zu Beginn der zweiten Strophe einen Zeitbezug vermuten: „Golden lodern die Feuer / Der Völker rings“. Das Feuer ist Teil eines dramatischen Geschehens, dem in diesem Gedicht die gesamte Kreatur unterworfen ist; ein „Feuer / Der Hirten“, wie Trakl in einer Vorstufe überlegt hatte (II/296, vgl. IV.2, 254f, 258), wäre dafür wohl zu harmlos gewesen.

Trakl lebte im Juni 1914 auf der Hohenburg in der Nähe von Igls bei Rudolf v. Ficker, dem Bruder seines Förderers Ludwig v. Ficker. Dessen Frau Cissi war erkrankt und hatte sich schon über Trakls „viele Giftnehmen“⁷ beklagt. Paula Schmid, die Verlobte Rudolf v. Fickers und Hausherrin auf der Hohenburg, war über den Gast nicht gerade erfreut, und es verwundert daher nicht, dass Trakl wieder Fluchtgedanken hegte: Er bewarb sich beim niederländischen Kolonialamt und bei einer Miliz, die gerade in Wien für Albanien aufgestellt wurde, um eine Stelle als Apotheker – beide Male vergeblich. Trakl musste vorläufig in Innsbruck bleiben. Als sich Ludwig v. Ficker am 23. und 24. Juli in Wien aufhielt,⁸ um mit Ludwig Wittgenstein über die Aufteilung von dessen großzügiger Spende an den *Brenner* zu sprechen, war Trakl für kurze Zeit in Salzburg und plante sogar, wieder ganz dorthin zu übersiedeln. Dem Verleger Kurt Wolff schrieb er Ende Juli, dass er „von nächster Woche ab“ unter seiner Salzburger Adresse erreichbar sei (I/541, vgl. V.2, 648ff.). Daraus dürfte wegen des Kriegsausbruches am 28. Juli nichts geworden sein. Trakl war laut „Widmungskarte zur Dienstleistung im Kriegsfall“, ausgestellt von der k.u.k. Apotheke des Garnisonsspitals Nr. 10 in Innsbruck am 11. Oktober 1913, dem Militärkommando Innsbruck zugeordnet und sollte im Fall einer Mobilisierung die Einberufung „im Domizile“, also zu Hause, abwarten (II/703, vgl. VI, 173f.). Trakl wartete jedoch nicht auf die Einberufung, sondern meldete sich am 5. August 1914 bei seiner Einheit „zur aktiven Dienstleistung“.⁹ Bereits am Tag davor war er dem Feldspital Nr. 7/14 zugeteilt worden und am Tag darauf erhielt er den „einfachen Feldausrüstungsbeitrag“¹⁰ von Kr. 300,- (ca. € 1.600), mit dem er sich zusätzlich Materialien

und Ausrüstungsgegenstände für den Kriegsdienst besorgen konnte, wahrscheinlich auch einen Gummimantel, der schon nach wenigen Tagen Risse aufwies und den er deswegen mit den Worten „Wucher, Schwindel, Betrug“ über die Mauer der Klosterkaserne in Innsbruck geworfen haben soll.¹¹

Trakl war also ohne unmittelbaren äußeren Zwang in den Krieg gegangen. Eine wesentliche Rolle bei dieser Entscheidung wird die Aussicht auf ein Ende der beruflichen und persönlichen Misere gespielt haben: Alle Pläne für einen bürgerlichen Beruf hatten sich zerschlagen, seine Hoffnung auf eine gemeinsame künstlerische Zukunft mit seiner Schwester Grete (Dichter / Pianistin) bei seinem Berliner Aufenthalt vor vier Monaten hatte sich endgültig als vergeblich erwiesen. Die asketische Seite des Soldatischen (im Gegensatz zur Welt der Geschäftemacher) mag ihm diesen Schritt ebenfalls erleichtert haben. Es gibt keinen Hinweis, dass er sich gegen die weit verbreitete Kriegsbegeisterung gestellt hätte; das zur Schau gestellte patriotische Pathos dürfte ihm aber suspekt (oder auch zuwider) gewesen sein. Darauf deutet jedenfalls eine überlieferte Reaktion auf die patriotische Rede eines Generals hin (wahrscheinlich die Rede des Generals Viktor Dankl vom 31. Juli 1914 in Innsbruck): Einem Freund gegenüber soll er darauf mit der spöttischen Bemerkung reagiert haben: „Na, da sind wir schön geschnapst. Gehen wir lieber“.¹²

In den nächsten Wochen wartete Trakl auf seinen Einsatz. Das Militär war für ihn ein selbstverständlicher Teil der Lebensrealität und hatte bis dahin für ihn eine stabilisierende Wirkung: Er legte die Abschlussprüfung seiner Praktikantenzeit („Tirocinalprüfung“) vorzeitig ab (26. Februar 1908), um damit bei der Musterung („Assentierung“) am 27. April 1908 die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Jahr in der k.u.k.-Armee nach Abschluss des Studiums zu erhalten (statt eines dreijährigen Militärdienstes) (vgl. Interimszeugnis: II/657, VI, 53f.); am nächsten Tag wurde ihm diese auch zugesprochen (II/665, vgl. V.1, 62f.), Trakl hatte damit Aussicht auf den Offiziersrang. Die Familie mag das beruhigt haben, denn dieser Rang gehörte offenbar zu den Statuspflichten der männlichen Mitglieder. Eine berufliche Tätigkeit übte Trakl am längsten beim Militär aus: acht Monate, von April bis Dezember 1912, arbeitete er in der Innsbrucker Garnisonsapotheke. Der Militärdienst erschien ihm angesichts des Scheiterns anderer beruflicher Pläne als Rettungsanker (I/503, vgl. V.1, 310ff.; I/521, vgl. V.2, 468ff.), der ihm allerdings immer weniger erreichbar war. Nach einem wenig aussichtsreichen beruflichen Anlauf im Wiener Arbeitsministerium (November 1913) schrieb er an Ficker: „Ich kehre vorbehaltlos wieder zum Militär zurück, d.h. wenn man mich noch nimmt.“ (I/528, vgl. V.2, 532ff.)

Im August 1914 war er nun also dabei – unter Bedingungen freilich, die er sich nicht wünschen konnte: Das Militär als selbstverständlicher Bestandteil der politischen Ordnung der Donaumonarchie und die nun in Gang gebrachte Kriegsmaschinerie waren unterschiedliche Kategorien. Das Ziel seines Einsatzes, Galizien, hatte er bei seiner Meldung erfahren, und das hätte in Friedenszeiten einen verheißungsvollen Klang für ihn gehabt: Der Bezirksrichter und Schriftsteller Hans Weber-Lutkow, den er 1912 in Salzburg nach einem Abend der Literatur- und Kunstgesellschaft „Pan“ in einer Kaffeehaus-Runde kennengelernt hatte, stammte aus Galizien und schrieb Erzählungen über das Leben in „Kleinrussland“, wie Galizien auch

genannt wurde. Offenbar überlegte Trakl, dorthin auszuwandern, denn sein Schwager Erich v. Rauterberg riet ihm in einem Brief vom November 1913 nachdrücklich davon ab: „Galizien schlag Dir aus dem Kopf, das hältst du nicht länger als 3 Monate aus, Universität wäre auch dann umsonst gewesen.“ (II/784, vgl. V.2, 529f.)

Bald erschienen nun im August die ersten Berichte über Verluste und Niederlagen der k.u.k.-Armee, die Listen der Gefallenen wurden immer länger, sie ließen Galizien für Trakl in einem anderen Licht erscheinen. Eindrucksvoll verarbeitete er seine Gedanken und Vorstellungen im dreistrophigen, reimlosen Gedicht *Im Osten* (I/165, vgl. IV.2, 319ff.), dem einzigen, das mit Sicherheit im August 1914 entstanden ist.

Im Osten

Den wilden Orgeln des Wintersturms
Gleicht des Volkes finstren Zorn,
Die purpurne Woge der Schlacht,
Entlaubter Sterne.

Mit zerbrochenen Brauen, silbernen Armen
Winkt sterbenden Soldaten die Nacht.
Im Schatten der herbstlichen Esche
Seufzen die Geister der Erschlagenen.

Dornige Wildnis umgürtet die Stadt.
Von blutenden Stufen jagt der Mond
Die erschrockenen Frauen.
Wilde Wölfe brachen durchs Tor.

Der Krieg ist hier – im Unterschied zur patriotischen Sprachregelung in dieser Zeit – als ein gewaltsames und düsteres Ereignis dargestellt, dem die Menschen unentrinnbar ausgeliefert sind; des „Volkes finstren Zorn“ erscheint als unabwendbares Naturereignis. Von den „sterbenden Soldaten“ bleiben nur noch die Seufzer der „Geister der Erschlagenen“, und die „erschrockenen Frauen“ sind vor „wilden Wölfen“ nicht mehr sicher. Dieses Bild aggressiver Gewalt erinnert an Kokoschkas Selbstdarstellung in *Die träumenden Knaben* (1908) als Werwolf, der in den „friedlichen kraal“ einbricht. Neben dieser Vision des universalen Schreckens ist kein rettendes Bild in Sicht. Man darf also davon ausgehen, dass Trakl gehnt hat, was ihn erwartete, als er sich am 24. August in einer „zauberhaft erhellte[n], traumhaft stille[n] Mondmitternacht“¹³ auf dem Innsbrucker Bahnhof von Ludwig v. Ficker verabschiedete und den Viehwagon eines österreichischen Militärtransportes zur Front im Osten bestieg. Der Aphorismus, den er Ficker dabei auf einem Zettel übergab, muss in diesem Zusammenhang gesehen werden: Die grundsätzlich mögliche Liebe zu allen Menschen ist unter diesen Umständen, der „Bitternis der Welt“, nicht möglich; das Gedicht bleibt ein unzulänglicher Versuch der Sühneleistung (I/463, vgl. IV.2, 323).

Die Gedichte *Klage* und *Grodek* sind Trakls letzte Gedichte. Er hat sie „im Feld“¹⁴ geschrieben und sie Ludwig v. Ficker bei dessen Besuch im Garnisonsspital in Krakau vorgelesen und zum Abdruck im *Brenner* angeboten.

Das Gedicht *Klage* (I/166, vgl. IV.2, 327ff.) spiegelt m. E. die Verzweiflung Trakls angesichts des Erlebten besonders eindrucksvoll wider.

Klage

Schlaf und Tod, die düstern Adler
Umrauschen nachklang dieses Haupt:
Der Menschen goldnes Bildnis
Verschlänge die eisige Woge
Der Ewigkeit. An schaurigen Riffen
Zerschellt der purpurne Leib
Und es klagt die dunkle Stimme
Über dem Meer.
Schwester stürmischer Schwermut
Sieh ein ängstlicher Kahn versinkt
Unter Sternen,
Dem schweigenden Antlitz der Nacht.

Es ist einerseits ein sehr persönliches Gedicht, wenn man den „ängstlichen Kahn“ als Bild des lyrischen Ichs auffasst, das mit „dunkler Stimme“ der „Schwester“ gegenüber zur Klage anhebt, andererseits ist es im Tonfall Hölderlins eine Elegie auf eine Menschheit, für die der Dichter ein Ende ihrer geistigen Bestimmung und ein Versinken in dumpfer Verrohung befürchtet. Einzig der Konjunktiv II in „verschlänge“ deutet an, dass es sich nicht um eine Gewissheit, sondern um eine Befürchtung handelt. Einstweilen bleibt aber nur ein Verharren im „schweigenden Antlitz der Nacht“.

Als Trakls letztes Gedicht gilt *Grodek* (I/167, vgl. IV.2, 333ff.):

Grodek

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen, die goldnen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düster hinrollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihrer zerbrochenen Mäuler.
Doch stille sammelt im Weidengrund
Rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnt
Das vergoßne Blut sich, mondne Kühle;
Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.

Unter goldnem Gezweig der Nacht und Sternen
Es schwankt der Schwester Schatten durch den schweigenden Hain,
Zu grüßen die Geister der Helden, die blutenden Häupter;
Und leise tönen im Rohr die dunklen Flöten des Herbstes.
O stolzere Trauer! ihr ehernen Altäre
Die heiße Flamme des Geistes nährt heute ein gewaltiger Schmerz,
Die ungeborenen Enkel.

Dieses Gedicht ist oft besprochen worden und es zählt zu den am häufigsten abgedruckten Beispielen der Anti-Kriegslyrik. Die Einschätzung, dass es einerseits das „unpersönlichste Frontgedicht“, andererseits unter der Oberfläche aber „aufs Schmerzhafteste persönlich“ sei, hat vieles für sich.¹⁵ Dass Trakl hier wieder mit kontrastierenden Bildwelten gearbeitet hat, manche Bezüge zur Kriegsrhetorik auszumachen sind, bekannte Bildelemente wiederkehren und die Stilmittel der Alliteration und Assonanz anzutreffen sind, sei nur summarisch erwähnt.

Waren *Klage* und *Grodek* die einzigen Gedichte, die Trakl „im Feld“ geschrieben hat? Wir kennen kein anderes, wissen aber von Ficker, dass es noch eines gegeben haben muss, das er möglicherweise vor diesen beiden geschrieben hat. In einem Briefentwurf Fickers an Karl Emerich Hirt, der in Innsbruck für den 2. Dezember 1914 einen Abend mit Kriegsdichtung plante, heißt es: „Es ist wahr – er hat ein ‚Kriegslied‘ geschrieben, aber er hat es eine Woche vor seinem Tode, als ich zu ihm nach Krakau geeilt war, vor meinen Augen zerknittert und zerrissen. So streng ging er mit sich ins Gericht.“¹⁶ Trakl hatte dieses Gedicht der *Wiener Reichspost* auf deren Ersuchen hin angekündigt;¹⁷ von ihm waren dort in der Weihnachtsbeilage 1913 drei Gedichte erschienen.¹⁸ Statt des Gedichtes erreichte die Redaktion jedoch nur die Nachricht vom Tod „der weitaus stärksten, selbständigsten unter allen Dichterscheinungen des jungen Österreich“.¹⁹ Was Ficker mit der Bezeichnung „Kriegslied“ andeuten wollte, muss offen bleiben. Ein kriegsverherrlichender Gesang, wie er damals zu Tausenden angestimmt wurde, kann es angesichts der früheren Darstellung des Themas jedenfalls nicht gewesen sein.

Während Ficker unmittelbar nach Trakls Tod der Überzeugung war, dass dieser letztlich ein Opfer des Krieges gewesen sei, reagierte der von Trakl (mit Einschränkungen) verehrte Karl Kraus gegenteilig: In einem Brief vom 13./14. November an Sidonie Nádherný meinte er: „Er ist wohl kein Opfer des Krieges. Es war mir immer unbegreiflich, daß er leben konnte. Sein Irrsinn rang mit göttlichen Dingen [...]“²⁰ Kraus hatte zwar ein von Sympathie getragenes Interesse an der Person Trakl, mit dessen Dichtungen konnte er wenig anfangen, für seine „klassisch aufgeräumten Geisteshorizonte“ (Ficker²¹) waren sie wohl zu chaotisch.

Im Folgenden mag ein Blick auf einige schreibende Zeitgenossen verdeutlichen, welche unterschiedlichen Positionen zum Thema „Krieg“ es in der Umgebung Trakls gegeben hat. 1913 hat eine Gruppe jüngerer Mitglieder der „Pan“-Runde eine Anthologie mit dem Titel *Salzburg. Ein literarisches Sammelwerk* herausgegeben. Von den 25 darin vertretenen Autorinnen und Autoren haben außer Trakl weitere sieben Beiträger literarische Spuren im Zusammenhang

mit den Kriegereignissen hinterlassen. Mit Trakl waren sie unterschiedlich gut bekannt, in den meisten Fällen war der Kontakt nur oberflächlich, wenn überhaupt nachweisbar.

Eine gewisse Verbindung, wenn auch nicht gerade positiver Art, bestand zu Karl Schoßleitner (1888–1959). Dieser besuchte dieselbe Schule wie Trakl, maturierte dort 1907 und war in der „Pan“-Anthologie mit einer Novelle vertreten. Schon vorher waren von ihm drei Beiträge im *Brenner* erschienen, darunter auch ein längerer Text über die Figur des Blaubart, zu der Trakl 1910 ein Fragment gebliebenes Puppenspiel verfasst hatte. Schoßleitners Kontakt zu Ludwig v. Ficker hatte Trakls erster Förderer Gustav Streicher hergestellt, der mit dem späteren Herausgeber des *Brenner* schon befreundet war, als beide noch versuchten, sich als Schriftsteller zu profilieren. Nach dem Auftreten Trakls als Autor des *Brenner* erschien von Schoßleitner dort nichts mehr. Das dürfte zwischen ihnen zu einem etwas angespannten Verhältnis geführt haben.

Zu Kriegsbeginn wurde Schoßleitner so wie Trakl zunächst an die Front in Galizien einberufen. Nach schwerer Verwundung (vier Bauchschüsse) und einem Genesungsurlaub war er Kommandant an einem Abschnitt der Dolomitenfront. Er publizierte drei Hefte mit Kriegsgedichten.²² In einer ausführlicheren Besprechung des ersten Heftes im *Salzburger Volksblatt* wurde ihm wegen einiger kriegskritischer Töne mangelnde Selbstkritik vorgeworfen, denn er beschäftige sich darin mit „ihm anscheinend außerordentlich wichtig erscheinenden Empfindungen, Schmerzen und Gedanken“, verwende dazu allzu banales Vokabular aus der Welt des Krieges und missachte die lyrische Form, kurz, es sei nach Ansicht des Rezensenten „sicher [...] nicht notwendig, sie zu lesen.“²³ Die Verwundungen ließen Schoßleitner das Kriegsgeschehen anders sehen und beurteilen als manche Verfasser patriotischer Gesänge, sein Verhältnis zum Krieg blieb aber ambivalent. Im Gedicht *Rückkehr vom Felde*, das am Beginn des ersten Heftes steht, berichtet er in einer Art Erzählgedicht von den Erfahrungen an der galizischen Front.

Rückkehr vom Felde

Papier und Schreibzeug warf ich weg
und stürzte in den Krieg,
von Tatenlust der Jugend übervoll.

Die Augen brennen noch vom Schau'n
der grauenvollen Bilder endloser
Vernichtung,
die Ohren summen vom Gesang
der Platzpatronen
und vom aufkreischenden Gekrach
der Brandgranaten und Schrapnells,
mit donnerndem Getön
der schweren Feldhaubitzen untermischt.

Und heißer spür' ich wieder das Geschoß
in meinem Leib,
die Wunden bluten.

Ich liege hingekrümmt auf dem galizischen
Gefährt, das mit den Räderachsen kaum noch aus
dem Straßenschlamme auftaucht
und holpernd über Krüppelhölzer humpelt,
als schlüge man im Foltertakt

mit Fäusten auf die Wunden, unermüdlich ...
Eins .. zwei .. drei .. vier .. fünf ..
sechs Tage lang, zerbeutelt, bis vor Schmerz
die Sinne schwinden.

In unsrer Flanke dröhnt der Donner fort
und weckt mich wieder auf,
die Dörfer brennen.

Und endlich wird die Bahnstation
erreicht. Aus Krakau rollt der Viehwaggon
mit sanftem Schwung der Heimat zu.
Ein Bad, ein Bett, ein reinlicher Verband
und frische Wäsche! – Wundervolle Aussicht!
Beseligt und getröstet schwör' ich mir:
(Gesunden Leibs sind alle Mühen leicht!)
Wenn ich geheilt bin, will ich gern zurück
zum zweiten Mal ins Feld. Befähigter
und vorgeübter für den Kampf
um Volk und Vaterland,
bis auf den letzten Tropfen Bluts!

Fast außerstande, diese Fülle des Gefühls
und der Begebenheit zu fassen,
erschein' ich mir so klein in stummer Ehrfurcht.

Da fallen Zeitungen in meine Hände;
ich finde Namen, wohlbekannt, und tief
beschämt muß ich erfahren, wie schon längst
ein flinker Chor von Alterskameraden
im Nu den Weltkrieg in ein niedliches

Gedicht gebändigt hat,
mit schönen Reimen anmutvoll
durchwoben und mit modischem Geklirr
der tapfern Worte überzuckert.

Ein Essai nach dem andern springt mich an,
und Leitartikel wirbeln um mich her,
mit Kriegsgebärden wie verrückt ...

Ihr Kriegsuntauglichen,
zurückgebliebenen
Analphabeten im Gebrauch
der Waffen, die ihr heldenhaft
wie Lanzen eure Federn in dem Blut
von unsern Wunden aktuell und eilfertig
befeuchtet, „um der großen Zeit gerecht
zu werden“ und die gute Konjunktur
nicht zu versäumen –:

Mir schnür's die Kehle zu. – Granaten und
Schrapnells, straft ihr
die Schreibtischhelden mit der Feuertaufe!

Schoßleitner schildert in der 4. und 5. Strophe vergleichsweise detailreich das, was Trakl in *Grodek* mit dem Vers „Alle Straßen münden in schwarze Verwesung“ zusammengefasst hat. Am Schluss wendet er sich gegen die „Schreibtischhelden“, die mit „niedlichen Gedichten“ und schönen Reimen die Kriegskonjunktur nicht versäumen wollen. Der Hauptvorwurf besteht aber darin, dass sie „kriegsuntauglich“ sind, mit Waffen nicht umgehen können oder wollen, und er wünscht ihnen deshalb eine „Feuertaufe“ mit Granaten und Schrapnells. Trotz der schlimmen Erfahrungen und der Ansätze zu einer kritischen Haltung konnte sich Schoßleitner der faszinierenden Wirkung des Krieges nicht entziehen. Im ersten Heft formulierte er im Gedicht *So viele beugen sich ...*: „Ich freu mich eingefügt zu sein / in dieses unvergleichliche Gescheh'n, / das jeden Sonderwillen zu / ersticken scheint.“²⁴ Trotzdem blieben ihm die Menschen an der Front fremd – und immer fremder wurde ihm auch die Heimat –, eine Erfahrung, von der später auch Erich Maria Remarque in seinem Anti-Kriegsroman *Im Westen nichts Neues* berichtete.

Auf zwei Gefallene schrieb Schoßleitner im selben Heft ein Gedicht als eine Art Nachruf: es galt Georg Trakl und Alexander von Mörk, einem Klassenkameraden. Beide waren ihm unterschiedlich nahe und von beiden meinte er, dass sie ein Werk hinterließen, das von mehr als lokaler Bedeutung war. Auch Trakl gestand er zu, dass er das „Mittelmaß“ überstiegen habe (auf die Sperrung des Vornamens in der dritten Strophe wird hier verzichtet), eine gewisse Reserviertheit ihm gegenüber ist aber deutlich spürbar:

Zwei Toten

Georg Trakl, Alexander von Mörk

Die andern kenn' ich nicht,
„Die Braven alle“, die gefallen sind,
und sicherlich war jeder
den Nächst-Zurückgebliebenen
der Beste, Unersetzlichste –
doch sein Besitztum und Verlust
betraf den häuslichen
Familienkreis allein,
vielleicht den größeren
der Vaterstadt.

Ihr zwei habt Äußerungen eures Lebens
hinausgetragen in die größ're Welt,
und fern
im Süden denk' ich eurer Gräber,
nordwärts gewandt.

Du, Georg, sicherlich
nicht ein Gewöhnlicher,
dem Mittelmaß
der Vielen solcherweis
entsprechend,
daß sie dich hätten lieb
gewinnen können...
Dein Licht war dir
vielleicht schon ausgebrannt
zu Kriegsbeginn. –
Ein ungleich andres Körner-Schicksal
hat dir vielleicht
ein Weiterleben aufgetan,
als dieses hinter dir
sich zugeschlossen hatte...
und todgeweiht bist du
hinausgeschritten,
im Leben schon
von Todesgraun
umwittert.
[...]

Mit Mörk war Schoßleitner eng befreundet und wurde zu seinem Apologeten.²⁵ Mörk hatte sich als Maler und Höhlenforscher einen Namen gemacht und starb bald nach Kriegsbeginn an der galizischen Front. Schoßleitner sorgte für die Bergung seiner Überreste und ließ sie kremieren. Die Exhumierung stellte er in einem drastisch realistischen Gedicht dar. Die fünfte der zwölf Strophen lautet beispielsweise:²⁶

Die Beine hängen wie aus Teig
so schlaff herab;
ein weicher Klumpen löst sich von den Füßen
und kollert wieder tiefer.
Heraufgeholt fühlt sich sein Kern
ganz hart und knirscht wie Kieselstein:
Fußwurzelknochen und die Zehenglieder.

Die Urne Mörks steht noch heute in einer Höhle der Werfener Eisriesenwelt im Land Salzburg. In den Kriegsgedichten des zweiten Heftes zeigte sich Schoßleitner sonst begeistert von den technischen Möglichkeiten des mechanisierten Krieges, insbesondere des Fliegens.

Hermann Bahr (1863–1934), von dem in der „Pan“-Anthologie der Eröffnungstext *Erinnerung* stammte, hatte Trakl zu seiner ersten Gedicht-Veröffentlichung außerhalb Salzburgs im *Neuen Wiener Journal* verholten, wo er Theaterkritiker war.²⁷ Vermittler war Erhard Buschbeck gewesen, der mit Bahr befreundet war. Bahrs Interesse an Trakl war aber nicht anhaltend. Zugleich mit seiner Hinwendung zur katholischen Kirche übersiedelte Bahr 1912 nach Salzburg. Nach Ausbruch des Krieges vollzog er eine weitere Wende: Er kehrte zum Deutschnationalismus seiner radikalen Phase zurück. Selbst war er für den Kriegsdienst zu alt, er leistete aber seinen Beitrag auf publizistischem Gebiet in pathetischer Sprache und aus einer grenzenlosen Kriegsbegeisterung heraus. 1915 erschienen im Band *Kriegsseggen* zwölf Aufsätze, in denen er in religiös gefärbter Metaphorik den Krieg als ein Ereignis pries, das dem in seinen Augen trügerischen Individualismus – dem Hang der Deutschen, sich voneinander abzusondern – den Boden entziehen werde: „Ein einziges Schwert des Glaubens ist das ganze Volk [...]. In allen Deutschen schlägt jetzt derselbe heilige Zorn. Ein heiliger Zorn, ein heiligender Zorn, ein heilender Zorn.“²⁸ Im Verlauf des Krieges änderte Bahr zwar ein wenig den Tonfall, nicht aber seine tiefe politische Überzeugung. Die Beziehungen zu Stefan Zweig waren deswegen stark gestört; dieser forderte Bahr auf, öffentlich Buße zu tun und das Buch *Kriegsseggen* einzustampfen – wozu der Verfasser nicht bereit war.

Zum weiteren Umfeld Trakls ist auch Heinrich v. Schullern (1865–1955) zu zählen. Er stammte aus Tirol, war aber dann als Gemeindefeind von Maxglan und als Militärarzt beruflich in Salzburg tätig. Am Salzburger Stadttheater machte er mit den drei Einaktern *Genußmenschen* auf sich aufmerksam und sein Drama *Die Sirene* wurde zugleich mit Trakls Einakter *Totentag* am 23. März 1906 dort aufgeführt, inszeniert vom selben Regisseur Carl Friedheim, der

von 1903 bis 1906 in Salzburg tätig war. Trakl hat ihm mit einer publizistischen Würdigung im *Salzburger Volksblatt* ein Denkmal gesetzt.²⁹ Während des Krieges publizierte Schullern immer wieder Gedichte, die, zunächst jedenfalls, kriegsbejahend gewesen sind. Dazu zählt auch das in Versmaß und Reimform konventionell gestaltete Gedicht *Deutsch-Österreich 1914*,³⁰ das er in den ersten Kriegswochen verfasst hat.

Deutsch-Österreich 1914

Die schwüle Zeit, sie ist vorbei.
Mein Österreich, nun wirst du neu
In stolzer Macht ersteh'n.
Was ich erträumt was ich erdacht
In mancher gramerfüllten Nacht,
Nun werd' ich's wirklich seh'n.

Mein Österreich, du Völkerbund,
Du schönstes Reich am Erdenrund
Ich schaue dich mit Wonne.
Der fremde Haß hat dich geeint;
Es räumt der abgewies'ne Feind
Den Platz dir an der Sonne.

In alter deutscher Heldentreu'
Wir bauen unermüdlich neu
Am Donauland am holden
Und jedes Volk im Vaterland,
Es schützt mit kampfbereiter Hand
Das Banner schwarz und golden.

Den eignen Stamm ein jedes liebt,
Der Muttersprache jedes gibt
Die höchsten Lobeslieder.
Doch wenn es heißt zusammensteh'n,
Wenn Habsburgs Kriegesbanner weh'n
Dann sind wir alle Brüder.

Heil Österreich, wir weih'n uns dir;
Wenn man dich kränket für und für,
Das wird von uns gerochen.
Wir hängen auch an unserm Reich,
Dem kleinsten deutschen Lande gleich,
Sind deutsch bis in die Knochen!

Dem deutschen Mutterlande treu,
Dem Donaureiche auch dabei!
So hat es stets geklungen.
Wir bieten Trotz der ganzen Welt,
Wenn eins dem andern Treue hält
Nach Art der Nibelungen.

Schullern brachte in diesem Gedicht die Hoffnung zum Ausdruck, dass der Krieg eine Erneuerung Österreichs bringen und zur ersehnten Einigung dieses „Völkerbundes“ beitragen werde. Er beschwor darin aber auch die Nähe zum Deutschen Reich („Sind deutsch bis in die Knochen!“) und gründete seine Zuversicht zuletzt auf die „Nibelungentreue“ – einen Standardbegriff der politischen Propaganda dieser Zeit. Später ist in den Gedichten Schullerns aber ein nachdenklicher Tonfall zu hören. Zu Pfingsten 1917 hieß es dann beispielsweise: „Es friert das Herz bei allem Sonnenschein. / Ohn’ Ende tobt der Streit, / Es türmen sich die Leiden. –“³¹

Wilhelm v. Arlt (1892–1976), in der „Pan“-Anthologie mit dem Gedicht *Auf hohem Bergesrückén* vertreten, hatte ebenfalls (wie Bahr, Trakl und Schoffleitner) das Salzburger Staatsgymnasium absolviert (mit Auszeichnung); er musste mindestens drei Jahre Militärand Kriegsdienst leisten. Das Interesse, Gedichte zu schreiben, ist dabei nicht verloren gegangen. Sein literarisches Vorbild war Heinrich Heine. Er verfasste Gelegenheitsgedichte meist launigen Inhalts, „um in boshaft scharfen Bildern / Seinen Freundeskreis zu schildern“, wie er im Gedicht *Das Zimmer der Batterie 5/8* formulierte. Sie sind als Typoskripte erhalten geblieben.³² Beim Zusammenbruch der Front gegen Italien blieb ihm nur noch ein „bitteres Scherzen“: „Man fühlt sich unendlich gehoben, / Das Böseste drängt sich nach oben; / Die Bildung, auf die wir gepocht, / Sie wird von Instinkten durchlocht.“³³

Anton Pichler (1874–1943) hatte sich schon in der „Pan“-Anthologie mit dem Gedicht *Mein Salzburg* als Verfasser lokalpatriotischer Gesänge empfohlen; später dichtete er die Salzburger Landeshymne. Während des Krieges war er als Priester und Religionslehrer besonders berufen, religiösen Trost zu vermitteln. Im Gedicht *Wenn du ein Liebes drüben hast*³⁴ lässt er die Toten (gemeint sind die gefallenen Soldaten) zu hilfreichen Begleitern der Lebenden werden. Ihr Tod sei so nicht umsonst gewesen.

Als Letzter sei der produktive Prosaschriftsteller Fürst Friedrich Wrede (1870–1945) angeführt, der für die „Pan“-Anthologie die Studie *Greisentrauer* beigesteuert hat. Nach dem Krieg entwarf er im Roman *Politeia* ein Panorama der untergehenden Habsburger-Monarchie am Beispiel der Stadt Salzburg. Der umfangreiche Roman (über 800 Seiten) hat den Untertitel *Ein Roman aus jüngstvergangenen und künftigen Tagen*, gemeint ist die Zeit des Ersten Weltkrieges, vom in seinen Augen ahnungslos-idyllischen Leben davor bis zum chaotischen Ende mit einer Szene, die den „atavistischen Rückfall in die Raubtiernatur des Menschen“³⁵ zeigen soll. Einen humanistisch gesinnten Menschen wie Wrede musste das

besonders erschüttern. Trotz der geschichtsphilosophisch problematischen Überlegungen ist dieser Roman ein nicht uninteressantes Zeitgemälde.

Zuletzt die Frage: Was war mit Trakls lange wohl bestem Freund, Erhard Buschbeck (1889–1960) – auch er ein Beiträger zur mehrfach erwähnten Anthologie? Kurz gesagt: Er hatte Glück. Zweimal musste er zur Stellung (in Salzburg und in Dresden), zweimal wurde er als untauglich eingestuft (Herzprobleme), und schriftliche Äußerungen zum Thema „Krieg“ sind nicht überliefert – mit einer Ausnahme: Nachdem er vom Tod Trakls erfahren hatte, schrieb er seinem (und Trakls) Schulfreund Anton Moritz aus Dresden: „Der Tod Trakls ist mir natürlich sehr nahe gegangen. [...] Dieser Krieg ist etwas Furchtbares und ich muß heute anders über ihn denken.“³⁶ Nicht viele haben so früh entsprechende Lehren aus solchen Erfahrungen gezogen. Man darf annehmen, dass das *Ruf*-Heft zum Thema „Krieg“ jetzt anders ausgesehen hätte.

Bedenkt man noch, welche literarischen Ergüsse weitere Zeitgenossen, die nicht in der „Pan“-Anthologie vertreten waren, in Salzburger Zeitungen hinterlassen haben, beispielsweise Otto Pflanzl, ein volkstümlicher Gelegenheitsdichter im Dienst der Stiegl-Brauerei, oder Richard v. Strehle, Direktor der Studienbibliothek (heute Universitätsbibliothek), der in Mundart erschreckend hassgesättigte Verse schmiedete,³⁷ so kann man Trakls ästhetisch und gedanklich anspruchsvollen Umgang mit dem Thema „Krieg“ nicht hoch genug schätzen.

Anmerkungen

- 1 Die Bände V.1 und V.2 (Briefwechsel) der Innsbrucker Trakl-Ausgabe (ITA): Georg Trakl: Sämtliche Werke und Briefwechsel. Hg. v. Eberhard Sauer mann und Hermann Zwerschina, waren bei der Erstellung dieses Beitrages noch nicht lieferbar. Der vorliegende Beitrag weist Trakl-Gedichte und Trakl betreffende Stellen deshalb noch aus den beiden Bänden der von Walter Killy und Hans Szklenar herausgegebenen historisch-kritischen Ausgabe: Georg Trakl: Dichtungen und Briefe [außerdem Dokumente], Salzburg: Otto Müller 1987 (2., erg. Auflage) nach: mit Bandangabe/Seitenzahl. [Ergänzend aber werden die Parallelstellen aus der ITA kursiv der Angabe beigefügt (in den Fußnoten jedoch mit Sigle und gerade). Der letzte Band der ITA, Band VI = Dokumente und Nachträge, ist im Herbst 2014 erschienen, Eberhard Sauer mann steuerte auf Wunsch freundlich die Angaben bei, AS.]
- 2 Robert Müller: Apologie des Krieges. In: Der Ruf. H. 3, Nov. 1912, 1-8, hier 6.
- 3 Leo P. Trenck: Das Verbrechen am Frieden. In: Der Ruf. H. 3, Nov. 1912, 26-29, hier 27.
- 4 Ebenda, 28.
- 5 Georg Trakl: Trompeten. In: Der Ruf. H. 3, Nov. 1912, 12. Über „schmutzige Kinder“ kam Trakl zuletzt zu „braune Kinder“, vgl. HKA I/47, vgl. ITA II, 182ff., bes. 191.
- 6 Karl Röck: Tagebuch 1891–1946. 3 Bände. Hg. u. erl. v. Christine Kofler. Salzburg: Otto Müller 1976 (hektografiert vervielfältigte Ausgabe der Dissertation Innsbruck 1975). Hier: Bd. 1, 248 (vgl. ITA VI, 233).
- 7 Karl Röck notierte am 19. Mai 1914 in sein Tagebuch: „Nach dem Amt Frau v. Ficker getroffen, die über Trakls vieles Giftnehmen klagt“. Nach: Hans Szklenar: Beiträge zur Chronologie und Anordnung von Georg Trakls Gedichten auf Grund des Nachlasses von Karl Röck. In: Euphorion. 60, 1966, 222-262, hier 233 (vgl. ITA VI, 231).
- 8 Ludwig (von) Ficker – Ludwig Wittgenstein. Briefwechsel 1914–1920. Hg. v. Annette Steinsiek, Anton Unterkircher. Mit einem Nachwort von Allan Janik. Innsbruck: iup 2014, 142.
- 9 Haupt-Grundbuchblatt. Salzburger Landesarchiv, Evidenzreferat, Grundbuchblätter 1887.
- 10 Ebenda.
- 11 Erwin Marholdt: Der Mensch und Dichter Georg Trakl. In: Erinnerung an Georg Trakl. Zeugnisse und Briefe. 3. Aufl. Salzburg: Otto Müller 1966, 21-90, hier 55.
- 12 Erwin Marholdt berichtet diese – von Ficker dann gestrichene – Episode. Vgl. die Druckfahnen von Erwin Marholdts Beitrag *Der Mensch und Dichter Georg Trakl* für den Band *Erinnerung an Georg Trakl*, Erstdruck Brenner-Verlag 1926. Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Nachl. L. v. Ficker, Sig. 41-70-8-1. (Vgl. ITA VI, 251.)
- 13 Ludwig v. Ficker: Der Abschied (1926). In: L. v. F.: Denkwort und Danksagungen. Aufsätze. Reden. Hg. v. Franz Seyr. München: Kösel 1967, 80-101, hier 80 (vgl. ITA VI, 237).
- 14 Ebenda, 87 (vgl. ITA VI, 240).
- 15 Patrick Bridgwater: Georg Trakl and the Poetry of the First World War. In: Walter Methlagl, William E. Yuill (Hg.): Londoner Trakl-Symposion. Salzburg: Otto Müller 1981 (Trakl-Studien, Bd. X), 96-113, hier 113.
- 16 Brief von L. v. Ficker an Karl Emerich Hirt, 20.11.1914 (Entwurf). In: L. v. Ficker: Briefwechsel 1914–1925. Hg. v. Ignaz Zangerle, Walter Methlagl, Franz Seyr, Anton Unterkircher. Innsbruck: Haymon 1988 (Brenner-Studien, Bd. VIII), 50f. (vgl. ITA I, 41).
- 17 Reichspost, 15.11.1914. (Trakls Ankündigung wird in der Todesnachricht referiert, s. auch Anm. 19). Der Artikel wird im Beitrag von H. Stockhammer in diesem Heft zitiert.
- 18 Reichspost, 25.12.1913: Geistliches Lied, In einem verlassenem Zimmer, Verklärter Herbst.
- 19 Reichspost, 15.11.1914.
- 20 Karl Kraus: Briefe an Sidonie Nádherný I, 83. Zitiert nach: Gerald Stieg: Der Brenner und die Fackel. Salzburg: Otto Müller 1976, 270.
- 21 Ludwig von Ficker: Aus einem Brief an Werner Meyknecht (1934). In: L. v. F.: Denkwort und Danksagungen (Anm. 13), 116-122, hier 119.

- 22 Karl Schoßleitner: Wirf weg, damit du nicht verlierst! Auch ein paar Kriegsgedichte [1915], Auch ein paar Kriegsgedichte. Zweites Heft [1917], Nach innen und außen. Gedichte des Fliegens [1920], alle: Salzburg: Mayrische Buchhandlung Max Swatschek o. J.
- 23 Salzburger Volksblatt, 18.12.1915, Rubrik „Literarisches“, 14.
- 24 Karl Schoßleitner: So viele beugen sich ... In: K. Sch.: Wirf weg, damit du nicht verlierst! Auch ein paar Kriegsgedichte (Anm. 22), 12f.
- 25 Vgl. Nikolaus Schaffer: Alexander von Mörk 1887–1914. Museum carolino augusteum (Ausstellungskatalog): Salzburg 1987 (Monographische Reihe zur Salzburger Kunst, Bd. 5), 5.
- 26 Karl Schoßleitner: Exhumierung. In: K. Sch.: Auch ein paar Kriegsgedichte. Zweites Heft (Anm. 22), 53.
- 27 Georg Trakl: Einer Vorübergehenden, Vollendung, Andacht. In: Neues Wiener Journal, Nr. 5744, 17.10.1909, 8.
- 28 Hermann Bahr: Das deutsche Wesen ist uns erschienen! In: Kriegsseggen. München: Delphin 1915, 7.
- 29 Salzburger Volksblatt, Jg. 36, Nr. 79, 6.4.1906, 6. (Nachgedruckt in I/205f., vgl. ITA I, 60ff.)
- 30 Heinrich von Schullern: Deutsch-Österreich 1914. In: Salzburger Volksblatt, 28.8.1914.
- 31 Heinrich von Schullern: Pfingsten 1917. In: Salzburger Volksblatt, 25.5.1917, 3.
- 32 Wilhelm von Arlt: Das Zimmer der Batterie 5/8. Aus der Gedichtsammlung Dr. Wilhelm v. Arlt. Salzburger Landesarchiv, Miscellanea-Akten Nr. 58, Blatt 4.
- 33 Wilhelm von Arlt: Poesie? Ebenda, Blatt 9.
- 34 Anton Pichler: Wenn du ein Liebes drüben hast. In: A. P.: Wenn du ein Liebes drüben hast. Was Dichter unsern Toten sangen. 2. Aufl. Salzburg: Edelweiß 1927, 7f.
- 35 Friedrich Fürst Wrede: Politeia. Ein Roman aus jüngstvergangenen und künftigen Tagen. Darmstadt, Leipzig: Ernst Hofmann [1925], 587.
- 36 Brief E. Buschbecks aus Dresden an A. Moritz in Wien, 19.12.1914. Wienbibliothek im Rathaus, Sig. H.I.N. 242.211.
- 37 Im elfstrophigen Gedicht *Hui auf!* forderte Strehle beispielsweise die „Buaben“ zu einem „Haberfeldtreiben“, eine Art Femegericht, auf; die dritte Strophe lautet: „Wen werma denn zerst bei die Ohrwaschl'n pack'n? / Wem werma denn zerst die Visaschi derhack'n? / Wen werma denn zerst ins Wasser neinschmeiß'n? / Wer vo die Luadern kimmt an d'Reih? / Dös is enk wol glei?“ In: Salzburger Volksblatt, 6.9.1914, 4.

Es wird ernst

Kierkegaard-Lektüren im Expressionismus während des Ersten Weltkriegs

von Christian Wiebe (Bielefeld)

Der expressionistische Schriftsteller Theodor Tagger veröffentlicht 1915 ein Buch mit dem vielsagenden Titel *Von der Verheissung des Krieges und den Forderungen an den Frieden. Morgenröte der Sozialität*. Er schreibt: „Ich frage: wird es die noch geben können, die nur immer Ästheten sein wollten? Werden sie durch diese schrillen Tage unaufgeweckt hindurch können? Ich weiß es nicht, ich kann es mir im Augenblick nicht vorstellen.“¹ Der Krieg weckt demnach auf, er beendet den Ästhetizismus, er lenkt den Blick auf das Wesentliche. Doch wozu er aufweckt und was dieses Wesentliche sein soll, ist zunächst gar nicht leicht zu sagen. Die expressionistische Generation, so meine These, sucht den Ernst, eine Haltung eher als ein Thema. Und in diesem Punkt berühren sich die Deutungen des Krieges und die Deutungen der Schriften Kierkegaards. Kierkegaard wird zu dem Autor, der ‚ernst macht‘.

Damit liegt meine These quer zu dem Thema der Tagung *Attraktion und Trauma*. Diese beiden Pole leuchten unmittelbar ein. Der Krieg erschien, auch wenn das natürlich längst differenziert beschrieben wurde² – vielen attraktiv. Auch vielen Expressionisten, die sich später gegen den Krieg stellen sollten, erschien er zunächst als „Attraktion“. Und zugleich gibt es die traumatischen Erfahrungen, wie sie in der Lyrik des Expressionismus zu finden sind – es ließe sich dabei an Georg Trakl denken – oder an die Briefe von August Stramm.

Der Ernst aber bedeutet keine Entscheidung zwischen diesen beiden Polen. Es ist einerseits möglich, dass, wie das Eingangszitat von Tagger nahelegt, der Krieg zu begrüßen sei, weil er den Ernst fordere. Andererseits kann es bedeuten, sich gegen den Krieg zu stellen, eine ernsthafte Entscheidung zu treffen, die den Krieg definitiv ausschließt.

Doch zunächst zu Theodor Tagger, der von der „Verheissung des Krieges“ schreibt:

„Ich erinnere mich, jemanden nach dem Fall von Namur gehört zu haben, der sagte: es würde vollständig dem zwanzigsten Jahrhundert entsprechen, wenn jetzt die Kriegführenden plötzlich abbrechen wollten und sagen: Der Krieg sei unentschieden und wir wollen nicht mehr Feinde sein. Das ist dasselbe: es wäre zwanzigstes Jahrhundert gewesen, diese unausdrückbaren Opfer für nichts gebracht zu haben, für keine Entscheidung; für ein Spiel: aus Angst vor der Entscheidung, aus Gewohnheit am Spiel. Aber ich betonte [sic] deutlich, dass es nicht ist, nur gewesen wäre. Das zwanzigste Jahrhundert in Anführungszeichen und als Überschrift ist nicht mehr, der Krieg hat ihm die Anführungszeichen heruntergerissen, wie einem schlechten Offizier die Epauletten.“³

Bei Tagger verbindet sich der Ausbruch des Krieges unmittelbar mit der einsetzenden Wirkung Kierkegaards:

„In den letzten Jahren ist dagegen sehr wenig vorgegangen. So gut wie nichts, das unseren Geist irgendwie getroffen und erzwungen hätte. Man kann vielleicht die Begegnung mit Kierkegaard nennen, doch sie ist älter, ausserdem hat ihre Wirkung noch nicht eingesetzt. Sie wird kommen, und es wird auch der Krieg sie nur gefördert, nicht getrübt haben. Gab es einen kriegerischeren Geist als den Melancholiker Kierkegaard? Der Krieg hat uns in Kierkegaard gefördert.“⁴

Dieses Pathos scheint mittlerweile unendlich weit entfernt: „Der Krieg hat uns in Kierkegaard gefördert.“ Tagger, das ist in diesem Zusammenhang wichtig, schreibt sein Buch ganz in der Erwartung, dass der Krieg bald zu Ende sei, und selbstverständlich in der Erwartung eines Sieges des deutsch-österreichischen Bündnisses.⁵ Der Krieg hat noch keinen Schrecken für ihn. Wenn Tagger Kierkegaard einen ‚kriegerischen Geist‘ nennt, ist vollkommen klar, wie er ihn damit auszeichnet, ihn damit zu dem Autor der Stunde macht. Weshalb nennt er Kierkegaard einen ‚kriegerischen Geist‘? Tagger beschreibt Kierkegaards Kampf gegen die Dänische Landeskirche, den er als einen Kampf gegen deren religiöse Terminologie deutet.⁶ Kierkegaard stellte sich in seinen letzten Schriften tatsächlich gegen die falsche Verwendung der christlichen Begriffe. Der Streit entzündete sich, als der verstorbene Bischof Mynster als ein „Wahrheitszeuge“ bezeichnet wurde; ausgerechnet als ein „Wahrheitszeuge“, denn genau dies könne, nach Kierkegaard, jemand wie der Bischof unmöglich gewesen sein. Zu einem Wahrheitszeugen gehört für Kierkegaard ein Leiden für diese Wahrheit, doch der Bischof, wie Kierkegaard ihn sah, lebte unbeschwert und finanziell bestens versorgt. Diesen Gedanken arbeitete Kierkegaard in seinen späten Texten immer schärfer heraus: Wie kann ein Mensch, der für seine „Wahrheit“ bezahlt wird, diese verbürgen?⁷ Kierkegaard wollte, so Tagger, diese Terminologie abschaffen oder zumindest revidieren, denn sie könne angelegt werden wie eine Verkleidung, ohne die Innerlichkeit zu betreffen.⁸ Dem gegenüber stehe der ‚gottunmittelbare Glaube‘.⁹ Die Struktur der Argumentation Taggers ist deutlich zu sehen: Kierkegaard räumt die christliche Terminologie beiseite, damit der unmittelbare Glaube Raum hat.

Eine parallele Argumentation findet sich in Bezug auf den Krieg:

„So ist dieser Krieg schon Auftakt zur Revolution des Friedens, Forderung und Verheissung; die erste Raumschaffung hob an mit ihm. Der Begriff einer neuen Öffentlichkeit und einer Gemeinsamkeit der Menschensorge; die stoffwerdende Sehnsucht nach einem Leben in ausgenützteren Freiheiten, das ist so viel, wie: mit grösseren Möglichkeiten, sich und das Leben um sich zu verjüngen; um es schließlich mit einer Fahne zu verkünden: die Morgenröte der Sozialität stieg auf durch ihn, diesen Krieg.“¹⁰

Der Krieg schafft den geistigen Raum für eine neue Sozialität. Neue Begriffe von „Öffentlichkeit“ und „Gemeinsamkeit“ könnten nun zum Tragen kommen. Das war optimistisch: Attraktion des Krieges.

Von dieser Einschätzung nun zum *Brenner*, wo – bekanntlich – ganz anders über den Krieg geschrieben wurde. Zur Kierkegaard-Rezeption der *Brenner*-Autoren ist bereits intensiv geforscht worden, insbesondere zu Theodor Haecker.¹¹ Mit ihm beginnt die eingehende Kierkegaard-Rezeption im *Brenner*. 1913 war Haeckers Monographie *Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit* erschienen.¹² Vor allem Carl Dallago setzte sich für Haecker ein,¹³ und Dallago war es auch, der eine Besprechung dieses Buches im *Brenner* vornahm – über drei Ausgaben hinweg.¹⁴ Die Gesamtstrategie, zu der diese voluminöse Besprechung gehört, soll hier zunächst in den Blick genommen werden.¹⁵ Denn diese Besprechung, mit der dann eindeutig für Haecker und für Kierkegaard Stellung bezogen wird, ist gut vorbereitet. Zuvor wird im *Brenner* bereits mit einer ganzseitigen Anzeige auf das Kierkegaard-Buch von Haecker hingewiesen. Anzeigen im *Brenner*, daran ist zu erinnern, werden vom Herausgeber verantwortet, sie bringen kein Geld.¹⁶ Darauf wird Haecker die Möglichkeit gegeben, auf eine schlechte Rezension über sein Buch zu antworten. Franz Blei hatte es in den *Weissen Blättern* besprochen.¹⁷ Auf diese Rezension antwortet Haecker – und greift seinerseits Blei scharf an. Dann erst folgt Dallagos Besprechung der Kierkegaard-Monographie im *Brenner*. Sie umfasst immerhin 42 Seiten und alle drei Teile sind prominent platziert, jeweils als erster Text des Heftes. Das ist insgesamt ein bemerkenswerter Vorgang: Der *Brenner* wirbt für ein Buch, der Autor dieses Buchs reagiert im *Brenner* auf eine Rezension darüber und schließlich wird das Buch im *Brenner* ausführlich besprochen.

Dallago untersucht, vermittelt durch Haeckers Schrift, den Begriff des Christen bei Kierkegaard. Dallago prüft nun, inwieweit der von Kierkegaard revidierte Begriff des Christen mit seiner eigenen Idee der Religiosität zusammenhängt.¹⁸

Erneut Begriffsrevisionen: Es zeigt sich eine deutliche Parallele zu der Kierkegaard-Rezeption Theodor Taggers, und es liegt nahe, dass Tagger die Artikel aus dem *Brenner* kannte. Das *Brenner*-Jahrbuch von 1915 hat er jedenfalls nachweislich rezipiert.¹⁹

Im *Brenner* wird das Thema „Kierkegaard“ in der Folge immer stärker besetzt. Es erscheinen Texte von Kierkegaard in der Übersetzung Theodor Haeckers. Doch erneut: Es ist bedeutsam, dies nicht allein als Haeckers Kierkegaard-Rezeption zu verstehen, sondern vor allem als eine Gesamtstrategie, die mit der Zeitschrift verfolgt wird. Die letzte Ausgabe, die 1914 erscheint, ist dann fast vollständig Kierkegaard gewidmet. Während des Krieges wird der *Brenner* eingestellt – bis auf das schon genannte *Brenner*-Jahrbuch, das 1915 als fünfter Jahrgang der Zeitschrift erscheint. Besondere Aufmerksamkeit der Literaturwissenschaft hat das *Brenner*-Jahrbuch verdient, weil darin einige Gedichte Georg Trakls erstveröffentlicht sind (*Die letzten Gedichte*). Dem folgt ein Text Kierkegaards mit dem Titel *Vom Tode*, der sich thematisch einreicht in das Gedenken an die Toten des Kriegs, insbesondere an Trakl, und daran schließt sich ein weiterer Text Trakls an (*Offenbarung und Untergang*). Kierkegaards *Vom Tode* erscheint – wiederum präzise konzipiert – zwischen den Texten von Trakl.

Bei *Vom Tode* handelt es sich um eine Rede Kierkegaards aus der kleinen Sammlung *Drei Reden bei gedachten Gelegenheiten*. Im *Brenner* erscheint eine verschiedentlich gekürzte Fassung – auch der Titel ist eine Freiheit des Übersetzers. Haecker, der die Rede für den *Brenner* übersetzt hat, hat an mehreren Stellen stark eingegriffen. Emanuel Hirsch

übersetzt den Titel der Rede dagegen mit *An einem Grabe*.²⁰ Der Titel der Rede ist bedeutsam, doch wichtig ist zunächst das, wovon sie handelt: nämlich vom Ernst, den das Leben durch den Gedanken an den Tod erhält. Auch hier also, im *Brenner*, trifft beides zusammen: das Gedenken (dieser Begriff ist an die Kierkegaard-Terminologie angelehnt) an den Krieg und die Kierkegaard-Rezeption. Und die Stoßrichtung ist: der Ernst! Genau dafür wird die Rede Kierkegaards gebraucht. Kierkegaard schreibt:

„Der Tod gerade kann lehren, daß der Ernst im Inneren liegt, im Gedanken, kann lehren, daß es nur ein Sinnesbetrug ist, wenn leichtsinnig oder schwermütig auf das Äußere gesehen wird, oder wenn der Betrachter tiefsinnig über dem Gedanken des Todes an seinen eigenen Tod zu denken und ihn zu bedenken vergißt.“²¹

Der Ernst hebt an mit dem Bedenken des eigenen Todes. Kierkegaard unterscheidet im Folgenden den Ernst des Lebens vom Ernst des Todes. Der Ernst des Lebens verleitet zu Fehlschlüssen, denn der Ernst liegt eben nicht im Äußeren. Das heißt, wer in Schwierigkeiten lebt, etwa in Krankheit oder Armut, und vom Ernst des Lebens spricht, der kann sich täuschen. Denn in diesem Äußeren liegt nicht der Ernst. Der Ernst des Todes dagegen bezieht sich in jedem Fall auf das Innere, denn sobald er im Äußeren ‚da ist‘, ist der Mensch eben tot. „[...] der Ernst des Todes ist ohne Betrug, denn es ist nicht der Tod, der ernst ist, sondern der Gedanke an den Tod.“²² Und weiter unten: „Denn der Tod ist der Lehrmeister des Ernstes, und daran erkennt man seine ernste Unterweisung, daß er es dem Einzelnen überläßt, sich selber aufzusuchen, um eben dann den Ernst zu lernen, wie er nur gelernt wird im Menschen selbst.“²³ Der Tod wird von Kierkegaard als „Lehrmeister des Ernstes“ eingesetzt. Das hat – mitten im Krieg – selbstverständlich eine besondere Brisanz. Die Toten des Krieges werden allmählich wahrgenommen. Und mit Kierkegaard wird eine existenzielle Lesart der Kriegsoffer vorgeschlagen. Sie werden eben nicht politisch instrumentalisiert – was ja bis in die Gegenwart hinein immer geschieht, um den vielen Toten einen Sinn abzutrotzen: Sie seien eben nicht umsonst gestorben, wenn die politischen Ziele erreicht würden. Im Zusammenhang mit der Lektüre Kierkegaards lenken die Opfer des Krieges nun den Blick auf den eigenen Tod. Denn Kierkegaard geht von der Aufmerksamkeit auf den Tod zur Aufmerksamkeit auf den eigenen Tod weiter. Die Situation, an einem Grabe zu stehen – der Titel der Rede *An einem Grabe* zeigt dies bereits an –, leitet dieses Gedenken ein. Und erst damit setzt der Ernst ein.

Kierkegaard versucht nun das Denken an den Tod näher zu bestimmen. Der Tod sei „entscheidend“.²⁴ Die Wiederholung, die eine wichtige Kategorie bei Kierkegaard ist, setzt der Tod für das Subjekt außer Kraft: Der Tod beendet jeden Aufschub. Und damit führt der Tod zum Ernst, denn im Gedanken an den eigenen Tod hört das Zurückweichen, das Aufschieben, das Spiel auf.

Kierkegaards Text ist allerdings nicht so einfach auf eine Linie zu bringen. Zwar grenzt er immer wieder ab, welches Gedenken an den Tod bloße „Stimmung“²⁵ sei und welches ernst. So ist der tröstliche Gedanke an die Ruhe des Todes bloß „Stimmung“. Doch diese

Stimmungsbilder gewinnen teilweise viel Raum, sie gewinnen ein eigenes Recht im Text. Darüber, dass der Tod zur Ruhe führt, schreibt Kierkegaard:

„Es soll Ruhe geben, wenn einer in der Jugend schon müde geworden ist und nur mit der Schwermut umgeht, zu bedenken, daß er im Schoß der Erde ruhig und geborgen liegt, es soll Ruhe geben, diesen Trost zu bedenken und ihn so zu denken, daß der Ewige schließlich allein der Unglücklichste wird, der wie eine Wiegenfrau nicht schlafen darf, während alle wir andern doch einschlummern dürfen!“²⁶

Der Tod wird als endgültige Ruhe gezeigt. Dies wäre das Gegenstück zur „Entscheidung“²⁷ des Todes. Die Entscheidung kann Furcht auslösen oder als letzter Trost gedacht werden, als ein Trost, der den Lebewesen zukommt, allein dem ewigen Gott nicht. Die Ruhe des Todes, die endgültige Entschiedenheit wird hier zu einem Vorzug des Menschen gegenüber der ewigen Gottheit umgedeutet. Doch Kierkegaard fährt fort:

„Indessen, das ist Stimmung, und den Tod so zu denken ist nicht Ernst. Es ist die Ausflucht der Schwermut, sich aus dem Leben nach dem Tode zu sehnen, und es ist Aufruhr, ihn nicht fürchten zu wollen; es ist die Schlaueit der Schwermut, nicht verstehen zu wollen, daß es anderes zu fürchten gibt als das Leben, und daß deshalb eine andere Weisheit gefunden werden muß, die trösten soll, als der Schlaf des Todes.“²⁸

Der tröstliche Gedanke an den Tod wird scharf zurückgewiesen. Der Ernst sehe anders auf den Tod. Hier werden also zwei Sichtweisen unterschieden, und dem Ernst wird der Vorzug gegeben. Kierkegaard, so ließe sich folgern, will ein ernstes Denken an den Tod einüben. Doch die Stimmungsbilder, die immer wieder abgelehnt werden, bleiben präsent. Sie sind kunstvoll inszeniert und eindringlich ausgeführt, so wie das folgende:

„Wenn Krankheit der tägliche Gast wird und die Zeit hingeht, der Freude Zeit, wenn selbst die Nächsten des Leidenden müde werden und manch ein ungeduldiges Wort verwundet, wenn der Leidende selbst fühlt, daß seine Gegenwart nur störend ist für die Frohen, wenn er ferne sitzen muß, fern vom Tanz: da soll es lindern, zu bedenken, daß der Tod doch auch ihn einlädt zum Tanz und daß in diesem Tanz alle gleich werden. Jedoch das ist Stimmung; und eigentlich ist es Feigheit, die durch eine Fälschung in dichterischer Gestalt sich besser dünken will, wiewohl sie doch im Wesen ebenso erbärmlich ist.“²⁹

Der Ernst, so scheint es, benötigt die „Stimmung“, die dann im Ernst zurückgelassen wird. Doch sie wird zunächst vorausgesetzt. Kierkegaard negiert zwar die „Stimmung“, doch sie ist, geradezu in einem hegelschen Sinne, im Text selbst aufgehoben. In dieses Gefüge der

Stimmung passt nun im *Brenner* das Gedenken an Trakl genauso wie das Erinnern an die bisherigen Opfer des Krieges. Der Leser, die Leserin wird auf diese Weise gestimmt, um dann den existenziellen Ernst zu lernen. Diese Interpretation jedenfalls legt das Arrangement der Texte nahe. Von der Aufmerksamkeit auf den Krieg wird mit Kierkegaard die Aufmerksamkeit auf den eigenen Tod und dessen existenzielle Bedeutsamkeit gelenkt.

Dabei bedarf Kierkegaards Text offenbar keiner weiteren Erklärungen, er spricht scheinbar immer wieder genau in die Situation des Krieges hinein. Hierzu passt, dass die Kierkegaard-Übersetzungen, die bis 1914 im *Brenner* erschienen sind, jeweils von Vor- oder Nachworten begleitet wurden. Hier, im *Brenner*-Jahrbuch, ist das anders. Haecker verfasst für das Jahrbuch einen langen polemischen Text, der eben kein Vor- oder Nachwort ist, sondern für sich steht (*Der Krieg und die Führer des Geistes*). In gleicher Weise steht der Text Kierkegaards für sich, als bedürfe er keiner weiteren Erläuterung, keiner historischen Einordnung oder interpretativen Hinführung. Das Thema des Todes liegt auf der Hand, der Text scheint aktuell zu sein:

„Deshalb soll sich die Rede jeder Erklärung enthalten; wie der Tod das letzte ist von allem, so soll dies das letzte sein, was über ihn gesagt wird: er ist unerklärlich. Die Unerklärlichkeit ist die Grenze, und die Bedeutung der Aussage nur die, dem Gedanken des Todes rückwirkende Kraft zu geben, ihn zur vorwärtstreibenden Kraft im Leben zu machen, weil es mit der Entscheidung des Todes vorbei ist, und weil die Ungewißheit des Todes in jedem Augenblick nachsieht. Die Unerklärlichkeit ist deshalb nicht eine Aufforderung Rätsel zu raten, eine Einladung sinnreich zu sein, sondern des Todes ernste Mahnung an den Lebenden ist: ich brauche keine Erklärung, bedenke du, daß es in dieser Entscheidung vorbei ist, und daß sie jeden Augenblick da sein kann; sieh, das zu bedenken ist wohl der Mühe wert für dich.“³⁰

Der Tod ist gegenwärtig im Leben da, er kann jederzeit kommen – und mit ihm kommt die endgültige Entscheidung. Genau das scheint eine Kriegserfahrung zu sein: Der Tod wird gegenwärtig, für die Soldaten an der Front genauso wie für die Menschen daheim. Und der Gedanke an den Tod werde zur „vorwärtstreibenden Kraft“³¹ im Leben, was wiederum fast wie eine Kriegserfahrung aus dem Ersten Weltkrieg klingt. Natürlich: Kierkegaard überträgt hier nicht einen Gedanken aus dem Krieg auf das Leben aller. Aber im Kontext des *Brenner*-Jahrbuches liegt es nicht fern, den Text genau so auszulegen. Wie der Soldat an der Front sein Leben im Angesicht des Todes lebt, vom Gedanken an den Tod vorangetrieben wird, so soll der existenzielle Ernst eingeübt werden.

Kierkegaard schließt mit der Überlegung, dass der Ernst des Todes von jedem Menschen in gleichem Maße zu lernen sei.³² Dass hierin niemand leichter lerne, niemand diese letzte Prüfung überspringen könne. Der Gedanke an den eigenen Tod entfacht den Ernst, das heißt, die existenzielle Herausgehobenheit eines Frontsoldaten wird geradezu zu einem Musterfall, an dem sich die existenzielle Situation des Menschen begreifen lässt.³³

Hier also, in dem Zusammenhang des Krieges und der Rezeption des kierkegaardschen Ernstes, treffen sich Theodor Tagger und *Der Brenner*. Weit entfernt sind sie freilich in der Einschätzung des Krieges selbst. Carl Dallago beispielsweise setzte sich immer wieder für den Frieden ein.³⁴ Taggers freudige Erwartungen werden im *Brenner* nicht geteilt.

Auf das *Brenner*-Jahrbuch und die eingeschlagene Richtung des *Brenner* nimmt Ludwig von Ficker Bezug, als der *Brenner* 1919 wieder erscheint. Von Ficker schreibt ein *Vorwort zum Wiederbeginn* der Zeitschrift, worin er die Entwicklung der Zeitschrift reflektiert. Der programmatische Charakter der Kierkegaard-Rezeption wird darin deutlich, ebenso der „Ernst“ Kierkegaards. Ficker spricht von der „Denk- und Glaubensinbrunst“:

„Als ein abschließendes Dokument seiner Entwicklung, das kaum mehr eine Spur des Beiläufigen aufwies, enthielt das Jahrbuch des Brenner zugleich die volle Andeutung seiner künftigen (der einzig möglichen, somit notwendigen) inneren Gestalt. Denn nicht von ungefähr war es erfüllt vom Widerschein der beiden großen Geistesrichtungen, die nur im tiefsten und bedeutungsvollsten Sinne eines Zufalls – im Sinne einer Fügung – die Schicksalspole unserer geistigen Bewegung werden konnten: der hohen Weisheit Chinas, die aus des Laotse Entrücktheit durch zweieinhalb Jahrtausende zu uns herüberschimmert, und der leidenschaftlichen Denk- und Glaubensinbrunst Sören Kierkegaards, die unheimlich unverrückt, ein endlos flammendes Gewitter, den stürzenden Horizont des Abendlandes überragt.“³⁵

Die Kierkegaard-Rezeption im *Brenner* zur Zeit des Ersten Weltkriegs darf als symptomatisch gelten für die expressionistische Generation, nicht als Spezifikum des *Brenner*.

Ich wende mich von hier einem weiteren Autor zu, Paul Adler, 1878 in Prag geboren, der eine Zeit lang dem Expressionismus sehr nahe stand, auch den Prager Autoren wie Franz Kafka. Sein Name ist zudem verbunden mit der Gartenstadtbewegung in Dresden-Hellerau. Seine literarischen Texte allerdings werden derzeit nur wenig beachtet.³⁶ 1915 erscheint Adlers Roman *Nämlich*, der aus den Aufzeichnungen des offenbar wahnsinnig werdenden Protagonisten Paul Sauler besteht.³⁷ Dabei ist dieser Wahnsinn komplex zu denken. Der Wahnsinnige könnte auch der einzige sein, der eben ‚klar sieht‘.

Der Vergleich eines Gläubigen mit einem Wahnsinnigen spielt bei Kierkegaard eine wichtige Rolle. Der Gläubige ist bei Kierkegaard ganz subjektiv aufgefasst, womit die objektiven Maßstäbe ihre Geltung verlieren. Kierkegaard lässt beispielsweise einen Philosophen auftreten, der einen dezidiert rationalen Blick auf die Welt wirft und über Christus spricht:

„Und der Philosoph müsste sagen: ‚Eine so schreckliche oder vielmehr so wahnsinnige Eitelkeit, daß ein einzelner Mensch Gott sein will, ist doch etwas bis jetzt Unerhörtes; eine bis auf diese Spitze getriebene Form der reinen Subjektivität und der bloßen Negation ist nie gesehen worden. Er hat keine

Lehre, kein System, er weiß im Grunde nichts, das sind so einzelne aphoristische Aussprüche, einige Sentenzen und ein paar Parabeln, die er fortwährend repetiert und variiert, mit denen er die Masse blendet, für die er auch Wunder und Zeichen tut, so daß sie, statt etwas zu wissen oder wahre Belehrung zu bekommen, vielmehr an ihn zu glauben beginnt, der einem so fatal wie möglich fortwährend seine Subjektivität aufnötigt.“³⁸

Christus, der Gott-Mensch, ist in den Augen dieses Philosophen voller ‚wahnsinniger Eitelkeit‘. Sobald ein Mensch tatsächlich subjektiv wird, das heißt, zum Widerspruch der Gesellschaft, ihrer Normen und ihrer Ethik gerät, gilt er als wahnsinnig. Das lässt sich als Diskurs über das ‚Normale‘ und den ‚Wahnsinn‘ reformulieren. Wer sagt denn, was Wahnsinn sei und was Normalität? Die Frage ist mittlerweile, im Anschluss an Foucault, intensiv diskutiert worden.³⁹ Bei Paul Adler wird diese Zwischenstellung, dieses Unentscheidbare – weil eben kein Maßstab zu haben ist außer dem eigenen – ästhetisch fruchtbar. Von welchem Standpunkt aus sagt der Interpret des Textes denn, so wie eben geschehen, dies sei die Geschichte eines Subjektes, das dem Wahnsinn verfällt? Zahlreiche einzelne Passagen entsprechen jedenfalls nicht den Konventionen menschlicher Sprache, sie sind scheinbar sinnlos. Dann aber finden sich Äußerungen, die zwar zunächst irritierend wirken, aber eine vollkommen klare Stoßrichtung haben. Hier ein längeres Zitat, das sich auf den Krieg beziehen lässt, darauf geradezu bezogen werden muss. Immer wieder finden sich auch Aussagen, die an logische Ableitungen erinnern sollen bzw., mit Wittgenstein gesprochen, das Sprachspiel eines logischen Beweises variieren. Die folgende Passage steht unter dem Titel *Beweis des Bösen*.

„Wutgeschrei: Daß der Mensch ein politisches Wesen und kein Weltverbesserer oder Narr ist, vielmehr ein solcher Besessener, der die Welt beständig zu verschlechtern trachtet. Folgt aus dem, was dein Gemüt bereits zugeben mußte.
Wutgeschrei: Daß es immer Kriege gegeben hat und immer geben wird. Daß der ewige Friede ein Traum ist und nicht einmal ein schöner. Ableitung wie oben, aus deinem Herzen.
Hohngeschrei: Daß der Staat wie die kriegerischen Termiten in Avoron ein notwendiges Übel oder eine üble Notwendigkeit ist. Man kann aber auch sagen ein notwendiges Gut, da ja ein Gut eben das genannt wird, was zu seinem Zweck führt. Der Zweck der bösen Welt aber kann natürlich nur ein böser sein. Diese Bosheit, o Mensch, ist dein Vaterland.“⁴⁰

Mit Kierkegaard wird hier eine Haltung durchgespielt, wie über den Wahnsinn des Krieges zu sprechen sei, indem eben der Protagonist wahnsinnig wird. Die Normalität ist aus der Sicht dieses „Wahnsinnigen“ böse. Der, nach Kierkegaard, ganz subjektiv gewordene Mensch gerät in den Widerspruch zu dem, was als normal gilt.

„Diese Bosheit, o Mensch, ist dein Vaterland“ – das darf 1915 nur ein Wahnsinniger sagen. Die ästhetische Konzeption sichert den Autor Paul Adler selbst ab, der eben das Urteil über seinen Protagonisten von Anfang an nahe legt: Hier spricht bloß ein Wahnsinniger. Adler verweigerte konsequent den Dienst in der Armee. Er zählte zu einer kleinen Gruppe, die das mit großen Hindernissen durchsetzen konnte.⁴¹

Der Krieg fordert eine entschiedene Haltung – und mit Kierkegaard lässt sich diese Konsequenz literarisch durchspielen: Wohin führt es, diese Subjektivität so ernst zu nehmen? Es führt scheinbar in den Wahnsinn, aber erst dann lässt sich die „Wahrheit“ über den Krieg erfassen und aussprechen.

Die Aktion hat 1916 Paul Adler ein Sonderheft gewidmet. In seinem Aufsatz *Glauben aus unserer Zeit* kommt Adler mittelbar auf seine Dienstverweigerung im Krieg zu sprechen:

„Taten, die nach ihren irdischen Folgen gar keinen menschlichen (d.i. moralischen) Nutzen haben – wie z.B., daß jemand in dem jetzigen Kriege den Dienst verweigerte und seine Weigerung unbekannt bliebe – solche Taten oder tatkräftige Gesinnungen müssen, ebenso wie sie sich in einem vom Irdischen ganz leeren Raum abspielen, auch in diesem überirdischen Raume ihre Wirkungen haben, und den Urheber zu einem Mitwirker Gottes [...] machen.“⁴²

Adler formuliert hier seine Hoffnung, dass das Tun des Menschen nicht vergeblich sei, sondern „überirdische“ Folgen habe, selbst wenn sichtbare Folgen ausbleiben. Das entspricht der ganz subjektiven Auffassung des Glaubens bei Kierkegaard, die sich nicht von Äußerlichkeiten abhängig zu machen sucht, sondern ganz auf die Innerlichkeit setzt. Und auch in der Erzählung *Das Einhorn*, die ebenfalls in *Die Aktion* erscheint, vermag Paul Adler eine hoffnungsvolle Sicht zu entwickeln. Die Erzählung, in der Figuren aus der frühen Kirche und dem frühen Mittelalter auftreten, diskutiert unter anderem die Frage nach dem Bösen. In diesem Zusammenhang heißt es:

„Ja, ich muß bekennen, daß du weit über die Unfähigkeit dieses Herzens hinaus, das so sehr verhärtet ist, ein Kind Gottes werden kannst. Und wenn auch die guten Werke für sich allein keinesfalls zur Erlösung hinreichen, weil selbst, wer Recht tut, gegenüber dem Rechten immer unendlich weit zurückbleiben muß, so mag doch irgendein gutes Werk, gleichsam als ein Zeichen, daß der Mensch sich in seinem Herzen sowie im Frühling eine Blume erneuert, von dem Schöpfer des Frühlings und auch der Seele mit großer Freude aufgenommen werden.“⁴³

Das ist eine hoffnungsvolle Sichtweise, die aber dem Subjekt sehr viel zumutet: da muss das Subjekt erst im oben herausgearbeiteten Sinne wahnsinnig werden, wie der Protagonist

in *Nämlich*, oder es muss sich gegen die geltenden Normen stellen, wie der Verweigerer des Kriegsdienstes. Erst nach dem Krieg wird sich der Ton in einigen Texten Adlers ändern. Die Frage nach dem Bösen, dem sich der Wahnsinnige entzieht, dem der einzelne Mensch etwas entgegensetzen kann, wird in einem Gedicht, das in Alfred Wolfensteins Zeitschrift *Die Erhebung* 1919 erscheint, ganz anders beantwortet. Das Gedicht mit dem Titel *Genug! Genug!* beginnt:

„Ah, ist ein Gott? – Und auch hier diese Not!
Immer wieder dieser immer wiederholte Tod!
Der Tod des Herzens und tiefster Betrug.
Und war Alles das nicht genug?“⁴⁴

In dem Gedicht wird nun Gott die Not vorgeworfen, dem Subjekt wurde, so ließe sich dieses Gedicht in dem Zusammenhang interpretieren, zu viel zugemutet. Es zerbricht und wirft nun Christus vor:

„Du klagtest, du wärst unser Freund.
Es ist umgekehrt, Messias: Wir nur ganz allein sterben alle für dich.
(Und ist es nicht genug, daß wir sterben müssen!)“⁴⁵

Und weiter unten:

„Unschuldig sind wir. Alle Lämmlein. Wir lieben uns[.] Und du läßt es nicht zu.
Wir lieben uns nach deinem Gebot.
Doch da kommst du, irrer Irrenwärter. Und du schlägst alles tot.
Ringsum dich, heut oder morgen. Und lieb ist dir ewig nur das Nichts.“⁴⁶

In dem „Alle Lämmlein“ schwingt freilich eine bittere Ironie mit, das Wissen um die Schuld des Menschen in der Theodizee-Frage. Das Hoffnungsvolle, das in Adlers Texten während des Ersten Weltkriegs noch zu finden war, ist hier getilgt – eine untypische Entwicklung. Der existenzielle Ernst, mit der das Subjekt sich selbst ergreifen muss, weicht schließlich einer dunklen Resignation.

Der Erste Weltkrieg war beides: Attraktion und Trauma. Er wirkte zweifelsohne stark in das Geistesleben hinein, und er ließ sich unterschiedlich deuten. Aus meiner Perspektive treffen sich die Expressionisten in diesem Bestreben, den Krieg als ein „Ende des Spielerischen“ zu begreifen. Der Ernst beginnt, was bedeutet, und hier wird Kierkegaard attraktiv, dass absolute Entscheidungen gefordert sind. Der Krieg fordert dazu auf, so legen es die untersuchten Texte nahe, die eigene Existenz in den Mittelpunkt zu rücken. Genau in diese Konstellation hinein scheinen die Schriften Kierkegaards zu wirken. Sie werden, nach einer langen Zeit, in der sie nur wenig rezipiert wurden, plötzlich aktuell.⁴⁷ Es wurde also ernst! – Oder anders: Mit Blick auf den Krieg und mit Blick auf die Schriften Kierkegaards konnten die expressionistischen Autoren sagen: Jetzt wird es ernst!

Anmerkungen

- 1 Theodor Tagger (eigtl. Ferdinand Bruckner): Von der Verheissung des Krieges und den Forderungen an den Frieden. Morgenröte der Sozialität. München, Berlin: Müller 1915, 24.
- 2 Vgl. z.B. Helmut Fries: Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter. 2 Bde., Konstanz: Verlag am Hockgraben 1994 u. 1995.
- 3 Tagger (Anm. 1), 27.
- 4 Ebenda, 30.
- 5 Vgl. ebenda, 33ff.
- 6 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebenda, 95ff.
- 7 Vgl. Joakim Garff: Sören Kierkegaard. Biographie. Übersetzt von H. Zeichner u. H. Schmid. München, Wien: Hanser 2004 (zuerst dänisch 1994), hier ab 829.
- 8 Tagger (Anm. 1), 95ff.
- 9 Vgl. ebenda, 96.
- 10 Ebenda, 109.
- 11 Vgl. den Überblick bei Markus Kleinert: Theodor Haecker. The Mobilization of a Total Author. In: Jon Stewart (Hg.): Kierkegaard's International Reception, Bd. 12: Kierkegaard's Influence on Literature, Criticism, and Art. Farnham: Ashgate 2012.
- 12 1913 im Verlag J.F. Schreiber, München, 1914 im Brenner-Verlag als Titelaufgabe.
- 13 Vgl. dazu Walter Methlagl: „Der Brenner“. Weltanschauliche Wandlungen vor dem Ersten Weltkrieg. Diss. Innsbruck 1966, 103ff.
- 14 Carl Dallago: Über eine Schrift „Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit“. In: Der Brenner. Jg. 4 (1914), Nr. 11-13, 467-478, 515-531, 565-578.
- 15 Ausführlich dazu Christian Wiebe: Der witzige, tiefe, leidenschaftliche Kierkegaard. Zur Kierkegaard-Rezeption in der deutschsprachigen Literatur bis 1920. Heidelberg: Winter 2012, hier 64ff.
- 16 Vgl. Sieglinde Klettenhammer: „Der Scirocco ist kein Tiroler Kind und was uns im Brenner vorgesetzt, ist alles eher als Tiroler Art“. Die Zeitschrift Der Brenner 1910–1915. In: Klaus Amann, Armin A. Wallas (Hg.): Expressionismus in Österreich. Die Literatur und die Künste. Wien u.a.: Böhlau 1994, 287-308, hier 292.
- 17 Franz Blei: Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit. Von Theodor Haecker. In: Die Weissen Blätter. Jg. 1 (1914), Nr. 5, 92-94.
- 18 Vgl. Wiebe (Anm. 15), 68.
- 19 Vgl. Theodor Tagger: Chronik. In: Marsyas. Jg. 1 (1917), Nr. 1, 74-78, hier 74f.
- 20 Sören Kierkegaard: An einem Grabe. In: Ders.: Drei Reden bei gedachten Gelegenheiten. Gesammelte Werke, 14. Abt. Übers. von Emanuel Hirsch. Düsseldorf, Köln: Diederichs 1964, 173-205.
- 21 Sören Kierkegaard: Vom Tode. In: Brenner-Jahrbuch 1915. Hg. von Ludwig von Ficker (= 5. Jg. Der Brenner), Innsbruck: Brenner-Verlag, 15-55, hier 17.
- 22 Ebenda, 16f.
- 23 Ebenda, 20.
- 24 Ebenda, 23ff.
- 25 Ebenda, 27.
- 26 Ebenda.
- 27 Ebenda, 26.
- 28 Ebenda, 27.
- 29 Ebenda, 35.
- 30 Ebenda, 53.
- 31 Hirsch übersetzt mit „Ansporn“, vgl. Kierkegaard: An einem Grabe (Anm. 20), hier 203.
- 32 Hierzu und zum Folgenden vgl. Kierkegaard: Vom Tode (Anm. 21), 53ff.
- 33 In diesem Sinne lassen sich dann später zahlreiche Dramen von Jean-Paul Sartre lesen.
- 34 Vgl. auch Michele Nicoletti: Dallago und die Politik. In: Karin Dalla Torre, Johann Holzner, Paul Renner, Anton

- Unterkircher, Silvano Zucal (Hg.): Carl Dallago. Der große Unwissende. Innsbruck: Studien-Verlag 2007, 125-136.
- 35 Ludwig Ficker: Vorwort zum Wiederbeginn. In: Der Brenner. Jg. 6 (1919), Nr. 1, 1-4, hier 2.
- 36 Vgl. aber Annette Teufel: Der „un-verständliche“ Prophet. Paul Adler, ein deutsch-jüdischer Dichter. Dresden: Thelem 2014.
- 37 Paul Adler: Nämlich. Dresden: Hellerauer Verlag 1915. – Zur Kierkegaard-Rezeption Adlers vgl. Wiebe (Anm. 15), 131.
- 38 Sören Kierkegaard: Einübung im Christentum. Übers. v. Hermann Gottsched. Jena: Diederichs 1912, 44; vgl. Einübung im Christentum, Gesammelte Werke, 26. Abt. Übers. v. Emanuel Hirsch. Düsseldorf, Köln: Diederichs 1962, 47.
- 39 Vgl. Michel Foucault: Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1973; Jürgen Link: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Opladen: Westdt. Verlag 1997.
- 40 Adler (Anm. 37), 65f.
- 41 Vgl. die Darstellung bei Ludo Abicht: Paul Adler, ein Dichter aus Prag. Wiesbaden, Frankfurt/M.: Humanitas 1972, hier 209.
- 42 Paul Adler: Glauben aus unserer Zeit. In: Die Aktion. Jg. 6 (1916), Nr. 22/23, Sp. 287-293, hier Sp. 291f.
- 43 Paul Adler: Das Einhorn. In: Ebenda, Sp. 294-304, hier Sp. 301.
- 44 Paul Adler: Genug! Genug! In: Die Erhebung. Jahrbuch für neue Dichtung und Wertung, Bd. 1 (1919), 50-51, hier 50.
- 45 Ebenda.
- 46 Ebenda, 51.
- 47 Vgl. bes. Mathias Mayer: Der Erste Weltkrieg und die literarische Ethik. Historische und systematische Perspektiven. München: Fink 2010, hier 90.

Bertha von Suttners und Rosa Mayreders konsequenter moralischer Widerstand gegen den Krieg

von Laurie R. Cohen (Innsbruck)

„Aber gerade so muß man sein wie sie [Bertha von Suttner],
hartnäckig und zäh im Idealismus.“
(Jean Jaurès¹)

Das ausgehende 19. Jahrhundert erlebte die Herausbildung eines sehr breiten Spektrums an pazifistischen und feministischen² Organisationen. Ersterer wurden im Allgemeinen von Männern geleitet und setzten sich häufig für eine ‚Ethik der Gerechtigkeit‘ (bzw. ‚Gleichheit‘) ein, was etwa in der Gründung internationaler Schiedsgerichtsgesellschaften seinen Ausdruck fand. Letztere befürworteten eher eine ‚Ethik der Fürsorge‘ (*care*), was unter anderem in der Gründung von (sozialreformerischen) Frauenvereinigungen zum Tragen kam.³ Eine zu Beginn des 20. Jahrhunderts innerhalb dieses Spektrums entstehende kleine Gruppe pazifistischer Feministinnen strebte danach, diese beiden Anliegen miteinander zu verbinden und sich somit für eine Ethik einzusetzen, die sowohl an den Prinzipien der Fürsorge als auch der Gerechtigkeit ausgerichtet sein sollte. In diesem Sinne vertrat diese Gruppe im Zusammenhang mit der Lösung internationaler Konflikte einen Standpunkt der Gewaltfreiheit, um Leben zu erhalten, und gleichzeitig, im Hinblick auf das Verhältnis zwischen den Geschlechtern, einen Standpunkt gesellschaftlicher und politischer Gleichberechtigung.

In diesem Beitrag möchte ich vor allem einen vergleichenden Blick auf das Leben und Wirken zweier bahnbrechender österreichischer pazifistischer Feministinnen vor und während des Ersten Weltkriegs werfen. Die 1843 geborene Baronin Bertha von Suttner – „die Schöpferin des österreichischen Pazifismus“, wie Albert Fuchs es formulierte⁴ – war Mitbegründerin und Vorsitzende der *Österreichischen Friedensgesellschaft* von 1892 bis zu ihrem Tod im Jahre 1914, Friedensnobelpreisträgerin des Jahres 1905 und Autorin des international erfolgreichen Antikriegsromans *Die Waffen nieder!*⁵ Von Beruf Schriftstellerin und Journalistin, vertrat Suttner entschieden feministische Standpunkte, was unter anderem in Zeitungskommentaren wie *Eine erwachte Frau* (*Pester Lloyd*, 1907) und *Wie können Frauen die Friedensbewegung fördern?* (*Kölnische Volkszeitung*, 1911) zum Ausdruck kommen konnte, besonders prägnant aber auch in einem *Letzten Brief an die deutschen Frauen* (1914), in dem sie einer Gruppe deutscher feministischer Pazifistinnen Mut zusprach, die bald darauf die deutsche Sektion der *Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit* (IFFF) gründen sollte – eine Organisation, die 2015 ihr hundertjähriges Bestehen feiern wird:

„Seien Sie mir begrüßt und beglückwünscht, verehrte Kämpferinnen. Denn als solche werden Sie sich bewähren müssen. Es wird Ihnen nicht ganz leicht

gemacht werden, für die pazifistischen Ideale einzutreten. Auch unter den Frauen selber dürften Ihnen viele Gegnerinnen erwachsen. Es ist durchaus nicht richtig, wie manche behaupten, die in der Friedensbewegung nur eine unmännliche Sentimentalität sehen, dass alle Frauen von Natur aus dem Kriege abhold sind. – Nein, nur die fortschrittlich gesinnten Frauen, nur solche, die sich zu sozialem Denken erzogen haben, sind es, die die Kraft haben, sich von dem Banne tausendjähriger Institutionen zu befreien, und zugleich die Kraft aufbringen, dieselben zu bekämpfen. [...] Also liebe Schwestern, ans Werk und seid standhaft!“⁶

Die um 15 Jahre jüngere, 1858 geborene Feministin, Soziologin und Philosophin Rosa Mayreder war eine „der bedeutendsten Frauen“⁷ der österreichischen Frauenbewegung und erlangte in diesem Zusammenhang vor allem als Autorin des Buches *Zur Kritik der Weiblichkeit* (1905) – das zu den ersten wissenschaftlichen Werken zählte, in denen das Prinzip der Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts aus einem philosophischen und psychologischen Blickwinkel vertreten wurde – große Anerkennung. Später wurde sie entschiedene Gegnerin des Ersten Weltkriegs und Gründungsmitglied der 1917 ins Leben gerufenen *Friedenspartei*, einer Sektion des *Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins* (AÖFV). Im Jahre 1919 wurde Mayreder zur Vorsitzenden der österreichischen Sektion der IFFF gewählt.

Suttners und Mayreders Lebenswege und politische Interessen deckten sich in sehr wesentlichen Punkten – obwohl es bis heute leider nicht geklärt ist, ob sie sich jemals persönlich kennengelernt haben. Merkwürdiger Weise geht dieser historische „blinde Fleck“ auch mit einer ähnlichen Lücke in der Forschung über ihre Bewegungen (des Pazifismus und Feminismus) einher: Suttner findet kaum jemals als österreichische Feministin der ersten Welle Erwähnung, und ähnlich wird auch Mayreder nur sehr selten als führender österreichischer Pazifistin Beachtung zuteil.⁸ Dies ist nicht zuletzt vor dem Hintergrund reichlich paradox, dass Feminismus und Pazifismus in der damaligen öffentlichen Wahrnehmung sehr häufig gleichgesetzt wurden.

Um diese Lücke zumindest ein wenig zu füllen und die Lebensgeschichten und Weltanschauungen dieser beiden Frauen also miteinander in Verbindung zu bringen, möchte ich auf einige Ähnlichkeiten wie auch Unterschiede in ihren Auffassungen von Krieg und Frieden eingehen, wobei der wichtigste Unterschied darin bestand, dass es Suttner vor allem darum ging, eindringlich vor der Gefährlichkeit des Status quo zu warnen, während Mayreder sich mehr der Analyse seiner Ursachen widmete. Darüber hinaus wird ihr Verständnis des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft unter dem Blickwinkel der Geschlechterbeziehungen beleuchtet. Während Suttner sich der organisierten *Frauenbewegung* in der pragmatischen Absicht annäherte, für die Friedensbewegung zu werben, wurde Mayreder im Zusammenhang ihrer konkreten Erfahrungen mit dem Krieg zu einer *Friedensaktivistin*. Beide Frauen repräsentierten jedenfalls in besonders offenkundiger Weise die zunehmenden Synergien zwischen diesen beiden wegweisenden internationalen sozialen Bewegungen – und damit nicht zuletzt auch die Geburt der internationalen Frauen-Friedens-Bewegung.

Bertha von Suttner

Bertha Gräfin Kinsky wurde 1843 wenige Monate nach dem Tod ihres 76 Jahre alten Vaters geboren, des kaiserlich-königlichen Generalfeldmarschalls Franz Joseph Kinsky. Ihre viel jüngere Mutter Sophie Wilhelmine Körner blieb in der Folge Witwe. Ihre ersten dreißig Jahre verlebte Bertha Gräfin Kinsky mehr oder weniger unter den typischen Bedingungen einer Frau ihrer Herkunft: Sie wurde von Gouvernanten erzogen, erwarb hervorragende Fremdsprachenkenntnisse und las unter anderem Kant, Hegel, Shakespeare, Hugo und Hölderlin. Ihre beruflichen Ambitionen waren zunächst darauf gerichtet, Sängerin zu werden. Aus Mangel an Talent und Gelegenheit musste sie sich mit einer Arbeit als Gouvernante begnügen, um sich ihren Lebensunterhalt zumindest vorübergehend zu sichern. In diesem Zusammenhang lernte sie den um sieben Jahre jüngeren Arthur Gundaccar Freiherr von Suttner kennen, den jüngsten Sohn ihrer Dienstgeber. Im Winter 1875/6 kam sie in Paris kurzzeitig mit Alfred Nobel, dem schwedischen Erfinder des Dynamits, in Kontakt. Dies war der Beginn einer langjährigen Freundschaft, die überwiegend über Briefe gepflegt wurde und bis zu Nobels Tod zwei Jahrzehnte danach andauern sollte.⁹ Allem Anschein nach hat Suttner Nobel dazu inspiriert, den nach ihm benannten Friedenspreis zu stiften. 1876 heirateten Bertha Gräfin Kinsky und Arthur von Suttner heimlich, bevor sie sich in den Kaukasus absetzten, wo sie neun Jahre lang lebten.¹⁰ In ihrem selbstgewählten Abseits gelang es ihnen schließlich, ihren hauptsächlichen Lebensunterhalt im Journalismus und in der Schriftstellerei zu finden. Sie hatten keine Kinder. Bald nach ihrer Rückkehr nach Österreich beteiligten sich beide an der Gründung einer sich für Menschenrechte einsetzenden Nichtregierungsorganisation: Die von Bertha von Suttner – im Windschatten des enormen Erfolgs des Romans *Die Waffen nieder!* – mitinitiierte *Österreichische Gesellschaft der Friedensfreunde* wurde als österreichische Sektion der *International Peace and Arbitration Society* gegründet.¹¹ Suttner, in dieser Zeit bereits eine Spätvierzigerin, hatte also relativ unvermittelt das Feld des politischen Aktivismus für sich entdeckt – wie sie am 2. Juni 1892 an Alfred Nobel schrieb:

„Ich bin nun bald 50 – das ist so das Alter, in welchem die Frauen früherer Jahrhunderte Chancen hatten, als Hexen verbrannt zu werden – und jetzt: wahrlich, ich fühle mich so lebens- und tatenkräftig, so arbeitsfroh ... obgleich es eine furchtbar schwere Arbeit ist, die jetzt auf meinen Schultern ruht, obgleich ich viel, viel zu sorgen und zu kämpfen habe und obwohl die Arbeit sich so häuft, daß sie bald meine Kräfte übersteigen dürfte.“¹²

Trotz ihrer enormen Ausstrahlung konnten Suttners Friedensinitiativen freilich kein ausreichendes Gegengewicht gegen den Aufstieg des Militarismus, des Kolonialismus und der Waffenindustrie in Österreich-Ungarn oder Deutschland entwickeln. Suttner starb am 21. Juni 1914 an Magenkrebs, eine Woche vor den unheilvollen Schüssen in Sarajevo, die den Ersten Weltkrieg auslösen sollten. Der Tod ereilte sie außerdem acht Wochen vor dem Datum, das für die erstmalige Abhaltung eines Weltfriedenskongresses in Wien vorgesehen war, welcher darüber hinaus auch erstmals von pazifistischen Feministinnen mitgeplant

worden war¹³ – dann aber Ende Juli 1914 vom organisatorischen Leiter Alfred Hermann Fried abgesagt werden musste.

Rosa Mayreder

Rosa Adolfine Katharina Obermayer wurde am 30. November 1858 als Tochter eines wohlhabenden und gutbürgerlichen Inhabers eines bekannten Wiener Winterbierhauses, Franz Obermayer, und seiner weit jüngeren zweiten Ehefrau Maria Engel geboren. Sie wuchs mit zwölf (darunter Halb-)Geschwistern auf. Wie Suttner erhielt sie Privatunterricht, wobei sie sich besonders im Malen, in der Musik und der französischen Sprache hervortat. Im Alter von 23 Jahren heiratete sie den jungen Architekten Karl Mayreder. Ungefähr ein Jahrzehnt danach erlangte sie im Gefolge des Todes ihres Vaters im Jahre 1893 finanzielle Unabhängigkeit.¹⁴

Rosa Mayreder begann ungefähr zur selben Zeit wie Suttner (in den 1890er Jahren), sich politisch zu engagieren, indem sie den *Allgemeinen Österreichischen Frauenverein* mitbegründete, dessen Leitspruch „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück“ lautete. Wenig später wurde sie auch Mitherausgeberin der kurzlebigen, aber vielbeachteten Vereinszeitschrift *Dokumente der Frauen* (Mayreder von März bis Dezember 1899). Um diese Zeit startete sie auch eine Kampagne gegen die Reglementierung der Prostitution in Österreich. 1905 veröffentlichte sie das bereits erwähnte Buch *Zur Kritik der Weiblichkeit*, das auf ungewöhnlich breites Echo stoßen sollte und heute als Klassiker der feministischen Sozialpsychologie gilt. Der Erste Weltkrieg veranlasste Mayreder, einige ihrer bisherigen Auffassungen wesentlich zu überdenken, was in einem 1915 in der Schweiz veröffentlichten Artikel mit dem Titel *Die Frau und der Krieg* seinen Niederschlag fand. Sie schrieb darin: „Niemand kann vor den Gräueln des Krieges die Augen schließen und dem organisierten Massenmord, zu dem durch die Mittel der modernen Technik der Krieg obendrein entartet ist, das Wort reden.“¹⁵ Auch wenn sie am historischen *Ersten Internationalen Frauenkongress*, der im April 1915 in Den Haag abgehalten wurde (und korrekter als erster internationaler „Frauenfriedenskongress“ zu bezeichnen wäre), nicht teilnahm, so brachte sie doch ihre Unterstützung für ihn sehr entschieden zum Ausdruck.¹⁶ Vor einer großen Versammlung von am Kongress interessierten Wiener Frauen – die symbolträchtig am 18. Mai 1915, dem 15. Jahrestag der Eröffnung des *Internationalen Friedenskongresses* in Den Haag organisiert wurde – beendete Mayreder ihre Begrüßungsansprache (*Der Haager Frauenkongress im Lichte der Frauenbewegung*¹⁷) mit dem auf lebhaften Beifall stoßenden Satz: „Das Wort ‚Wer den Frieden will, bereite den Krieg vor‘ möge sich bald umändern in: ‚Wer den Krieg nicht will, der bereite den Frieden vor.‘“¹⁸ Als Vorsitzende der nach dem Krieg gegründeten österreichischen Sektion der IFFF beteiligte sich Mayreder fast durchwegs an ihren Zusammenkünften und Aktionen, wie sie etwa auch zahlreiche Artikel für die Publikationen der Frauenfriedensbewegung verfasste. Sie starb am 19. Jänner 1938.

Kriegsgegnerinnen

In der Entwicklung ihres Denkens über Krieg, Frieden und die menschliche Natur wurden sowohl Suttner als auch Mayreder stark von Immanuel Kants Abhandlung *Zum ewigen Frieden* inspiriert, in der dieser argumentierte, dass ein Zustand des Friedens dreierlei erfordere: 1. individuelle Freiheiten, 2. Rechtsstaatlichkeit und Gleichheit vor dem Gesetz und 3. eine auf Selbstverwaltung beruhende bzw. repräsentative Regierungsform.¹⁹ Auch Darwin und andere evolutionstheoretische Autoren beeinflussten ihr Denken. Beide verstanden eine Kultur des Friedens als höher entwickelte Stufe der menschlichen Evolution. Sie traten also für einen ‚Positiven Frieden‘ ein, d.h. für einen Frieden, der mehr sein muss als eine bloße Abwesenheit von Krieg – für einen Frieden, der eine soziale und politische Ordnung der Gesellschaft impliziert, die allgemein als gerecht anerkannt wird.²⁰ Eine derartige Gesellschaft würde jede Vorstellung von einer angeblich naturgegebenen militaristischen Ordnung zurückweisen – wie sie zum Beispiel vom preußischen Generalfeldmarschall Helmut Graf von Moltke in einer vielzitierten Äußerung vertreten wurde: „Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner Traum; der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung – ohne den Krieg würde die Welt versumpfen.“²¹

Suttners ethischer Überzeugung zufolge war der Status quo – im Sinne des Gebots „Du sollst nicht töten“ – grundsätzlich unannehmbar. Dies kommt zum Beispiel besonders unmissverständlich in einer bereits 1895 von der deutschen Frauenrechtlerin Lina Morgenstern verfassten Proklamation zum Ausdruck, unter die (neben anderen) auch Suttner (laut eigener Angabe „selbstverständlich“) ihre Unterschrift setzte:

„Wir sind der Überzeugung, dass es nur eine Moral gibt und dass daher das fünfte Gebot, Du sollst nicht töten, durch nichts mehr entweiht und verletzt wird, als durch den Krieg. Es ist verkehrt, den einzelnen Mord zu bestrafen und den Massenmord im Kriege zu befehlen und zu belohnen. Es ist verkehrt, die christliche Liebe zu lehren und den Haß und die Leidenschaften unter den Nationen zu schüren. Wir halten es für möglich, wünschenswert und ausführbar, internationale Streitfragen auf friedlichem Wege durch Schiedsgerichte zu schlichten.“²²

Gleichzeitig bedeuteten Suttners drei einfache Worte – „Die Waffen nieder!“ –, an denen sie hartnäckig als Titel ihres Werks festhielt, obwohl er von zahlreichen Verlagen abgelehnt wurde²³ – eine enorme (ich würde auch sagen: feministische) Herausforderung speziell gegenüber einer männlichen Bevölkerung, deren vermeintliche ‚Männlichkeit‘ oder ‚Manneskraft‘ sich unter anderem durch das Tragen von Waffen geltend machte. Sie nicht bloß zu bitten, sondern sie praktisch im Befehlstone aufzufordern, ihre Waffen niederzulegen, konnte von vielen als subtil (oder zuweilen nicht einmal besonders subtil) Entmannung verstanden werden.²⁴ Indem sie allerdings dafür eintrat, dass die Gesellschaft – was klarerweise auch implizierte:

in erster Linie ihr männlicher Teil – ihre Waffen niederlegen sollte, und dass Kinder neue, andere Arten von Helden und Heldinnen bräuchten als militärische Sieger, führte sie tatsächlich einen Angriff gegen ein hegemoniales männliches Ideal ihrer Zeit – nämlich gegen jenes des heldenhaften Kriegers.²⁵ Eine ‚entwaffnete‘ Gesellschaft würde daher einen althergebrachten Status quo von Grund auf verändern, von dem der Militärhistoriker Martin van Creveld schreibt, dass er einer klaren Norm gefolgt war: „Wo immer der Platz des Mannes sein mag [...], auf jeden Fall gehört es zu seinen Aufgaben, die Frau zu beschützen, weil sie schwächer ist, und nötigenfalls für sie zu kämpfen.“²⁶

Der Umstand, dass die Frau „schwächer“ sei, hatte freilich auch allzu viele Zeitgenossen zur pseudo-biologischen (bzw. biologisch-deterministischen) Auffassung verleitet, körperliche mit geistiger ‚Schwäche‘ gleichzusetzen. Wie Suttner bereits 1889 schrieb – allerdings unter dem Pseudonym „Jemand“ –, wurden Frauen in der Gesellschaft als „in jeder Hinsicht“ schwach stigmatisiert – „in geistiger gerade so wie in körperlicher. [...] Die Frau besitzt ebenso wenig Denk- wie Muskelkraft, sie ist bedeutender geistiger Arbeitsleistung unfähig.“²⁷

Trotz ihrer deutlichen Kritik an solchen diskriminierenden Stereotypen lehnte Bertha von Suttner einen ‚Kampf zwischen den Geschlechtern‘ entschieden ab. Die Mitgliedschaft in der von ihr mitbegründeten Vereinigung stand allen offen. Die für sie maßgeblichen Gegensätze bestanden zwischen Menschen, die für fortschrittliche Anliegen offen waren, und solchen, die den militaristischen Status quo erhalten wollten. Weniger sicher war sie sich in der Frage, ob es eine grundlegend ‚weibliche‘ und ‚männliche‘ Natur gibt und ob (oder inwieweit) Unterschiede zwischen den Geschlechtern von der Biologie (den Hormonen oder Genitalien) oder der Sozialisation bzw. sozialen Umwelt herrühren.

Noch nachdrücklicher als Suttner sprach sich Rosa Mayreder gegen pauschale und generalisierende Behauptungen über ‚das Weib‘ und ‚den Mann an sich‘ aus – und betonte in diesem Zusammenhang auch, dass die Unterschiede innerhalb der beiden Geschlechter wesentlich ausgeprägter seien als zwischen ihnen. Im Hinblick auf die Beziehungen zwischen den Geschlechtern schloss sich Mayreder der Idee an, dass „die Merkmale der Geschlechter durch evolutionäre Anpassung zustande kämen, betrachtete diese freilich im Gegensatz zu den Darwinisten im Sinne einer Evolution zu größerer Heterogenität innerhalb der Geschlechter und größerer Homogenität zwischen ihnen.“²⁸ Sie schien allerdings dennoch von der Annahme auszugehen, dass Sozialisation zumindest teilweise auf (unter anderem geschlechtsspezifischen) biologischen Eigenschaften beruhe, die unter anderem mit der Tendenz einhergehen würden, dass Frauen weichherziger, duldsamer, empathischer und friedfertiger wären – das heißt in höherem Ausmaß Eigenschaften entwickeln, die sie als optimale Voraussetzungen betrachtete, eine Schwangerschaft zu übernehmen bzw. Kinder zu gebären und aufzuziehen.²⁹ Die tieferen Probleme des Geschlechterverhältnisses sah sie woanders: „Solange diese Art der männlichen Geschlechtsimpulse die Herrschaft führt, bleibt für die Frau als eigenberechtigtes, dem Manne gleichgestelltes Wesen kein Raum.“³⁰

Mayreder hatte ursprünglich darauf gesetzt, dass die Frauenbewegung die solchen Verhältnissen zugrunde liegenden starren Dogmen erschüttern und Frauen helfen würde,

sich zu befreien und zu Subjekten (oder Handelnden) der menschlichen Geschichte zu wandeln, statt ihre passiven Objekte zu bleiben. Im Jahre 1905 schrieb sie: „Der Heroismus im Kampf gegen physische Gefahren, der die schönste Blüte der primitiven Männlichkeit ist, hat seine Wirkungssphäre zum größten Teil verloren.“³¹ Als Definition „neuer Maskulinität“ beschrieb sie „die geistige, die differenzierte Art Mann, diejenige, deren Lebensinhalt die höchste Steigerung des geistigen Vermögens bildet.“³²

In ihrem Artikel *Die Frau und der Krieg* klagte Mayreder den Krieg als Folge primitiver männlicher Machtkonkurrenz an: „Das Gesetz des Krieges, sein innerstes Wesen“ ist auf umfassende Zerstörung ausgerichtet – einschließlich der des Familienlebens.³³ Der Ausbruch des Krieges hatte aus ihrer Sicht aber auch ein massives Versagen der feministischen Bewegung (die den Krieg mehrheitlich befürwortete) deutlich gemacht: Der Krieg vernichte einen besonderen Beitrag, den Frauen der Gesellschaft leisten – das Leben ihrer Söhne –, und somit war die Frauenbewegung an der Notwendigkeit gescheitert, den Staat davon zu überzeugen, den Wert ihrer Mitwirkung zur Gesellschaft bzw. für alle anderen gebührend zu würdigen.³⁴ Sobald es zu einem Waffenstillstand kommen würde, würden Frauen nur noch umso nachdrücklicher dazu aufgerufen, noch mehr Nachkommen in die Welt zu setzen, was die „Möglichkeit, Mutterschaft und geistige Arbeit zu vereinigen“, nur umso mehr untergraben müsse.³⁵ Frauen würden dann nie die Zeit haben können, um sich aufzuklären bzw. zu bilden und dadurch zu gleichberechtigten Partnerinnen in der Erfüllung der gesellschaftlichen Verantwortlichkeiten zu werden.³⁶ Für Mayreder lief dies auf eine höchst entmutigende Zwickmühle hinaus – was sie auch veranlasste, sich noch entschiedener der Friedensbewegung zuzuwenden. Wie Bertha von Suttner war auch sie davon überzeugt, dass diese nur als internationale Bewegung Aussicht auf Erfolg haben konnte: „Eines [...] ist gewiß: Wenn die Kriegsursachen praktisch bekämpft werden sollen, so kann es nur auf internationalem Wege geschehen. Ohne Internationalismus ist jede Auflehnung gegen den Krieg utopisch, ja sinnlos.“³⁷

Stefan Zweigs Würdigung von Suttners Vermächtnis

Eine ungewöhnlich vielbeachtete, fein beobachtende, zugleich aber auch sehr selbstkritisch formulierte Würdigung, die Stefan Zweig der wichtigsten Protagonistin der österreichischen Friedensbewegung im Rückblick angedeihen ließ, liefert wertvolle Anhaltspunkte für eine umfassende und differenzierte Einschätzung von Bertha von Suttners Lebenswerk, bei der sowohl ihre breite und langfristige Ausstrahlung als auch ihr unmittelbares realpolitisches Scheitern nachvollziehbar wird. In seiner 1918 gehaltenen Grundsatzzrede über die Notwendigkeit eines Völkerbundes, in der er – zum vierten Jahrestag von Suttners Tod – die Berechtigung des Engagements der Friedensbewegung vor 1914 verspätet eingestand, fand er leidenschaftliche Worte des Lobes für ihr Vermächtnis – wobei er allerdings wohl auch die Macht von Ideen und ‚die unsterbliche Seele der Menschheit‘ etwas überschätzte, indem er unter anderem ausrief: „Aber nur Menschen sind vergänglich, niemals die Gedanken.“³⁸ Einleitend erklärte er:

„Ich weiß nun nur nicht, ob mir persönlich ein Recht zusteht, von dieser außerordentlichen Frau zu Ihnen zu sprechen, denn – daß ich's nur unverhohlen und mit Beschämung sage – ich muß mich selbst zu den allzu vielen zählen, die sie nicht genug verehrten, die ihr Werk nicht hinlänglich würdigten, so lange sie selbst noch eine Wirkende war. Und wie leicht wäre es gewesen, eine wie gute, wie dankbare Pflicht! [...] Wie leicht hat es der Kriegswille, wie schwer der Pazifismus! [...] Seit zwanzig Jahren hatte Berta von Suttner um diesen Weltkrieg gewußt.“³⁹

Im Rückblick erkannte Zweig auch frauenfeindliche Tendenzen, die dazu beigetragen hatten, Suttner nicht ernst zu nehmen:

„Man nahm diese leidenschaftliche Monotonie des Gedankens für Armut, seine Sinnfälligkeit für Banalität. [...] Allmählich war sie etwas ganz Lächerliches geworden, die Friedens-Berta der Witzblätter, und man nannte sie ‚eine gute Frau‘ mit jener mitleidigen Betonung, durch die Güte als Dummheit gilt.“⁴⁰

Zweig verstand aber auch, dass eine von Suttners wichtigsten Erkenntnissen in der Bedeutung von Organisation, von aktiver Mitgliedschaft und Beteiligung an Projekten lag:

„Sie hatte auch die einzige notwendige Waffe der Zeit rechtzeitig zu fassen gesucht: die Organisation. [...] Waren wir nicht alle aus jenem Mißtrauen zu Vereinen, aus jenem unedlen Hochmut, einer Selbstverständlichkeit zu dienen, ihren Plänen fern geblieben? Meinten wir nicht alle, wir könnten, jeder einzeln, Wesentlicheres wirken als im Zusammenschluß? Sie aber, gleichgültig gegen alle Gleichgültigkeit, unermüdlich in ihrer Arbeit, gründete Friedensgesellschaften. [...] So gab diese heroische Agitatorin der Menschheit ein dauerhaftes Beispiel, daß die Frau, selbst wenn ihr das Recht der öffentlichen Einflußnahme auf Politik durch das verweigernde Wahlrecht versagt ist, deshalb doch nicht zur Untätigkeit und Wirkungslosigkeit verdammt bleibt.“⁴¹

Nicht zuletzt thematisierte Zweig in diesem Zusammenhang aber auch eine mächtige und tiefsitzende gesellschaftliche Neigung zu Verdrängung und Verleugnung:

„Aber – ich frage Sie und mich, spreche ich wirklich wahr, wenn ich sage, wir waren ahnungslos gewesen, wir hätten nicht um diesen Weltkrieg gewußt. Ein Ja und ein Nein, beides als Antwort wäre Übertreibung, denn es gibt eine eigentümliche Art des Wissens in jedem Menschen, eine eigentümliche und gefährliche Art des Wissens und gleichzeitig Nichtwissenwollens, die mit einer elementaren Funktion unseres Lebenswillens zusammenhängt. Wir bemerken vieles und bemerken es doch nicht bewußt, weil wir es nicht bemerken wollen, weil

wir es gewaltsam verdrängen und ins Unterbewußtsein, in die Dämmerung des Gefühls zurückstoßen. [...] Und so haben wir im Frieden aus Lässigkeit, aus Leichtfertigkeit, aus seelischem Selbsterhaltungstrieb an den Krieg nicht geglaubt, weil wir nicht glauben wollten, weil wir uns nicht stören lassen wollten in unserer Bequemlichkeit.“⁴²

Trotz der Bemühungen Rosa Mayreders (und so mancher anderer), insbesondere im Rahmen der *Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit* Suttners Vermächtnis weiterzuführen, sollte diese „Bequemlichkeit“ – die einer militaristischen Kultur de facto mächtig in die Hände arbeitet – leider auch in den folgenden Jahrzehnten weiterhin einen entscheidenden Einfluss behalten.

Anmerkungen

- 1 Nach Stefan Zweig: Jaurès. Ein Porträt. In: Neue Freie Presse, 6. August 1916, 3-4, hier 3.
- 2 Meine Definition des Feminismus lehnt sich an Karen Offens Konzeption an (Karen Offen: Defining Feminism. A Comparative Historical Approach. In: Fiona Montgomery, Christine Collette (Hg.): The European Women's History Reader. London: Psychology Press 2002, 24-26, hier 24): „Der Begriff des Feminismus umfasst sowohl ein System von Ideen als auch eine Bewegung für einen gesellschaftspolitischen Wandel, die auf einer kritischen Analyse männlicher Privilegien und weiblicher Unterordnung in einer Gesellschaft beruhen.“ (Übersetzung: L. Cohen)
- 3 Zur Unterscheidung zwischen einer ‚Ethik der Gerechtigkeit‘ (‚ethic of justice‘) und einer ‚Ethik der Fürsorge‘ (‚ethic of care‘) vgl. Carol Gilligan: In a Different Voice. Psychological Theory and Women's Development. Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press 1982.
- 4 Albert Fuchs: Geistige Strömungen in Österreich. Wien: Globus Verlag 1949, 258.
- 5 Der Roman *Die Waffen nieder!* (1889) beschreibt die Entwicklungsjahre einer eigenwilligen jungen Frau namens Martha Tilling, die sich gegen die im damaligen Österreich-Ungarn vorherrschende Atmosphäre von männlichem Chauvinismus und blindem Militarismus auflehnt.
- 6 Bertha von Suttner: Letzter Brief an die deutschen Frauen, 1914. Swarthmore College Peace Collection, CDG-B Austria: Suttner, Baroness Bertha von, Karton 2. Teilweise nachzulesen in: Frida Perlen: In a Grave Hour. In: Jus Suffragii. 9. Jg., 3. H., Dezember 1914, 3.
- 7 Zitiert nach R. G.: Zum sechzigsten Geburtstag von Rosa Mayreder. In: Arbeiter-Zeitung, 1. Dezember 1918, 4, wo Mayreder darüber hinaus auch als „sicherlich [...] die stärkste weibliche Persönlichkeit, die wir augenblicklich in Deutschösterreich besitzen“, bezeichnet wird.
- 8 Vgl. u.a. Edith Leisch-Prost: Rosa Mayreder. In: Francisca de Haan, Krassimira Daskalova and Anna Loutfi (Hg.): A Biographical Dictionary of Women's Movements and Feminisms. Central, Eastern, and South Eastern Europe, 19th and 20th Centuries. Budapest: CEU Press 2006, 319-23. Eine wesentliche Ausnahme findet sich in Hanna Schnedl-Bubeníček: Bewegungen vor 1914. Humanitäre Initiativen oder gesellschaftliche Veränderung. In: Gernot Heiss, Heinrich Lutz (Hg.): Friedensbewegung: Bedingungen und Wirkungen. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1984, 96-113.
- 9 Vgl. Chère Baronne et Amie – Cher monsieur et ami. Der Briefwechsel zwischen Alfred Nobel und Bertha von Suttner. Hg. von Edelgard Biedermann. Hildesheim, Zürich, New York: Olms 2001.
- 10 Vgl. Laurie R. Cohen: Aussteiger. Arthur und Bertha von Suttners entscheidende Jahre im russischen Kaukasus, 1876–1885. In: Laurie R. Cohen (Hg.): „Gerade weil Sie eine Frau sind...“ Erkundungen über Bertha von Suttner, die unbekannte Friedensnobelpreisträgerin. Wien: Braumüller 2005, 15-54.
- 11 Vgl. Laurie R. Cohen: Seite an Seite, gegen den Strom. Die frühen Jahre der österreichischen Friedensbewegung und der Vereinigung gegen Judendiskriminierung. In: Ebenda, 55-94.
- 12 Chère Baronne et Amie (Anm. 9), 105.
- 13 Vgl. (Zum Friedenskongreß). In: Neue Freie Presse (Abendblatt), 16. Juli 1914, 1. Die Absage für den vom 15. bis 19. September geplanten Weltfriedenskongress wurde in der *Wiener Zeitung* am 30.7.1914, 5, veröffentlicht. (Vgl. Österreichisches Staatsarchiv, Wien, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Ministerium des Inneren, Präsidiale, Bestand Nr. 9, Karton 1559, Protokoll 9504/1914 „WFK 1914, Absage“.)
- 14 Vgl. Hilde Schmölzer: Rosa Mayreder. Ein Leben zwischen Utopie und Wirklichkeit. Wien: Promedia 2002; Brigitte Semanek: Politik im Tagebuch von Rosa Mayreder in der Zwischenkriegszeit. Möglichkeiten einer Diskursanalyse. Wien 2011 (unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien).
- 15 Rosa Mayreder: Die Frau und der Krieg. In: Internationale Rundschau (Zürich). H. 10/11, 1915, 51-61, hier 56. – Als in vieler Hinsicht vergleichbarer Text, der von der US-amerikanischen Sozialreformerin und Mitgründerin der „Women's Peace Party“ Lillian Wald verfasst wurde, vgl. *Women and War*, 1915, New York Public Library, Manuscript Division, Lillian Wald Papers.
- 16 Die über hundert Delegierten dieses Kongresses wurden auf der Grundlage des Eintretens für das Frauenwahlrecht und für die Beendigung des Krieges zur Teilnahme zugelassen.

- 17 Rosa Mayreder: Der Haager Frauenkongress im Lichte der Frauenbewegung. In: Neues Frauenleben. 17. Jg., Nr. 5, 1915, 98-101. [auch in *Austrian Literature online*: www.literature.at]
- 18 Ebenda, 101. Vgl. Abschrift, Wien, zu Protokoll 11799/1. Juni 1915 „Internationaler Frauen-Kongress im Haag“. In: Österreichisches Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Innenministerium, Präsidiale, Signatur 22, Karton 2051. Auf dem zweiten, 1919 in Zürich abgehaltenen Frauen-Friedenskongress wurde die *Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit* offiziell gegründet, die dann ihren eigenen ersten Kongress 1921 in Wien abhielt.
- 19 Immanuel Kant: Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf. Hg. von Rudolf Malter. Stuttgart: Philipp Reclam jun 2005.
- 20 Vgl. Michael Howard: Die Erfindung des Friedens. Über den Krieg und die Ordnung der Welt. Lüneburg: zu Klampen 2001.
- 21 Zitiert in Friedrich Helbig: Der „ewige Friede“ – ein Menschheitsideal. In: Die Gartenlaube. H. 26, 1882, 431-434, hier 434.
- 22 Nachgedruckt in Suttners „Monatszeitschrift“: Die Waffen nieder! H. 11, 1895, 416-417. Vgl. auch Suttner an Alfred Hermann Fried: „Dann vermisse ich in dem Büchlein die ethische Seite der Frage vollkommen. Die spielt doch auch mit in der Menschenentwicklung. Krieg ist Bestialität. Nicht ein Herzschlag ist in dem ganzen Büchel – nicht eine Regung von Mitleid; nicht eine Regung von Ekel und Zorn. Und alles das gehört zur Entwicklung des Menschen.“ (Zitiert in Bernhard Tuider: Alfred Hermann Fried – ein „Adlatus“ oder „Inspirator“ von Bertha von Suttner? Neue Perspektiven auf die Beziehung zweier Leitfiguren der österreichischen Friedensbewegung. In: Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit. 9. Jg., H. 2, 2009, 134-162, hier 154.)
- 23 Bertha von Suttner: Memoiren. Hg. von Lieselotte von Reinken. Bremen: Carl Schünemann 1965, 141.
- 24 Demgegenüber bestritt Suttner freilich wiederholt, dass die Friedensbewegung in irgendeiner Weise spezifisch „weiblich“ wäre. Vgl. Bertha v. Suttner: Wie können Frauen die Friedensbewegung fördern? In: Kölnische Volkszeitung, 1. Juni 1911, 2.
- 25 Um nur ein Beispiel zu nennen: In der satirischen Zeitschrift *Neue Glühlichter* vom 11. Mai 1899 erschien auf dem Titelblatt eine Karikatur mit dem Titel *Die Einleitung der Friedenskonferenz in Haag, oder die russische Friedensliebe*. Bertha von Suttner wurde hier etwa als blauäugig-naive und jugendlich-hübsche Dame dargestellt (tatsächlich war sie freilich schon 55 Jahre alt), der von einem riesigen „russischen“ und natürlich männlichen Stiefel ein Tritt in den Hintern versetzt wird. So sehr dies einerseits als Ausdruck des Misstrauens gegenüber der Friedensinitiative des Zaren – der den ersten Haager Friedenskongress einberufen hatte – verstanden werden konnte, so war es andererseits – aus dem (männlichen) Blickwinkel des Karikaturenzeichners und seines vermeintlichen Publikums – auch ein Beispiel für das Bestreben, Frauen, die den gegenwärtigen Zustand der Geschlechterverhältnisse in Frage stellten, „in ihre Schranken zu weisen“. Vgl. auch die Ironie von Karl Kraus in: *Die letzten Tage der Menschheit*. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog. Wien, Leipzig: Verlag Die Fackel 1926, 75: „Der erste Reporter: ‚Mit echter Männlichkeit nimmt Wien die schicksalsschwere Entscheidung auf.“
- 26 Martin van Creveld: Frauen und Krieg. München: Gerling Akademie Verlag 2001, Vorwort.
- 27 Jemand [Bertha von Suttner]: Das Maschinenalter. Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit. Zürich: Verlags-Magazin 1889, 85. [<https://archive.org/stream/dasmaschinenzei00suttgoog#page/n11/mode/2up>]
- 28 Harriet Anderson: Utopian Feminism. Women's Movement in fin-de-siècle Vienna. New Haven, CT: Yale Univ. Press 1992, 166.
- 29 Mayreder (Anm. 15), 55.
- 30 Ebenda, 57.
- 31 Rosa Mayreder: Zur Kritik der Weiblichkeit. Essay. Jena: Diederichs 1905, 119.
- 32 Ebenda, 120.
- 33 Mayreder (Anm. 15), 53, 57.
- 34 Vgl. ebenda, 56: „Wenn es wahr wäre, daß jede Frau – was seit Rousseau eine Schule von Soziologen nicht müde wird zu behaupten – die Aufgabe habe, beständig schwanger zu sein, weil der ‚Genius der Gattung‘ diese Leistung fordert.“

- 35 Ebenda.
- 36 Ebenda, 58.
- 37 Zitiert in Christoph Gütermann: Die Geschichte der österreichischen Friedensbewegung, 1891–1985. In: Manfred Rauchensteiner (Hg.): Überlegungen zum Frieden. Wien: Deuticke 1987, 13-132, hier 66.
- 38 Stefan Zweig: Ansprache anlässlich der Eröffnung des Internationalen Kongresses für Völkerverständigung in Bern. In: Neue Freie Presse, 21. Juni 1918, 1-4, hier 2.
- 39 Ebenda, 1, 3, 4.
- 40 Ebenda, 2.
- 41 Ebenda, 2 u. 3.
- 42 Ebenda, 4.

Über die Folgen humanistischer Bildung und die Grenzen des Galgenhumors

Vom glorreichen zum chlorreichen Krieg bei Karl Kraus und anderen

von Evelyne Polt-Heinzl (Wien)

Nichts blieb, wie es gewesen war. Zuerst geschah die Veränderung langsam, dann in ungeheurer Schnelligkeit. Wenige waren, die gleich am Anfang merkten, daß die Menschen nie wieder so leben würden wie vor dem August 1914.

(Oskar Maurus Fontana)

(1) Marstheater – oder: Auch ein Kriegsgott ist ein Gott

„Strotzende Volkskraft und Wehrkraft und Streitkraft [...]. Gewohnt immer nur mit Abstraktionen herumzuwerfen“, neigt der pathetische Zeitgenosse „zum Chauvinismus. Ebenso zum Klassizismus. Im Hellenentum schwelgt er“, und alles was die Endsilbe -tum führt „ist ihm überhaupt sympathisch“. So heißt es im Manifest gegen die „Phrasencharlatane“ in Bertha von Suttners 1893 erschienenem Roman mit dem leider abschreckenden Titel *Die Tiefinnersten*.¹ Das ist ein möglicher Schlüssel zur Erklärung der Kriegsbegeisterung der Intellektuellen im Jahr 1914. Ein Hinweis darauf findet sich auch in der ersten Szene des ersten Aktes von Karl Kraus' Tragödie *Die letzten Tage der Menschheit*. „Heut steht im Leitartikel, daß eine Lust is zu leben“, so ein namenloser Intellektueller, „[g]länzend wie er sagt, der Glanz antiker Größe durchleuchtet unsere Zeit.“²

Die humanistische Bildung in den Gymnasien versorgte Generationen von jungen Männern – das erste Realgymnasium, an dem Mädchen maturieren konnte, führte 1911 Eugenie Schwarzwald – mit synchronisierten Bildern „antiker Größe“. Unter der Herrschaft des Rohrstabs verbrachten die männlichen Pubertierenden Jahre ihres Lebens mit dem Deklinieren und Konjugieren griechischer und lateinischer Nomen und Verben, um die heroisierenden Schlachtenbeschreibungen ordnungsgemäß übersetzen zu können, und bekamen Weltgeschichte als lückenlose Folge von Siegen und Niederlagen militärischer Auseinandersetzungen präsentiert. Die Bedingungen des autoritären Schulbetriebs wurden um 1900 vermehrt problematisiert, die vermittelten Inhalte nicht.

Diese Inhalte sind ein einigendes Band zwischen Vätern und Söhnen, also der Generation, die den Krieg heraufbeschwor und dann im Hinterland verwaltete, und jener, die ihn an der Front erlebte. Der alte Biach, in Kraus' Stück der Idealtypus des bürgerlich-liberalen *Neue Freie Presse*-Lesers, verzweifelt, wie sein Autor, zunehmend am Fortgang des Krieges und fordert „kategorisch“: „Ein Demosthenes wäre nötig, um Einsicht und Klarheit zu schaffen.“ (2/71) Ein Demosthenes würde, so der Subtext, Regeln und Moral des antiken Kriegshandwerks zurückbringen – so wie es die antiken Texte in den Köpfen abgespeichert

haben. „Warum ward ich nur ausersehen, den Thersites zu rehabilitieren, und nicht auch den Achilles zu entehren. Warum wurde mir nicht die Körperkraft, die Sünde dieses Planeten mit einem Axthieb umzulegen?“ (2/225) Das fragt sich der *Nörgler am Schreibtisch* in der vorletzten Szene des Stücks und beschwört damit ein letztes Mal vor dem Visionenreigen des Epilogs das Bild des heroischen Kampfes Mann gegen Mann.

„Kriege sind Prozesse der Läuterung und Reinigung, sind Saatfelder der Tugend und Erwecker der Helden“ (1/50), lässt Kraus den *Verehrer der Reichspost* sagen, und das ist eine verengende Zuschreibung. Nicht weil ein *Reichspost*-Leser diese Haltung nicht teilen würde, sondern weil sie Commonsense der Gesamtgesellschaft war. Selbst Arthur Schnitzler notiert im charakteristischen Telegrammstil seiner Tagebücher am 27. Juli 1914: „Patriotische‘ Empfindungen. Dazugehörigkeit.“³ Auch wenn rasch Ernüchterung folgte, der Taumel hatte ihn doch gestreift. In seiner *Komödie der Verführung*, an der Schnitzler über zwei Jahrzehnte arbeitete, bis der Krieg dem Stoff die finale Struktur verpasste, schwärmt Staatsanwalt Braunigl von der reinigenden Wirkung eines Krieges, „nicht nur in politischer Hinsicht, auch ethisch und moralisch sozusagen“.⁴ Die Nachricht von der Kriegserklärung erreicht die Gesellschaft am Ende des Stücks in einem idyllischen dänischen Badeort. Das ist ein realistischer Kommentar in die Zukunft, denn die geschlossene Gesellschaft der Besitzenden und Einflussreichen bekommt Kriegsfolgen meist nur als Renditenerhöhung zu spüren.

Musil publizierte im September 1914 seinen Essay *Europäertum, Krieg, Deutschtum* in der *Neuen Rundschau*, in dem er verkündete: „Der Tod hat keine Schrecken mehr, die Lebensziele keine Lockung. Die, welche sterben müssen oder ihren Besitz opfern, haben das Leben und sind reich: das ist heute keine Übertreibung, sondern ein Erlebnis, unüberblickbar aber so fest zu fühlen wie ein Ding, eine Urmacht [...]“.⁵ Auch bei Musil hat sich bald nach der Mobilisierung Ernüchterung breit gemacht, und die Analyse der kollektiven Ekstase wird ihn ein Leben lang beschäftigen, in seinem Stück *Die Schwärmer* genauso wie im Romanprojekt *Der Mann ohne Eigenschaften*.

Das Problem mit Wortkonstrukten aus der Ur-Werkstatt hat Bertha von Suttner allerdings schon 1893 erkannt. „Phrasencharlatane“ haben eine prinzipielle Tendenz: „Je vager und ihnen selber unverständener das Ding ist, welches sie sagen wollen, desto nachdrücklicher, desto eindringlicher bringen sie es vor; daher dieser Mißbrauch der Superlative, dieses Häufen und Verdoppeln der gleichen Ausdrücke: eigen, eigenst, ureigenst; – tiefe, tiefste Urtiefe; – innere, nach Innen, im Innersten, selbstinnerliche Urinnerlichkeit. [...] Die Silbe ‚Ur‘, welche so etwas verstärkendes, bis in die rückwärts liegende Unendlichkeit erweiterndes an sich hat“,⁶ genießt in diesem Zusammenhang größte Autorität.

„Wir waren blind [...] es handelt doch alles vom Krieg, was wir in der Schule gelesen haben. Cäsar, Homer, sogar Platons Staat regiert die Kaste der Krieger. Wie konnten wir glauben, daß gerade wir, daß unsere Zeit verschont bleiben soll, daß es lauter Märchen sind, die man uns vorerzählt, daß das aufgehört hat, was immer und immer war.“⁷

Dieses Resümee über seine Gymnasialjahre bzw. über den Zusammenhang von humanistischer Bildung und Kriegsvorbereitung lässt Max Brod in seinem 1931 erschienen Roman den Titelhelden Stefan Rott bei Kriegsausbruch ziehen.

(2) Nicht der richtige Krieg

„Sonst hat auch der Krieg an Ihnen nicht immer einen so überzeugten Verächter gefunden“, sagt der Optimist, darauf der Nörgler: „Sonst war der Krieg ein Turnier der Minderzahl und jedes Beispiel hatte Kraft. Jetzt ist er ein Maschinenrisiko der Gesamtheit“ (1/157). Dieses wiederholte „Sonst“ lässt sich als Rechtfertigung der Kriegsbegeisterung der ersten Stunde lesen, als Dimensionen und Dauer des Geschehens noch nicht absehbar waren. „Ich weiß genau, daß es zu Zeiten notwendig ist, Absatzgebiete in Schlachtfelder zu verwandeln, damit aus diesen wieder Absatzgebiete werden. Aber eines trüben Tages sieht man heller und fragt, ob es denn richtig ist, den Weg, der von Gott wegführt, so zielbewußt mit keinem Schritte zu verfehlen“⁸ formuliert Kraus in seiner ersten öffentlichen Vorlesung – von ihm pathetisch als „Anrede“ bezeichnet – nach Kriegsausbruch, am 19. November 1914 im Mittleren Konzerthausaal in Wien. Sie enthält schon viele Themen und Beobachtungen, die in den *Letzten Tagen der Menschheit* dann szenisch umgesetzt werden. Eine Reihe davon betreffen das sekundäre Geschäft mit dem Krieg in Unterhaltungsindustrie und Alltagskultur. Dass „Animierkneipen ein 42-Mörser-Programm ankündigen“⁹ etwa wird in Akt III/Szene 43 *Ein Wiener Nachtlokal* nachgestellt. „Der Feind selbst müßte zugeben, es is ein Bombenerfolg“, sagt der Besitzer stolz, darauf ein Gast: „Wos Bomben! Bomben sind Krepierln gegen solche Schloger!“ (1/331). Kinos, die Sascha-Filme über das Morden und Sterben im Feld zeigen, kommen ebenso vor (II/Szene 28) wie der vom k.u.k. Kriegsfürsorgeamt angelegte „Schützengraben im k.k. Prater“ (II/Szene 8), wo ein Orchester aus Kriegsversehrten für musikalischen Schwung sorgte. Eine Modezeitschrift präsentiert als Modell Nr. 4389 das „Kostüm ‚Mörsergeschütz‘ aus glattem Satin, mit Mörserapplikationen; ein großes Mörsermotiv als Kopffutz“ (2/52), und zur Zeichnung der achten Kriegsanleihe soll die Höchstbieterin einen Kuss von Publikumsliebbling Hubert Marischka bekommen (V/Szene 43).

Trotzdem distanziert sich Kraus im November 1914 noch nicht vollständig von der Vorstellung, dass vielleicht noch „der kleinste Krieg immer eine Handlung [war], die die Oberfläche gereinigt und ins Innere gewirkt hat.“¹⁰ Es ist das, was in diesem Krieg aus dem Ruder läuft und die ‚klassische‘ Vorstellung vom ‚sauberen‘ Krieg Mann gegen Mann, Achill gegen Hektor, zerstört, gegen das Kraus anschreibt. Am Beginn steht gleichsam die narzisstische Kränkung, in den hehren Erwartungen getäuscht worden zu sein, als evident wurde, dass aus dem erwarteten glorreichen nur ein Chlor-reicher (Giftgas-)Krieg geworden ist. „Denn was die Eingebung eines Chemikers, die doch schon die Wissenschaft entehrt, mit der Tapferkeit zu tun haben soll und wie der Schlachtenruhm sich einer chlorreichen Offensive verdanken kann, ohne im eigenen Gas der Schande zu ersticken, das ist das einzige, was noch unerfindlich ist.“ (1/275) Auf die Frage, „[b]is wohin“ er „in der technischen Entwicklung der Waffe“ noch mitgehe, antwortet der Nörgler: „Keinen Schritt weit, aber wenn’s denn sein muß, bis zur Armbrust. Natürlich ist es für eine Menschheit, die es fürs Leben unerlässlich findet, einander zu töten, gleichgiltig, wie sie’s besorgt, und der Massenmord praktischer. Aber ihr romantisches Bedürfnis wird von der technischen Entwicklung enttäuscht. Es sucht seine Befriedigung doch nur in der Auseinandersetzung von Mann zu Mann.“ (1/276) Und

dieses romantische Bedürfnis samt den dazugehörigen Bildern – von Schlachtenruhm und heroischem Kampf mit Axt oder Armbrust – ist Kraus keineswegs fremd, auch wenn er die künftige Option biologischer Kriegsführung voraussah, „Seuchen statt wie bisher nur als Folgeerscheinungen des Kriegs gleich als Kriegsmittel zu verwenden.“ (1/276)

„Krieg ist mir erst, wenn nur die, die nicht taugen, in ihn geschickt werden“,¹¹ heißt es in der „Anrede“ vom November 1914, und auch diese Zuschreibung an einen ‚richtigen‘ Krieg wird im Stück vom Nörgler wieder aufgenommen: „Am Ursprung dieses Unheils hatte ich Gott gebeten, es in Stadt und Staat die Mißgebornen fühlen zu lassen, daß es vollbracht ist. Aber er hat nicht *ihr* Blut genommen zur Sühne für die Tat, die am Anfang war, das Blut der Betrüger, der Hinfälligen und der Gottesverräter. Er ließ sie dafür das Blut der andern opfern und unversehrt den Mord der Welt überleben.“ (2/203) Abgesehen davon, dass in der Aufzählung der gewünschten Opfer die „Hinfälligen“ doch überraschen, lässt sich die Vision insgesamt nicht einmal mit den Schlachtenbeschreibungen der antiken Literatur zur Deckung bringen: Auch vor Troja trafen nur die Besten aufeinander.

Dass der Krieg immer „die Besten“ ausliest „für den Tod, nämlich die Jungen, Starken, Tüchtigen“,¹² ist eines der zentralen gesellschaftspolitischen Argumente der pazifistischen Bewegung Bertha von Suttners, die im übrigen schon 1889 in ihrem Roman *Die Waffen nieder!* den Kampf gegen die Phrase – der Generäle, der Zeitungen, aber auch der Soldatenfrauen – aufnahm. Vier Jahre später erschien der erwähnte Roman *Die Tiefinnersten*, der den Kampf gegen den „Phrasencharlatan“¹³ zum Programm erhebt. Den Zusammenhang zwischen den hohlen Phrasen des Idealismus, dem beschworenen Geist der Antike und dem Militarismus lässt sie in der Rede eines „tiefinnersten“ Professors so zusammenfließen: „Im Gegensatz zu der trostlos rohen, industriell nüchternen, gänzlich entgöttlichten Gestaltung der modernen Weltanschauung, lassen Sie uns den Idealismus betrachten, welcher schon den Geist des Griechentums durchtränkt hat, unter dem Einfluß des Christentums zu höchster ethischer Blüte entfaltet worden, und auch in Zukunft – wofern die Menschheit nicht gänzlich versinken soll – wieder siegreich die momentan drohende Versumpfung überwinden wird.“¹⁴ Worte sind die „gefährlichen Behälter, die da alle Begriffe, die man zufällig einmal in ihre Form gethan, wie einen Sprengstoff komprimieren, um dann, wo sie als Urteile hinfallen, als sinnverheerende Granaten zu platzen“,¹⁵ lautet der Kommentar eines Mitglieds im Verein gegen die Phrasenrede.

Weil Kraus von Beobachtungen im Hinterland ausgeht, spielen im Stück die Pressemeldungen bzw. unmittelbar die Extraausgaben der Zeitungen eine tragende Rolle. Sie waren freilich keine ‚Erfindung‘ des Ersten Weltkriegs, nun aber, „in einer Epoche, die so leicht geneigt ist, die Extraausgabe für das Ereignis zu halten“,¹⁶ folgten sie immer rascher aufeinander, und die jeweilige Schlagzeile wurde von Kolporteurs im öffentlichen Raum mit lauter, oft dialektal eingefärbter Stimme ausgerufen. Damit drangen die Kriegshandlungen und mit den Ausrufern Vertreter der verarmten Unterschicht in das Territorium der besseren Gesellschaft vor, bis zur Sirk-Ecke vor dem Hotel Bristol. Auch eigene Zeitungsformate wurden gegründet, wie das *Wiener 8 Uhr-Blatt*, das die *Wiener Sonn- und Montags-Zeitung* bereits am 17. August 1914 ankündigte, mit der Versicherung, es werde „alle bis knapp vor dem Erscheinen eintref-

fenden offiziellen Depeschen von den Kriegsschauplätzen“ und „Originalberichte der eigenen Kriegsberichterstatter“ enthalten.¹⁷

Möglich wurde diese Beschleunigung der Informationsvermittlung durch das Netz der Kriegsberichterstatter und die Fortschritte der Nachrichtentechnologie, eine der Branchen mit dem größten kriegsindizierten Technologieschub, was sich zahlenmäßig festmachen lässt. Die Nachrichtentruppe der deutschen Armee etwa war mit 550 Offizieren und 5.800 Mann in den Krieg gezogen und kehrte 1918 mit 4.381 Offizieren und 185.000 Mann zurück.¹⁸ Deshalb schien Kraus schon im November 1914 das „Telegramm“ die Wurzel des Übels: „Hätten die Staaten die Einsicht, mit der allgemeinen Wehrpflicht vorlieb zu nehmen und auf die Telegramme zu verzichten – wahrlich, ein Weltkrieg wäre gelinder.“¹⁹ Die Presse aber mache im Dienste der Sensationierung hemmungslos vom „Telegramm“ Gebrauch. „Schwächlinge wurden stark, uns unter das Rad des Fortschritts zu bringen. Und das hat sie [die Presse] vermocht, sie allein, die mit ihrer Hurerei die Welt verdarb! [...] das ist ihre Kriegsschuld!“ (2/230)

Dass dieser Krieg nicht der ‚richtige‘ Krieg ist, paraphrasiert Kraus in den *Letzten Tagen der Menschheit* unermüdlich mit der Protokollierung von Grausamkeiten auf allen Ebenen wie die Ermordung von Kriegsgefangenen (V/Szene 13), die Gnadenlosigkeit der Standgerichte (IV/Szene 37), die Camouflage der Realität beim Besuch des Kaisers an der Front (V/Szene 37), militärische Strafsanktionen und Brutalität gegen die Zivilbevölkerung. Zu den Auswüchsen gehört auch die fatale Verschränkung von Krieg und Religion mit dem Feldkuraten als „wackere Sündenabwehrkanone“ (2/241). „Man macht aus Schrapnellkugeln Rosenkränze und dafür aus Kirchenglocken Kanonen. Wir geben Gott, was des Kaisers, und dem Kaiser, was Gottes ist. Man hilft sich gegenseitig, wie man kann.“ (1/282) Im Hinterland kommen dazu die Kampagnen zur Eindeutschung von Fremdwörtern, die Arbeitsbedingungen in den Fabriken unter dem Kriegsrecht, das für alle unter das Kriegsdienstleistungsgesetz gestellten Betriebe galt (I/Szene 29), oder die Zustände in den Lazaretten. Etwa die Elektroschock-Behandlung der Zitterer (IV/Szene 41), wie die rückenmarkverletzten Opfer der Schüttellähmung genannt wurden, die besonders unter dem Verdacht des Tachinierens standen.

Das stärkste Bild der allgemeinen Sittenverrohung ist, vielleicht mehr noch als die vielen Beispiele der gewissenlosen Rohheit der Generäle und Offiziere in der Etappe, die Episode jenes Leutnants, der eine Kellnerin erschießt, weil es keinen Wein mehr gibt, woraufhin sein Kamerad ausruft: „Is der Mensch unvorsichtig! Dafür kannst Zimmerarrest kriegen!“ (1/330) „Nichts von allem was wir stündlich berühren, ist unverändert geblieben, innen und außen, in Wert und Preis“, so der Nörgler, „[d]ie Front ist ins Hinterland hineingewachsen. Sie wird dort bleiben.“ (2/215f.) Hier produziert sie das Geduldsspiel „Russentod“, erfunden von Gräfin Taaffe (2/50), hier sorgt sie für die Militarisierung aller Bereiche und macht aus der Viktualienhandlung des Vinzenz Chramosta eine Groteske aus angemessener Autorität und devoter Unterordnung (III/Szene 6). Und die „heimkehrenden Krieger werden in das Hinterland einbrechen und dort den Krieg erst beginnen.“ (1/157)

(3) Es gibt keinen richtigen Krieg

In Franz Werfels Roman *Barbara oder Die Frömmigkeit*, erschienen 1929, vermisst der Unternehmer Aschermann, ein Porträt des Kriegslieferanten Josef Kranz, eine gültige literarische Verarbeitung des Krieges und spricht dabei indirekt ebenfalls die Diskrepanz zwischen der Heroik der tradierten Kriegsbeschreibungen und der Wirklichkeit des technifizierten Krieges an: „[U]nsere Dichter und Schriftsteller waren dem Massenerlebnis des Krieges nicht gewachsen, weder im Aufschwung noch im Leid ... Kein Lied ist entstanden, kein Epos, das der Zeit würdig wäre ... Eine armselige Heerfahrt mit Speer und Schild, Pfeil und Bogen hat das Nibelungenlied gezeitigt ... Und der größte aller Kriege hat, soweit ich es übersehen kann, nichts hervorgebracht.“²⁰

Kraus fragte schon im November 1914, ob „einer erstehen wird, der Stoff und Wort zur künstlerischen Einheit bringt“.²¹ Die große Welle neuartiger Frontromane in Deutschland begann tatsächlich erst 1927/28 mit Arnold Zweigs *Streit um den Sergeanten Grischa*, Ludwig Renns *Krieg* und Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues*. War in den Kriegsbüchern bis dahin „der Krieg immer etwas ‚Außergewöhnliches‘“, wird er nun etwas „ungeheuer Gewöhnliches“, wie Joseph Roth über Siegfried Kracauers 1928 anonym erschienenen Roman *Ginster* schreibt.²²

Und 1928 erschien auch der radikalste österreichische Antikriegsroman *Der anonyme Krieg* von Rudolf Geist, der mit aufgerissener Syntax und explodierender Grammatik keinen Zweifel lässt, dass es keinen richtigen Krieg gibt. Zentralfigur ist der skrupellose Wiener Rüstungsindustrielle Wilhelm Cäsar Boß, kurz W.C.B. genannt. Das erinnert lautlich nicht zufällig an WTB, Wolffs Telegraphisches Büro, die für die offizielle Kriegsberichterstattung zuständige Nachrichtenagentur, deren Meldungen Kraus immer wieder einspielt. Boß hat seine Metallfabrik rechtzeitig umgestellt und verdient prächtig, nicht zuletzt dank seines Ingenieurs Sulcer, der die Idee der „Strohbomben“ hatte, also Material sparender Blindbomben. Sulcer ist eine aalglatte, gewissenlose Teufelsfigur, Boß ein cholertischer Borderliner mit einer Neigung zum Rührselig-Sentimentalen. Deshalb leidet er unter dem Hass seines Sohnes, der ihn in langen Briefen anklagt: „du machtest dir ein Bombengeschäft daraus, nicht mehr für die Armee ging es, sondern für deinen Bankfonds... ja, W.C.B.! Ich weiß, ihr betrügt die Armee, du und Herr Sulcer! Ich weiß, dieser Großmachtschuft weckte in dir den Millionendurst. Und du, die Zwitterseele von Anarchismus und Mammonismus, du bist wie hypnotisiert“.²³ Doch Franz Boß, der Sohn, lehnt sich zwar gegen den Vater auf, aber wie Franz Kafka eben nur in Briefen, nicht mit Taten. Dafür hat Franz kein Portefeuille, es reicht allenfalls zu Akten der Autodestruktion. Und so unterläuft er die Strategien seines Vaters und meldet sich freiwillig an die Front, obwohl der Vater Geld und Macht eingesetzt hat, den Sohn vom Kriegsdienst freizukaufen. Franz kommt just an die Isonzo-Front, wo die neuen, hochgiftigen W.C.B.-Bomben – also vermutlich Phosgenbomben – erstmals eingesetzt werden sollen, auch sie nur zum Teil gefüllt. Auch Boß selbst reist zur Erprobung der neuen Bomben an die Front, bleibt allerdings in der Etappe, wo die Frontbordelle stehen, die Chargen gut essen und viel trinken. Franz wird inmitten des Gemetzels wahnsinnig und glaubt Christus zu sein, die verzweifel-

ten Soldaten, die als Kanonenfutter geopfert werden, glauben es mitunter auch. Einige von ihnen erhalten ein Gesicht und eine Geschichte, meist ahnungslose junge Kerle, die sich einer ‚Subordination‘ schuldig gemacht haben. Boß beobachtet via Triöder das Spektakel seiner Bomben und sieht, wie schließlich sein Sohn zerrissen wird.

Im Schlusswort nennt Geist sein Buch einen „real-psychologische[n] Ereignis- und Höllenbericht“²⁴ und fügt eine Hommage an Karl Kraus an. Geists Frontberichte sind voller Sarkasmus, George Grosz’scher Überzeichnung und greller Drastik, die die Einzigartigkeit des Romans ausmachen. Was Kraus direkt und auch bewusst plakativ kompiliert, spitzt Geist mit dem Messer seiner Groteske ins Schmerzhaft-Radikale zu.

Kraus nahm von Geists Roman zwar Kenntnis, allerdings nur in einer seiner peniblen Auflistungen aller publizistischen Erwähnungen seines Namens, über den Roman selbst verliert er kein Wort.²⁵ An Geist als potentielltem Mitbewerber war Kraus nicht interessiert. Seine Monopolstellung als Pazifist der ersten Stunde war – und blieb es bis heute – mit dem Erfolg der *Letzten Tage der Menschheit* einzementiert: Die erste Auflage der Buchausgabe 1922 von 5.000 Stück war rasch verkauft, noch im Dezember 1922 erschien eine zweite (5.000), die dritte (7.000) folgte im Oktober 1926.

(4) Phrasenmaschinerie

„Wenn Oesterreich den Krieg verliert, dann sind wir Verbrecher. Nur der Sieg rechtfertigt unser Geschäft; die Hoffnung auf den Sieg der Armee ist mein einziger moralischer Halt!“²⁶ So jammert W. C. Boß in Geists Roman in einer typischen Abmischung aus patriotischen Phrasen und persönlicher Existenzangst. Sein Ingenieur kontert ungerührt: „Eine große Zeit verlangt nicht Barone, sondern kalte Herzen; der Krieg ist eine Rache an der Menschheit. Uebrigens, rechnen wir [...]. Wieviel ist noch im Namen der Menschheit durch Edelbetrug an der Armee zu verdienen?“²⁷

„In dieser großen Zeit“ war der Titel von Kraus’ erstem Vortrag nach Kriegsausbruch und die Phrase von der „großen Zeit“ durchzieht die gesamte Tragödie. Sie hatte sich allerdings in all den unwürdigen und skurrilen Zusammenhängen der zeitgenössischen Publizistik bis hinein in die Schulbücher durch Übernutzung rasch selbst aufgespießt. Und gegen die großen Phrasen der Kriegsverherrlicher hatte schon gut drei Jahrzehnte zuvor Bertha von Suttner polemisiert, auch in ihrem Klassiker *Die Waffen nieder!*. Dieses Buch zu lesen war Kraus allerdings stets „peinlich ausgewichen“.²⁸

Auch die in das Stück einmontierten Kriegs-Metaphern hatten sich in der zeitgenössischen Publizistik zum Teil schon selbst gerichtet. Wenn in einem Gespräch über eine Operette das Wort „Bombenerfolg!“ fällt und unmittelbar darauf ein Zeitungsausrufer „Belgraad bombardiert –!“ (1/53) verkündet, dann besagt das nicht viel mehr, als dass der Krieg in alle Ebenen der Gesellschaft, auch in ihre Sprache eindringt – oder eben gerade nicht eindringt und weiterhin gedankenlos Metaphern verwendet werden, die an der Front blutige Realität sind. „Ja,

diese Redensarten entstammen samt und sonders der kriegerischen Sphäre und jetzt leben wir eben in ihr“, so der Optimist, darauf der Nörgler: „Wir tun es nicht. Sonst wäre der Schorf der Sprache von selbst abgefallen.“ (1/196) Das unterstellt indirekt auch, der ‚richtige‘ Krieg hätte selbst die Sprache einer Reinigung unterzogen. Den Einwand, er würde sich „an Auswüchse klammern“, weist der Nörgler mit dem Satz zurück: „Ein gesunder Stamm hat keine.“ (1/199) Auch darin klingt die Vorstellung der ausgebliebenen Reinigung genauso an wie Kraus' eigene Neigung zur Phrase, wo die Zeit von der „schauerlichen Symphonie der Taten [...] dröhnt“, „Federn in Blut tauchen und Schwerter in Tinte“²⁹ und sich der „Höllenschlund“³⁰ auftut.

Was Kraus aus den Frontberichten in seine Dialoge hineinmontiert, versucht Alfred Polgar in der Glosse *Militärischer Kommentar* sprachanalytisch nach den Techniken der Leser(innen)lenkung zu befragen. Was dem stets gleichen Inhalt der Pressemeldungen nicht zu entnehmen ist, so Polgar, verrät ihre Sprache zuverlässig. „Einfache Satzstellung ist ein schlimmes, invertierte ein gutes Zeichen. [...] Vorangestellte Genitive lassen überhaupt immer eine optimistische Deutung des Schlachtberichtes zu: ‚Die Streitmacht des Zaren ...‘: Ungünstig. ‚Die zarische Streitmacht ...‘: Partie remise. ‚Des Zaren Streitmacht ...‘: Da war es ein Erfolg.“ Aussagekräftig sei immer auch die Zahl metonymischer Umschreibungen, die der Bericht verwendet. „Gerade und nüchtern redet er nur, wenn es schiefging. ‚Die italienischen Truppen ...‘: O weh! ‚Das welsche Schwert ...‘: Da haben wir's ihnen gegeben.“³¹ Die Phrasen der Presseberichte sind insofern gerade nicht hohl, als sie – je nach ihrer aufgeladenheit – gleichsam auf der Rückseite der Aussage einen manifesten Inhalt transportieren.

Andere kriegsrelevante Wendungen wiederum sind rein grammatisch schwer zu fassen. Die Formel vom „einrückend gemacht werden“ zeigt allerdings die notwendige Passivität der Objekte dieser Staats-Handlung unter der Herrschaft des Kriegsrechts schon an der Sprach-Oberfläche. Und wenn Bambula von Feldsturm sagt: „[N]a wart, den wer' ich einrückend machen“ (1/216), wird klar, dass es dabei um Machtfragen, aber auch um persönliche Rache gehen kann. Die „Wehrfähigkeit“, so wird im Stück aus dem Brief eines eingerückten Freundes zitiert, mache den einzelnen „zum wehrlosesten Geschöpf auf Gottes Erdboden“, er muss „vor der Willkür dieses hoffnungslosesten aller Kriege sozusagen ohnmächtig habacht stehen.“ (2/190). Das war das Geniale am Titel von Leo Perutz' Roman *Wohin rollst Du, Äpfelchen...*, der im übrigen ebenfalls 1928 erschien. Die Formulierung ist dem russischen Volkslied *Ech, Jablotschko / Ach, Äpfelchen* entlehnt und ergibt ein griffiges Bild für die radikalen und schicksalhaften Brüche in den Lebensgeschichten der Zeit.

Schwammiger ist schon die Formulierung des „es sich gerichtet haben“. Immer wieder werden im Stück die besseren Söhne – auch und gerade aus Militärkreisen – eingespielt, die „hinauf“ gehen ins Kriegsministerium, um es sich zu „richten“. Die Formulierung klingt humorig und nach der gemüthlichen (alt)österreichischen Art, mit der sich die Oberen die Dinge in allen Lebenslagen zu regeln pflegen. Das ist allerdings nur eine Seite. Die andere ist das qualitativ Neue der Situation, das die Befindlichkeit wie die Literatur der 1920er Jahre nachhaltig prägen wird. Dass jene, „die die Menschheit wie eine Ware schieben, mit jenen, die die Ware schieben“³² in einer Personalunion verschmolzen, ergab ein Maximum an Machtfülle. Das omnipräsente Bild des allmächtigen (Wirtschafts-)Führers in den

Romanwelten der 1920er Jahre, der die Geschicke ganzer Nationen in seiner Hand hält, erwuchs aus der Verschränkung dieser beiden Aspekte der Macht: Die in den Kriegsgeschäften angehäuften Reichtümer und die neue Qualität der Geldmacht, über Leben und Tod zu entscheiden – im Einzelfall durch Freikauf vom Kriegsdienst, im großen Maßstab durch die geschäftspolitisch rentable Verlängerung der Kriegshandlungen.

Das thematisiert auch Kraus in einigen Szenen. „Wer in diesem Kriege nicht reich wird, verdient nicht, ihn zu erleben“ (2/217), finden die beiden Schieberkönige Gog & Magog. Geschäfte ließen sich schließlich mit allen kriegführenden Parteien machen, „eine Fabrik als solche muß ja nicht das Neutralitätsprinzip wahren“ (1/302), sagt der nationalliberale Abgeordnete, der auch meint: „Ja, für unsere kulturelle Eigenart hat die Welt bisher zu wenig Verständnis gehabt und das wollen wir ihr jetzt mal gründlich einbläuen.“ (1/301)

(5) Humor – Humoreske – Kippeffekte

Ein „Denkmal des Galgenhumors unserer Henker“ (2/87), die Fotografie von der in einem Dialog Optimist/Nörgler beschriebenen Hinrichtung des italienischen Freiheitskämpfers Cesare Battisti (IV/Szene 29), war der Buchausgabe als Frontispiz vorangestellt, das Schlussbild zeigte die anklagend in den Himmel ragende Christusfigur auf dem Schlachtfeld von Saarbürg in Lothringen, wo im August 1914 die erste große Schlacht der Westfront stattfand.

Unmittelbar nach Kriegsausbruch lässt Kraus einen namenlosen Wiener, also *den* Wiener, eine improvisierte Ansprache halten: „Mir führn einen heilinger Verteilungskrieg führn mir! [...] trotzdem s' der Unbildung jeglicher Witterung [...] Die Sache für die wir ausgezogen wurden, ist eine gerechte, da gibts keine Würschteln, und darum sage ich auch, Serbien – muß sterbien!“ (1/43)

Das ist an der Normalsprache so weit vorbei formuliert, dass die intendierte Selbst-Entlarvung des Sprechers kaum eine reale Sprachmaske als Imago eingefrorener Ideologisierung ergibt, sondern mehr ins Humorige kippt. Ein ähnlicher Effekt stellt sich ein, wenn unmittelbar aufeinander folgende Aussagen diametral Gegensätzliches formulieren, also die offizielle Propaganda-Version und die Realität, beide zum Extrem übersteigert, zur Kollision gebracht werden. „Nirgends eine [...] törichte, gedankenlose Hurrastimmung“ (1/49), heißt es über das Verhalten der Bevölkerung bei Kriegsausbruch; eingebettet ist dieser Pressebericht in so derb geschilderte Ausschreitungen gegen ‚feindliche‘ Ausländer, die sich beinahe einer ironischen Begegnung mit der Reporterphrase entziehen. Ähnlich krass ist der Clash beim Gespräch zweier Generäle, die aufzählen, was sie gerade ergattert haben, und beim Anblick eines Maiskolben stehenden Infanteristen empört ausrufen: „Wart Kerl, stehen!“ (2/132) Auch die Gegenüberstellungen von identen Verhaltensweisen der kriegführenden Länder mit völlig unterschiedlichen Bewertungen durchziehen das ganze Stück, oft von ein und derselben Person gesprochen – wie etwa im Dialog Abonnent/Patriot (I/Szene 11). Das soll die Verblendung der Figuren zeigen, wirkt mitunter in dieser allzu offensichtlichen Widersprüchlichkeit aber eher humoresk.

Dahinter verbirgt sich freilich auch die im Fronteinsatz notwendig einseitige Sicht der Dinge. Im wenig reflektierten Bericht eines Infanteristen *Schlump. Geschichten und Abenteuer aus dem Leben des unbekanntes Musketiers Emil Schulz, genannt „Schlump“* von Hans Herbert Grimm beschreibt der 18-jährige Soldat, wie der „eigene“ Scharfschütze für jeden englischen Essensträger, „den er unter Zeugen abschoß“,³³ drei Mark bekommt; unmittelbar darauf berichtet er empört, dass die Engländer ihrerseits jeden deutschen Essensträger rücksichtslos „wie einen Hasen“³⁴ jagen. Ganz offensichtlich wird dem Infanteristen gar nicht bewusst, dass er zweimal denselben Tathergang beschrieben hat, und es darf ihm auch nicht bewusst werden, sonst wäre die Motivation für wochenlangen Dauerbeschuss der Gegenseite kaum aufrecht zu erhalten. Nichts hat ein kriegführender Militärapparat mehr zu fürchten als die Verbrüderung derer, die einander in vorderster Front umbringen sollen. Das muss eben auch sprachlich abgesichert werden – bis in die Gazetten des Hinterlandes, wo die Fronturlaube verbracht und die Verwundungen ausgeheilt werden. Ideologisch auf Schiene gebracht werden musste zunehmend auch das Hinterland, das mit wachsenden Entbehrungen und toten Helden zurecht kommen musste. Krieg ist ohne Propaganda nicht zu haben, und das war schon vor Troja so, was die „Schuld“ der Kriegspresse nicht mindert, aber Kraus’ Einschätzung relativiert, das Verhängnis habe mit dem „Telegramm“ begonnen.

Ins Schenkelklopfend-Humorige kippen auch die Szenen der drei Offiziere Nowotny, Pokorny und Powolny. Kraus lässt sie immer wieder an der Sirk-Ecke zusammentreffen und stets dieselben Phrasen sagen: Sie haben „mullattiert“ (1/251), schätzen die neueste Schönflug-Karikatur als „Klassikaner“, taxieren die Frauen, gehen zum Hoepfner und finden das Leben ansonsten ziemlich fad. Das sind Runninggags, mit denen Kraus die Offiziere im Hinterland der Lächerlichkeit preis gibt, die wie Versprachlichungen der humorigen Militärkarikaturen Fritz Schönflugs wirken. Schönflug war der populärste Zeichner der *Muskete* und machte sich nicht selten über das intellektuelle Niveau des Offizierskorps lustig. Seine Karikaturen, die auch als Postkarten verbreitet wurden, gingen in ihrem Spott oft ziemlich weit, was auch mit internen Rivalitäten in der Armee zu tun hatte.³⁵ Und an Usancen der *Muskete* erinnern auch die ‚sprechenden‘ Namen bei Kraus wie Major Metzler, Hauptmann Niedermacher, Oberstleutnant Maderer von Mullatschak, Bambula von Feldsturm oder die Familie Durchhalter.

In Kraus’ Stück lachen die Chargen beim Mullatschak in der Etappe der Isonzo-Front über diese Art von Militärsatiren, und Oberstleutnant Beinsteller stellt fest: „Weißt, so ein Humor, das is nur auf deutsch möglich, das ham s’ nicht in ihnera dalkerten Sprach, das bringen s’ nicht heraus!“ (1/257) Zu dieser Form von Humor gehören auch die mehr oder minder dümmlichen ‚Nachdichtungen‘ von Goethes *Über allen Gipfeln*, die den Nörgler besonders erbosen: „[U]nter der Einwirkung einer todbringenden Technik“ nicht nur „literarisch produktiv zu sein, sondern sich noch an den Heiligtümern seiner verblichene Kultur“ zu vergreifen, „um mit der Parodie ihrer Weihe den Triumph [der] Unmenschlichkeit zu begrinsen [...], übertrifft alles, was uns das geistige Hinterland dieses Krieges an Entmenschung vorgeführt hat.“ (2/77) Diese „Leichenstarre der Lebendigkeit – das ist es, was noch unsern Untergang zum stehenden Motiv des kolorierten Mißhumors macht“, eine „Versuchsstation

des Weltuntergangs“ (2/77) voller „Lehartöne und Schönflugfarben“ (2/78). Hatte Kraus auf Franz Ferdinand noch einen Nachruf geschrieben,³⁶ „den Albert Fuchs zu Recht als ‚rechtsradikal‘ klassifizierte“,³⁷ sieht Kraus in Kaiser Karl dann das absolute Übel, hatte der doch schon „als Thronfolger [...] ein mit ‚Muskete‘-Bildern austapeziertes Arbeitszimmer“ (2/197). Es sei „unerträglich [...], von einem Schönflug-Modell regiert zu werden [...]. Ich höre das wiehernde Gelächter derer, die uns in den Tod schicken können.“ (2/199) Dieses wiehernde Gelächter karikiert Kraus auch mit dem schenkelklopfenden Humor Wilhelm II., der seinen Generälen auf den Hintern klopft und zwischen die Beine greift (IV/Szene 37).

(6) Kriegsdichter

„Ihr Föleton über die franzesische Bildhauerin, Auguste, wie heißt sie nur, also mit so ähnlich wie Rodaun, sehr fesch war das gschriebn“ (1/264), sagt der Hauptmann in einer Szene im Kriegsarchiv zum ungenannt bleibenden Rilke, und das könnte beinahe einer Militärhumoreske à la *Muskete* entstammen. Das Lied von Erzherzog Max, das der Hauptmann dann begeistert vorliest, auch. Felix Dörmann hat im Dichter-Eifer nachgelassen und erhält eine Rüge: „[G]eben S' Innerem Musenroß die Sporen“ (1/266), während der „Müller Hans“ schon wieder eine Fleißaufgabe gemacht hat, sich aber gleichzeitig über seine Kollegen beschwert, „der Beifall der Ultraästheten dürfte mir dafür nicht beschieden sein“ (1/267). Der Patriot aber ist von Hans Müller begeistert: „Keiner von ihnen allen, wie sie da schreiben, sogar Roda Roda, Salten, hat so das Schulter an Schulter erfaßt wie er, man kann wirklich sagen, er schreibt förmlich Schulter an Schulter – zum Beispiel mit Ganghofer.“ (1/90) „[D]as is doch ein Witz aus'm Simplicissimus, daß sie mit der Schlacht warten, bis Ganghofer kommt“, sagt wenig später ein Kriegsberichterstatter zum anderen, der antwortet: „Ja zuerst war es ein Witz aus'm Simplicissimus und dann is es wahr geworn.“ (1/116) Die Karikatur *An der Ostfront*: „Ganghofer ist da – der Sturm kann beginnen!“ von Rangvald Blix ist im *Simplicissimus* vom 7. September 1915 erschienen; im Stück wird auch Ganghofers Feuilleton über die Begegnung mit Wilhelm II. in der Szene *Am Janower Teich* (I/Szene 23) dargestellt.

Mit Lust porträtiert Kraus seine Lieblingsfeinde: Jene Journalisten- und Schriftstellerkollegen, die sich's im Hinterland im Kriegsarchiv „gerichtet“ haben, jene, die nicht aufhören, die Kriegsposaune zu blasen, und jene, die als Kriegsberichterstatter vom Dienst befreit sind, um „den andern darauf Gusto zu machen“ (1/192). Das „Volk der Richter und Henker“ (1/150) ist schließlich „gebildet [...] wie kein andres“, seine Doktoren hantieren „ohne Ausnahme, das heißt, wenn sie nicht in einem Pressequartier unterkommen, mit Gasbomben“ (1/151). Kraus selbst freilich war wegen einer Rückgratverkrümmung dienstuntauglich, er litt keine materielle Not, nur sein Auto wurde für Kriegszwecke beschlagnahmt, *Die Fackel* aber konnte trotz Papiermangel den ganzen Krieg über erscheinen – insgesamt 19 Ausgaben, in denen vieles vorformuliert ist, was sich im Stück dann wiederfindet.

Gnadenlos führt Kraus alle vor, die mit poetischen Waffen die Kriegspropaganda bedienen. Das beginnt im Vorspiel (Szene 10) mit dem Buchhändler Hugo Heller, der bibliophil

gestaltete Lyrikmappen kriegshetzerischen Inhalts herausbrachte wie die *Flugblätter aus der Kriegszeit* von Anton Wildgans oder Franz Karl Ginzkeys *Den Herren Feinden. Ein Trutz- und Mahnlied*. In den ersten beiden Kriegsjahren sollen in Zeitungen und Zeitschriften an die 100.000 Kriegsgedichte gedruckt worden sein, die Gesamtzahl der bis dahin geschriebenen wurde auf vier bis fünf Millionen geschätzt.³⁸ „Habe in den letzten Tagen in die lyrische Kriegsposaune geblasen und bis heute 11 feine Kriegslieder und Gedichte geschrieben. Auch wir Roten haben nicht vergessen mit Tat und Wort das Vaterland zu schützen“, schrieb der Arbeiterdichter Alfons Petzold am 11. August 1914 stolz in sein Tagebuch.³⁹ Der österreichische Kriegsroman hingegen ließ auf sich warten, weshalb der Presseclub Concordia im Juli 1917 ein entsprechendes Preisausschreiben initiierte, bei dem es zwei Mal 10.000 Kronen zu gewinnen gab.⁴⁰

Emil Ertl und Karl Hans Strobl werden im Stück genauso vorgeführt (V/Szene 5) wie der Journalist Paul Goldmann (IV/Szene 53), Ottokar Kernstock in der Szene *Eine stille Poetenklausur im steirischen Wald* (III/Szene 32); Kinder singen Ernst Lissauers *Haßgesang* (1/321) und müssen als Strafarbeit „den Prinz Eugen von Hofmannsthal abschreiben“ (1/70), der 1915 mit martialischen Illustrationen des *Muskete*-Karikaturisten Franz Wacik erschien.⁴¹ Und mit Häme macht sich Kraus über den offenen Brief an Hofmannsthal lustig, den Hermann Bahr am 26. August 1914 tatsächlich im *Neuen Wiener Journal* publiziert hatte, mit dem legendären Satz: „Ich weiß nur, daß Sie in Waffen sind, lieber Hugo“ (1/105f.); bei Kraus wie auch in Wirklichkeit liest Hofmannsthal den Brief nicht am imaginierten Lagerfeuer oder gar im Schützengraben, sondern im Kriegsfürsorgeamt. Wie in Bahrs Brief tritt im Stück dann Poldi (Leopold Andrian) auf und zitiert begeistert Baudelaire-Verse, wofür sich Hofmannsthal im Schuljungen-Jargon umgehend revançiert: „Und ich zeig dir meinen Prinz Eugen!“ (1/107)

Rudolf Geists *Der anonyme Krieg* zeigt die Produkte der Kriegsdichter im unmittelbaren Praxistest. Ihre in der Frontzeitung abgedruckten Gedichte werden am Vorabend des großen Gemetzels – mit dem Einsatz der neuen Giftbomben – den Soldaten in der Stellung zur Aufmunterung vorgelesen. Wessen Texte sich dafür eignen, so die Botschaft, sei ein für alle Mal von der Gemeinschaft abendländischer Zivilisation ausgeschlossen, wie „Gerhart Hauptmann, Lissauer, Ganghofer, Petzold, Kernstock, Kerr, Dehmel und andere geistige Bomben“.⁴²

Ein vergleichbarer Praxistest bei Kraus ist die Szene *Briefzensur bei einem deutschen Frontabschnitt* (III/Szene 31), in der Dankesbriefe an Otto Ernst begutachtet werden. Ernst war für Kraus ein ideales Zielobjekt, nicht zuletzt dank des Urheberrechtsstreits um ein Foto Ernsts als Strandläufer von Sylt, das Kraus für seinen Lichtbildvortrag am 27. Mai 1914 verwenden wollte. Die Auseinandersetzung darüber dokumentiert Kraus in ungetrübter Vorkriegs-Usance – als hätte das große Schlachten noch nicht begonnen – in der ‚Kriegsfackel‘ vom Oktober 1915.⁴³ „Ihr Buch war mir das Schönste, Tiefste und Erhebendste, was ich seit Jahren gelesen habe“ (1/295), schreibt ein Flieger; „Ihre jedes brave Herz erhebenden Gedichte werden bestehen, solange die Welt deutsche Treue und englische Falschheit kennt“ (1/296), ein Soldat. In der Unkommentiertheit wird daraus sozusagen ein ungewollt richtiges Urteil über den Autor, der durchaus ein breites Spektrum bediente. „Ihr ausgezeichnete Humor half

uns über manche trübe Stimmung hinweg und förderte den Unternehmungsgeist“ (1/296), schreibt ein Kompagnieführer, und wozu das führt, beschreibt der Bericht eines Offizier-Stellvertreters aus dem Schützengraben: „So ist es uns geglückt, dem Gegner wieder mal eins auf die Nase zu geben dank unserer Wachsamkeit und dem ruhigen Feuern der Schützen, das ich wiederum in erster Linie Ihrer Erzählung verdanke. Sie hat eine ungeahnte Wirkung gehabt!“ (1/297)

Ein besonderer Fall war Richard Dehmel, der sich 1914 tatsächlich freiwillig an die Front gemeldet hatte, und damit doch „ein Beispiel“ gab, so der Optimist, „das er durch seine Kriegsyrik entwertet hat. Er nannte das Geräusch der Maschinengewehre Sphärenmusik“, darauf der Nörgler (1/190). Im dritten Akt, Szenen 35 und 36, stellt Kraus zwei Dichter-Auftritte einander gegenüber: Im Berliner Vortragssaal liest Dehmel Kriegsgedichte, im Wiener Vortragssaal tritt Karl Kraus bzw. der Nörgler auf. Auch sonst schreibt er sich als öffentliche Figur immer wieder in das Stück hinein. Im ersten Akt wundern sich ein „Spekulant“ und ein „Realitätenbesitzer“, dass der „Fackelkraus“ „vollständig verschwunden“ ist. „Harden hat nicht aufgehört im Krieg. Der hat eben die größeren Themas“ (1/133). Im fünften Akt aber zeigt Kraus' wieder aufgenommene Vorlesungstätigkeit Wirkung. Als sich zwei Kommerzialräte unterhalten, erkennen sie den vorbeigehenden Nörgler sofort. „Meinem Buben hat er den Kopf verdreht“, sagt der eine, in „alle Vorlesungen rennt er“ (2/180f.).

Viele Akteure werden benannt, andere nicht. „Schad“ sei um diese Kathedrale von Reims, sagt im Stück der Realitätenbesitzer nach ihrer Beschießung durch die Deutschen im September 1914, was der Spekulant zurückweist, er könne nicht leiden, „wenn man im Krieg sentimental is [...] Krieg is eben Krieg.“ (1/133f.) Das schrieb im November 1914 fast wörtlich der Kulturhistoriker Egon Friedell, der „dieses ganze Geschrei über ‚Zerstörung von Kunstwerten‘ in dieser jetzigen Zeit“ für „etwas vollkommen Läppisches“ hielt.⁴⁴

(7) Das Problem Schalek

„Ich bin auch kein Ganghofer, aber ich kann Ihnen nur sagen, schämen Sie sich vor der Schalek!“ (1/113), sagt ein Kriegsberichterstatter zum anderen, und sie war auch für Kraus die größte Herausforderung. Mut konnte ihr keiner absprechen, auch Kraus beschreibt sie immer in den vordersten Stellungen. Unermüdlich berichtet sie vom Kampfesgeschehen und stellt dem Mann am Mörser, dem Bombenflieger und noch dem sterbenden Soldaten die erschreckend heutig wirkende Frage nach dem persönlichen Befinden: „Also was empfinden Sie jetzt, was denken Sie sich, Sie müssen sich doch etwas – (*Batteriesalve*).“ (2/214). „Die 208 Leichenphotographien legitimieren mich wohl zur Genüge vor der Nachwelt; sie wird nicht zweifeln, daß ich mitten drin war im heroischen Erleben“ (2/150), sagt die Schalek im Stück zu einem Kollegen im Kriegspressequartier, der ihr schadenfroh einen gegenteiligen Kommentar aus einem Leitartikel vorliest: „Wie das immer zu sein pflegt, daß die Frau, wenn sie aus der Eigenart des Geschlechtes heraustritt, ihre Zartheit abstreift und sich zum Mannweib verunstaltet, zu einer seltsamen Grausamkeit neigt, hat sich diese Erfahrung auch in

England wiederholt. [...] Da werden Weiber zu Hyänen!“ (2/154). Außerdem werde man ihre Monopolstellung untergraben und weitere Frauen zulassen, verkündet der Kollege mit Häme, womit Stephanie Hollenstein gemeint sein könnte, die als malende Kriegsberichterstatterin der Südfrent zugeteilt wurde.

Was Kraus Alice Schalek vorwirft, ist nicht nur ihre durchaus kriegsbegeisterte Haltung, es ist vor allem ihr Geschlecht. Es sei ein „tragische[r] Karneval, in dem Männer vor den Augen des weiblichen Kriegsberichterstatters starben“ (2/228) – und, so könnte man hinzufügen, Frauen wie die Schalek Männer honoris causa wurden. Deshalb ist sie im Stück stets „die Schalek“, und nicht die „Kriegs-Alice“ in Analogie zur „Friedens-Bertha“-Suttner. Was ihn an Alice Schalek wirklich verstöre, so der Nörgler, sei, „daß der Weltkrieg sie gezwungen hat, von mir überschätzt zu werden. So muß ich sie für die eigenartigste Erscheinung dieser Apokalypse halten. Wenn aber der tragische Karneval verrauscht ist und ich ihr beim Katzenjammer unsres Tages irgendwo im Hinterland begegne, werde ich sie für eine Frau halten.“ (2/84) Angesichts von Kraus' bekannt misogynen Äußerungen wie: „Eine Frau soll nicht einmal meiner Meinung sein, geschweige denn ihrer.“⁴⁵ ist unschwer zu erraten, dass damit tatsächlich eine gefährliche Drohung ausgesprochen ist.

(8) Epilog: Auch ein Kriegsgott ist ein Gott II

Die letzten Tage der Menschheit enden mit der Stimme Gottes, die einen via Postkarten kolportierten Ausspruch Wilhelms II. spricht: „Ich habe es nicht gewollt.“ (2/308)

In Rudolf Jeremias Kreutz' 1919 erschienener Erzählung *Der vereitelte Weltuntergang* hat der liebe Gott genug vom Gemetzel auf der Erde und installiert am Mond einen Schriftzug, dass die „mißleitete Herde“ den Krieg beenden solle. „Bleeder Witz von einer Beleuchtungsabteilung“, meint der österreichische Major; geht nur die Deutschen an, denken die Russen; die radiotelegraphische Zirkulardepesche Hindenburgs dazu lautet: „Wir hören auf, aber erst müssen die andern knülle werden“.⁴⁶ „Maximilian Harden brach als immer originellster Publizist in seiner ‚Zukunft‘ eine Lanze für die kosmische Unparteilichkeit des Schöpfers“.⁴⁷ „Nur das gebeugte Volk des Hinterlandes [...] las ihn ohne Freude. Und viele sahen auch die Inschrift auf dem Monde nicht. Diese zerbrochenen Krüppel und Greise [...] waren seit Jahren gewöhnt, zur Erde zu starren“.⁴⁸

Kreutz war Berufssoldat und schon vor dem Krieg als Verfasser von Militärhumoresken für Kraus ein beliebtes Angriffsziel. Dem „unzurechnungsfähigen Begeisterungsrummel“⁴⁹ wie der Vorstellung vom ‚richtigen‘ Krieg war auch Kreutz 1914 keineswegs entgangen, aber für den Praktiker im militärischen Feld setzte die Ernüchterung rasch ein ob der Unfähigkeit und Skrupellosigkeit der militärischen Führer. Bereits 1917, noch in russischer Gefangenschaft, beendete er seinen Antikriegsroman *Die große Phrase*. Darin spießt Kreutz vieles auf, das auch Kraus in seinem Stück verarbeitet, von den Propagandalügen bis zur Verrohung an der Front wie im Hinterland, von den Postkarten mit Kriegskrüppeln bis zu allen möglichen Varianten der Phrase von der großen Zeit. Kreutz publizierte seinen Roman noch 1917 in

dänischer Sprache, 1918 in schwedischer, 1919 in englischer Übersetzung und im selben Jahr auch deutsch im Züricher Verlag Max Rascher – also im selben Jahr wie die Aktausgabe der *Letzten Tage der Menschheit*, deren Buchausgabe 1922 folgte.

Respekt verschaffte ihm das bei Kraus nicht. Dass unter den sieben Kandidaten für den Strindberg-Preis 1921, ausgeschrieben für ein Werk über den „Großen Krieg“ im Sinne der Völkerversöhnung, Kreuz aufschien, er selbst aber nicht, hat Kraus zu einer entsprechenden Eingabe veranlasst. Der zuständige Juror und Strindberg-Übersetzer Emil Schering erklärte, dass nur Bücher, nicht Zeitschriften für den Preis nominiert wurden, was die Unkenntnis der *Letzten Tage der Menschheit* eingesteht und Kraus noch weiter erboste.⁵⁰

Nachsatz

„I du *meine* Güte – fackelt der noch immer herum?!“ (2/191) Das lässt Kraus einen „Exportkommiss“ im Lazarett fragen, und das impliziert auch ein tragisches Moment: Die ganze Welt ist abgefackelt, aber der, der diesen Untergang wortreich protokolliert, ist ungeboren am ‚Fackeln‘.

Anmerkungen

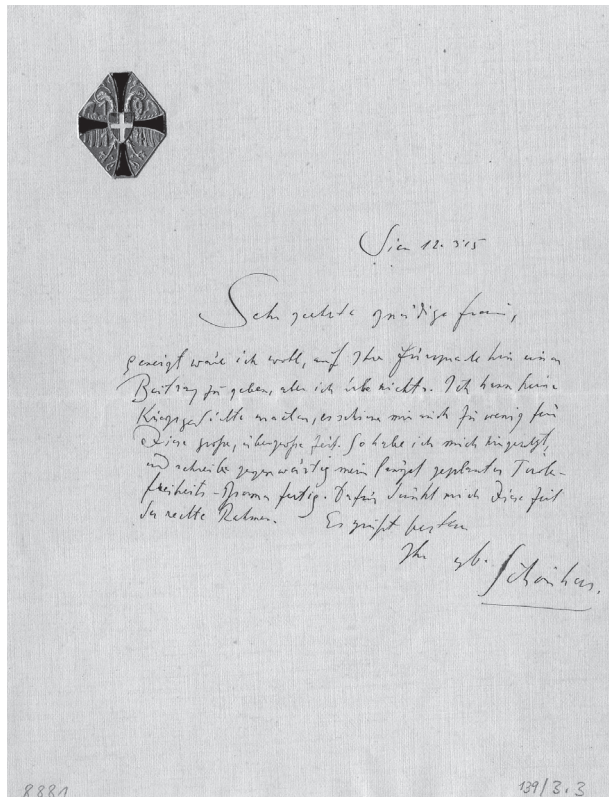
- 1 Bertha von Suttner: Die Tiefinnersten. Roman. Dresden, Leipzig: Pierson 1893, 123.
- 2 Karl Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog. 2 Bde. München: dtv 1976 (Lizenz Ausgabe des Kösel-Verlags München nach der Originalfassung von 1926), Bd. 1, 44. (Im Folgenden im Fließtext zitiert mit Bandnummer/Seitenzahl; wird auf eine ganze Szene verwiesen, ist mit römischer Ziffer die Aktnummer vorangestellt.)
- 3 Arthur Schnitzler: Tagebuch 1913–1916. Hg. v. Peter Michael Braunwarth, Richard Miklin, Susanne Pertlik, Walter Rupprechter, Reinhard Urbach. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1983, 127.
- 4 Arthur Schnitzler: Komödie der Verführung. In: A. S.: Das dramatische Werk. Bd. 8. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1979, 113-242, hier 170.
- 5 Robert Musil: Europäertum, Krieg, Deutschtum. In: R. M.: Gesammelte Werke. Bd. 8: Essays und Reden. Reinbek: Rowohlt 1978, 1020-1022, hier 1022.
- 6 Suttner 1893 (Anm. 1), 118f.
- 7 Max Brod: Stefan Rott oder Das Jahr der Entscheidung. Göttingen: Wallstein 2014, 524f.
- 8 Karl Kraus: In dieser großen Zeit. In: Die Fackel. Jg. 16, Nr. 404, 5.12.1914, 1-19, hier 4f.
- 9 Ebenda, 16.
- 10 Ebenda, 17.
- 11 Ebenda, 2.
- 12 Bertha von Suttner: Das Maschinenalter. Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit. 3. Aufl. Dresden, Leipzig: Pierson 1899, 278.
- 13 Suttner 1893 (Anm. 1), 125.
- 14 Ebenda, 259.
- 15 Ebenda, 267.
- 16 Kraus (Anm. 8), 14.
- 17 An unsere Leser! Wiener 8 Uhr-Blatt. In: Wiener Sonn- und Montags-Zeitung, 17.8.1914, 4.
- 18 Friedrich A. Kittler: Grammophon Film Typewriter. Berlin: Brinkmann & Bosse 1986, 148.
- 19 Kraus (Anm. 8), 13.
- 20 Franz Werfel: Barbara oder Die Frömmigkeit. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1996 (Gesammelte Werke in Einzelbänden), 421.
- 21 Kraus (Anm. 8), 17.
- 22 Joseph Roth: Das journalistische Werk 1924–1928. Hg. und Nachw. v. Klaus Westermann. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1990 (Werke Bd. 2), 997.
- 23 Rudolf Geist: Der anonyme Krieg. Leipzig, Prag, New York, London, Wien: Internationale Buchpresse Heilbronn 1928, 38.
- 24 Ebenda, 417.
- 25 Die Fackel. Jg. 30, Nr. 800-805, 1929, 72.
- 26 Geist (Anm. 23), 163.
- 27 Ebenda, 164.
- 28 Karl Kraus: Friedensfreund. In: Die Fackel. Jg. 8, Nr. 202, 30.4.1906, 25-28, hier 25.
- 29 Kraus (Anm. 8), 1.
- 30 Ebenda, 4.
- 31 Alfred Polgar: Musterung. Hg. v. Marcel Reich-Ranicki, Mitarb. v. Ulrich Weinzierl. Reinbek: Rowohlt 1983 (Kleine Schriften 1), 97.
- 32 Karl Kraus: Wehr und Wucher. In: Die Fackel. Jg. 19, Nr. 457-461, 10.5.1917, 1-19, hier 18.
- 33 Hans Herbert Grimm: Schlump. Geschichten und Abenteuer aus dem Leben des ungekannten Musketiers Emil Schulz, genannt „Schlump“. Roman. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2014, 139.
- 34 Ebenda, 141.

- 35 Vgl. Peter Huemer: Die Armee. Die Ehre. Der Leutnant. In: Evelyne Polt-Heinzl, Gisela Steinlechner (Hg.): Arthur Schnitzler. Affären und Affekte. Wien: Brandstätter 2006, 73-83, hier 77.
- 36 Karl Kraus: Franz Ferdinand und die Talente. In: Die Fackel. Jg. 16, Nr. 400-403, 10.7.1914, 1-4.
- 37 Alfred Pfabigan: Karl Kraus und der Sozialismus. Eine politische Biographie. Wien: Europa Verlag 1976, 171.
- 38 Klaus Zelewitz: Deutschböhmisches Dichten und der Erste Weltkrieg. In: Klaus Amann, Hubert Lengauer (Hg.): Österreich und der Große Krieg 1914–1918. Die andere Seite der Geschichte. Wien: Brandstätter 1989, 185-192, hier 185.
- 39 Zit. nach: Herbert Exenberger: Alfons Petzold im Ersten Weltkrieg. In: Österreich und der Große Krieg (Anm. 38), 170-176, hier 172.
- 40 Murray G. Hall: Das Buch als ‚Bombengeschäft‘. In: Österreich und der Große Krieg (Anm. 38), 139-144, hier 142.
- 41 Hugo von Hofmannsthal: Prinz Eugen der edle Ritter. Sein Leben in Bildern. 12 Original-Lithographien von Franz Wacik. Wien: L. W. Seidel 1915.
- 42 Geist (Anm. 23), 239.
- 43 Karl Kraus: Der Fall einer deutschen Mona Lisa. In: Die Fackel. Jg. 17, Nr. 406-412, 5.10.1915, 39-51.
- 44 Egon Friedell: Von Dante zu d'Annunzio. Wien, Leipzig: Rosner & Stern 1915, 26.
- 45 Die Fackel. Jg. 17, Nr. 406-412, 5.10.1915, 135.
- 46 Rudolf Jeremias Kreutz: Der vereitelte Weltuntergang. Satiren und Skizzen. Wien, Warnsdorf, Leipzig: Strache 1919, 12f.
- 47 Ebenda, 13.
- 48 Ebenda, 16.
- 49 Eckart Früh: Rudolf Jeremias Kreutz und seine Romane aus der Kriegszeit. In: Österreich und der Große Krieg (Anm. 38), 164-170, hier 165.
- 50 Abgedruckt ist der Briefwechsel in: Die Fackel. Jg. 23, Nr. 568-571, Mai 1921, 44-47. Der Strindberg-Preis wurde insgesamt nur zweimal vergeben, an Maximilian Harden und Theodor Lessing.

Ein „Kriegsgedicht“?

Der Brief von Karl Schönherr an Alice Epstein vom 12.3.1915 und sein Drama
„Volk in Not“

von Annette Steinsiek (Innsbruck)



Wien 12.3.15¹

Sehr geehrte gnädige Frau,

geneigt wäre ich wohl, auf Ihre Fürsprache hin einen Beitrag zu geben, aber ich habe nichts. Ich kann keine Kriegsgedichte machen, es schiene mir auch zu wenig für diese große, über-große Zeit. So habe ich mich hingesezt, und schreibe gegenwärtig mein längst geplantes Tiroler-Freiheits-Drama fertig. Dafür dünkt mich diese Zeit der rechte Rahmen.

Es grüßt bestens

Ihr egb.

Schönherr.

Lassen sich diese Zeilen nun im Sinne von Kriegsbeitragsverweigerung lesen oder als Ankündigung eines Kriegsbeitrags? Ist das „Tiroler-Freiheits-Drama“, das als *Volk in Not. Ein deutsches Heldenlied* 1916² erschien, ein „Kriegsgedicht“ oder nicht, ist es Anbiederung oder Warnung?

Johann Holzner schreibt 1993 in seinem Aufsatz über die Tiroler Literatur von 1900 bis 1950, dass Schönherr dem Krieg gedient habe: „In der Zeit des Ersten Weltkriegs hat Schönherr danach getrachtet, dem Bedürfnis nach einem ‚deutschen Heldenlied‘ nachzukommen ‚Volk in Not‘, 1916); und 1933 ist es den Nationalsozialisten keineswegs schwergefallen, ‚für das blutechte, bodenständige Schaffen‘ [in Fußnote nachgewiesen aus dem Völkischen Beobachter, 9.5.1933] des Dichters einzutreten. [...] sein Werk hat sich [...] der Vereinnahmung durch die nationalsozialistische Kulturpolitik nicht widersetzt.“³

Wendelin Schmidt-Dengler erwähnt *Volk in Not* in seinem Beitrag über Schönherr im *Österreichischen Biographischen Lexikon 1815 bis 1950* nicht; für unseren Zusammenhang interessant ist folgender Hinweis: „Sein letztes Drama, ‚Die Fahne weht‘ (1937 in Graz uraufgef.) [...], wurde im März 1938 unter der Direktion von Mirko Jelusich am Wiener Burgtheater als erste Premiere nach dem ‚Anschluß‘ gegeben; das Stück, dem auch eine oppositionelle Tendenz gegen die neuen Machthaber hätte unterstellt werden können, wurde von der Kritik als Bejahung der gewandelten Situation aufgefaßt und als ein ‚nationales Fest‘ gefeiert.“⁴

Hermann Kienzl, der 1922 einen Bühnenführer über *Karl Schönherr und seine wichtigsten Bühnenwerke* (darunter *Volk in Not*) verfasst hat, berichtet, dass Kaiser Wilhelm II. nach einer Aufführung von *Glaube und Heimat* in Kiel 1911 Schönherr kraft seines (missverstandenen) Amtes zum „ersten deutschen Dramatiker“ ernannt und damit hervorgerufen habe, dass Schönherr in der Folge gegen das „Odium der kaiserlichen Gunst“ zu kämpfen hatte.⁵

Ist *Volk in Not* tatsächlich das Werk eines Opportunisten, wie Holzner nahelegt? Mir scheint auch im Falle dieses Stückes das Problem eher in der Rezeption als in der Produktion zu suchen zu sein. Im Folgenden versuche ich, mich der Produktionsseite zuzuwenden – mit Blicken auf den vorliegenden Brief, das Drama selbst und auf ergänzendes Material.

Was sagt uns der vorliegende Brief von seiner Materialität her? Eingepägt finden wir das Emblem des Schwarz-Gelben Kreuzes. Diese Organisation war seit dem 1. September 1914 tätig und sammelte mit Spendenaktionen, Wohltätigkeitsveranstaltungen und dem Verkauf von Artikeln Geld vor allem für die öffentliche Ausspeisung von Bedürftigen. Verkauft wurden auch Kriegssäcke (Tragetaschen), Flaschenstöpsel, Siegelmarken⁶ – und offenbar dieses Briefpapier. Für das Komitee des Schwarz-Gelben Kreuzes zeichneten Baronin Anka von Bienenrath, die Frau des (bis 1915) österreichischen Ministerpräsidenten Richard von Bienenrath, und Berta Weiskirchner, die Frau des Wiener Bürgermeisters Richard Weiskirchner, verantwortlich. Die Aktion wurde initiiert, mitgetragen und propagiert von Alice Schalek⁷ – der Kriegsberichterstatterin, die Karl Kraus in der *Fackel* als vom „Fieber des Erlebens“⁸ gepackte Voyeurin aufs Korn nimmt (um es militärisch auszudrücken). Das Schwarz-Gelbe Kreuz war jedenfalls, wenn auch gewissermaßen ‚wohltätiger‘, Teil der laufenden Kriegsmaschinerie und als solcher im *Offiziellen Katalog der Kriegsausstellung Wien 1916* vertreten.⁹ Schönherr agiert in diesem Sinne also ganz patriotisch, er bekennt habsburgische Farbe (das Innenfutter des

Umschlags ist ganz in schwarz-gelb gehalten).¹⁰ Und doch – könnte er sich mit der Verwendung dieses Briefpapiers nicht auch leichter die Freiheit zu der Absage genommen haben?

Die Adressatin, Alice Epstein (auch: Alice Strauss-Epstein-Meyszner oder andere Kombinationen des Nachnamens), kennen wir als Stieftochter von Johann Strauss Sohn und als solche nach dem Tod ihrer Mutter Adele 1930 als seine Erbin. Dieses Erbe wurde ihr, sie war Jüdin, von den Nazis 1939 auf unwürdigste Weise abgepresst. Für den von uns betrachteten Zeitraum gibt es keine biographischen Informationen (bisher recherchiert habe ich – über die Ehemänner – mindestens drei Ehen). Schönherr antwortet auf eine Anfrage oder ein Angebot Epsteins („auf Ihre Fürsprache hin einen Beitrag zu geben“) – das Projekt und Alice Epsteins Beteiligung aber liegen im Dunkeln. Bei den Briefen an Karl Schönherr (seinem Briefnachlass?) in der Österreichischen Nationalbibliothek befindet sich lediglich ein Telegramm von Alice Epstein. Und der hier vorgestellte ist der einzige Brief Schönherrns an Epstein aus den Kriegsjahren. Welche Briefe von Schönherr gibt es noch aus dieser Zeit, die den Hintergrund erhellen könnten? Franz Hadamowsky, der Herausgeber des Bandes *Bühnenwerke II, Briefe, Dokumentation der Karl Schönherr Gesamtausgabe*,¹¹ nahm 120 Brief(abschnitt)e als Erstveröffentlichung auf (der erste vom 15.11.1896, der letzte vom 12.12.1937). Laut Hadamowskys kurzer Einleitung ist Schönherr „kein Briefschreiber“ gewesen¹² – eine zu einfache Charakterisierung, allein von Selbstaussagen Schönherrns über seine „Schreibfaulheit“ gestützt, ohne sachdienliche Hinweise auf weitere KorrespondenzpartnerInnen oder auf ein Briefkorpus als solches. Hadamowskys Auswahl betraf – sicherlich ein wichtiges Kriterium – vor allem das „dichterische Werk“; zeitgeschichtliche oder politische Äußerungen blieben außen vor.

In zwei Briefen an Marie Pöschl (der Tochter seines frühen Förderers Josef Pöschl) finden sich Mitteilungen, die in der uns leitenden Frage eine Einschätzung erlauben. Sie stammen von Ende 1914 und Anfang 1917. Im ersten dieser beiden Briefe, am 31. Dezember 1914, schreibt er ihr, dass er nur „dasitzen“ könne und „stumpfsinnig in die Furchtbarkeit starren“. Er äußert einen bemerkenswerten Wunsch: „Ich bitte Dich, nur ja alle Verwundeten gut und eindringlich zu befragen“ – weil er einmal „zur Ehre und zum Lobe der braven Telfser schreiben“ möchte: „Also bitte, Du kannst mir da nicht genug schreiben und besonders in der Urwüchsigkeit, wie die braven ‚Bubn‘ das alles bringen.“¹³

Am 18. Januar 1917 schreibt er ihr: „[Es] ist mir, als höre ich viele hunderttausend arme Kreaturen schreien. Wahrhaftig, es riecht schon die ganze Welt nach Blut, und man hört es stromweis rauschen.“¹⁴ Dieser Wahrnehmung hatten im Stück *Volk in Not* schon manche szenische Angaben und Figurenreden entsprochen, vgl. etwa „Das Schreien Verwundeter.“, 75; bei einem tödlich Getroffenen: „Schreit [...], während seine qualvollen Augen hilfeschend kreisen“, 76; „Die Wolfsgruberin / schnuppert mit der Nase in der Luft herum / ‚Da bluetet s und toadtelet s, wie in ar Metzgerbank.“, 78; „Wieviel werd öpper der Bodn Bluet gsoffn habn.“, 82; Koflerin: „Dös Wasser hat so an rötheltn Schein.“ – Kellerin: „Heunt rinnen alle Brunnen a so.“, 93.

Die beiden Briefe an Marie Pöschl umrahmen den hier vorgelegten Brief an Alice Epstein. Seit wann Schönherr sein „längst geplante[s] Tiroler-Freiheits-Drama“ konkret

verfolgte, bleibt offen, jedenfalls seit Ende 1914. Vielleicht aber schon vorher, denn Schönherr greift auf seine für die „Jahrhundertfeier“ 1909 verfasste „halb novellistische, halb dramatische Skizze *Tiroler Bauern von 1809* zurück,¹⁵ die 1911 in *Aus meinem Merkbuch* erschienen war und in der er – vielleicht schon ein wenig expressionistisch? – die Schlacht am Berg Isel dargestellt hatte.

Die Formulierung „große, übergroße Zeit“ scheint auch eine gewisse Distanzierung zu enthalten. „Groß“ war die Zeit für alle, die vom Krieg die Lösung sämtlicher Probleme ersehnten, „übergroß“ wohl für diejenigen, die Ausmaß und Dynamik als nicht handhabbar erlebten, die Ereignisse nicht ertragen konnten. Schönherr blieb bei seinem Maßstab: Tirol. Von Wien aus gesehen, wurde es (s)eine ‚idealtypische‘ Landschaft – Hermann Kienzl spricht treffend davon, dass Schönherr „die Welt durch das Prisma Tirol“ sehe.¹⁶

Auch die Aufführungsgeschichte sei – als Rezeption – erwähnt. Vinzenz Chiavacci junior (1903–1975), Schönherrns Stiefsohn, berichtet, dass sich zunächst niemand an *Volk in Not* herangetraut habe – nicht Max Reinhardt, nicht Hugo Thimig, Schauspieler, Regisseur und von 1912 bis 1917 auch Direktor am k.k. Hoftheater (heute Burgtheater). Ich kann hier nur Chiavaccis Vermutungen über die Gründe dieses Zögerns rekapitulieren: Man befürchtete, dass das Publikum mitten im Weltkrieg nicht auch noch eine Schlacht auf der Bühne sehen wollte. Man befürchtete Probleme mit der Zensur – die Zensur sei an mehreren Stellen geradezu eingeladen gewesen: Die aktuellen Bündnisgenossen Bayern und Sachsen hatten 1809 auf Seite der Franzosen gekämpft. Das Stück zeige eher einen Franktireurkrieg (einen Partisanen-Krieg) statt eines ‚ordentlichen‘ Krieges. Ein Vergleich Tirols mit Belgien könne ausgemacht werden. Und nicht zuletzt: Das Stück könne den Gefallen am Soldatendasein gefährden.¹⁷

Nach einer Finanzierung von 50.000 Kronen durch den mit Schönherr befreundeten schwerreichen Industriellen Wilhelm Kestranek (ein Mitarbeiter von Karl Wittgenstein und älterer Bruder des *Brenner*-Philosophen Hans Kestranek) fand die Uraufführung am 2.7.1916 mit Burgtheater-Besetzung am Deutschen Volkstheater in Wien (Direktion Carl Wallner) unter der Regie von Hugo Thimig statt. Das Burgtheater übernahm diese Aufführung und spielte sie erstmals am 4.1.1917.¹⁸ Schönherr spricht in einem Feuilleton vom 18.1.1919 davon, dass, wie schon bei *Die Bildschnitzer* und *Glaube und Heimat*, das „Wagnis der Uraufführung eine andere Bühne getragen hatte“ und die Hofbühne „dann den Rahm abschöpfen konnte“.¹⁹

Chiavacci hat den bisher einzigen ernstzunehmenden monographischen Beitrag über Schönherr vorgelegt, auf den Ausführungen über Schönherr seitdem regelmäßig zurückgegriffen. Leider ist das Wenigste davon nachgewiesen. Es ist zu befürchten, dass biographische Angaben auch aus angeblich „autobiographischen“ Werken der Fiktion gezogen wurden. Verschiedene Materialarten wurden nicht quellenkritisch reflektiert. Provenienzen werden nicht angegeben, sondern mit der Angabe „Schönherr-Archiv“ verwischt (wobei nicht klar wird, ob allein der Nachlass das Schönherr-Archiv bildete oder ob auch nachträglich erworbenes Material – wie etwa Briefe von Karl Schönherr – dazu gehörte). Das „Schönherr-Archiv“ bzw. der Nachlass Schönherrns wurde jedenfalls völlig zersplittert und wird in verschiedenen

Archiven aufbewahrt.²⁰ Das dürfte mit ein Grund dafür sein, dass 2014 nichts von Schönherr erscheint oder zu hören ist, obwohl er mit Beginn des Jahres urheberrechtlich gemeinfrei wurde.

Mir scheint, dass Schönherr genau dieses Schillern hervorrufen will, das sich einer eindeutigen Lesart widersetzt. Heldentum betrachtet er durchaus aus der Distanz, mit Mitleid die Formen von Verwundung. *Volk in Not* ist gerade deshalb lesenswert: Es zeigt Schattierungen, in denen die Identifikation der Person(en) von der Liebe zur Geburtsheimat bis zur Fetischisierung der Fahne und zur blinden Erfüllung der Rolle als „Fahnenträger“ reicht, in denen die wortkarge Entschlossenheit auch einen der Krise Vorschub leistenden Kommunikationsmangel darstellt, in denen (durchaus legitimes) Unrechtsempfinden mangels Verhandlungsbereitschaft oder -fähigkeit zur Aggressivität verkommt und neues Unrecht schafft. In *Volk in Not* gibt es folgende kleine Szene: Die im Kampf als BüchsenträgerInnen, BleisucherInnen, „Baubartrupfer“ Handlangerdienste leistenden Kinder schließen einander aus: „Wöck da, du. Di lassn mer nit mittüen.“ (47) Es kommt zur Rauferei. Im Kampfgeschehen machen die Kinder dann mechanisch Karriere, wenn sie die Funktionen Getöteter übernehmen. Alle kommen in das – Zitat aus *Volk in Not* – „Räderwerk einer gewaltigen, von geheimnisvollen Kräften gespeisten Maschine“ (73), der Maschine Krieg, die angehalten werden muss, damit nicht passiert, was den Sandwirt Hofer, dessen Sendungsbewusstsein (46) und Zynismus (98) schon angeklingen waren und der die letzten Worte spricht, als unbelehrbar zeigt. Zum Säugling: „Du jungs Adl-Büebl. Da han i dir enkern Fahn zruggebracht. [...] Und jetzt schaug, daß d a richtiger Kerl werst.“ Zu den Frauen: „Schaugt s enk um richtige Mannder und laßt s die Leutmühl nit laar giahn. s Land braucht Buebni; streitige Kampl. Es ist a schmiedeisene Zeit.“ Ich wage hier die These, dass *Die Fahne weht* als Fortsetzung von *Volk in Not* zu lesen ist (das „Büebl“ ist jetzt 19 Jahre alt und wird zum Fahnen-Märtyrer) und dass Schönherr damit auch auf einen nächsten Krieg hinwies.

Für die Einschätzung von *Volk in Not* leihe ich mir Sätze von Hermann Kienzl: „Ein Gedicht vom Kriege, doch kein Kriegsgedicht. Schlachtwütige Barden singen nicht vom Verröckeln der Männer, vom starrenden Leid der Frauen. Ein deutsches Heldenlied ist's dennoch, in Taten gesungen. Kein Volksfestspiel (wie einst in Meran das Hoferspiel!), doch ein Volksschauspiel.“²¹ (Kienzl fügt hinzu, dass in Norddeutschland die „Heimatselemente“, und meint vor allem auch den Dialekt, „Sonderreize“ wie auch „Hemmungen“ gewesen seien.²² Ich, die ich vor zwei Jahrzehnten von Norddeutschland nach Tirol übersiedelt bin, würde das umdrehen: sie sind womöglich „Hemmungen“, aber letztlich „Sonderreize“.)

In Schönherrs Dramen gibt es gelegentlich ein Schwanken, das entsteht, wenn er zugleich den optimalen Leseindruck und die maximale Bühnenwirkung erzielen will. Darin liegt eine Schwäche, nicht eigentlich in der Anlage und Entfaltung der Handlung und Handelnden.

Es ist Zeit, Schönherrs Werke textkritisch darzustellen und zu analysieren, wie sich Überarbeitungen gestalten und welche Absichten sich darin zeigen. Das Brenner-Archiv ist bemüht, seine Schönherr-Sammlung zu vergrößern. Briefe von Schönherr befinden sich in

den Nachlässen von Ludwig Ficker, Karl Paulin und Heinrich von Schullern. Die Briefe an Rudolf H. Greinz befinden sich, wie dessen ganzer Nachlass, in Privatbesitz.²³ Leider geben sie alle keine Aufschlüsse über die Produktion von *Volk in Not*. Eine Zusammenschau möglichst vieler Briefe von Karl Schönherr ist jedenfalls anzustreben.

Anmerkungen

- 1 Briefpapier, mit Umschlag. Adressiert an „Frau / Alice Epstein / Wien / IV. Gußhausstraße 12“. Im Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Slg. Karl Schönherr, Sig. 139/3.3, liegen insgesamt 13 Korrespondenzstücke von Karl Schönherr an Alice Strauss-Epstein aus den Jahren 1902 bis 1917 bzw. ohne Datum.
- 2 Hermann Kienzl: Karl Schönherr und seine wichtigsten Bühnenwerke. Berlin, Leipzig: Franz Schneider Verlag 1922, nennt als Erscheinungsdatum 1915 (57). Diese Angabe kann nicht bestätigt werden, allerdings ist in diesem Sinne zu erwähnen, dass in der im Brenner-Archiv vorliegenden Auflage des Stückes („Viertes bis achttes Tausend“, mit der hier gearbeitet wurde) 1915 als Jahr des Copyrights genannt ist: „Den Bühnen gegenüber Manuskript. / [...] / Das Aufführungsrecht ist nur durch den Verlag / L. Staackmann in Leipzig, Hospitalstraße 30, / Abteilung Bühnenvertrieb zu erwerben. // Copyright 1915 by L. Staackmann, Leipzig.“
- 3 Johann Holzner: Literatur in Tirol (von 1900 bis zur Gegenwart). In: Handbuch zur neueren Geschichte Tirols. Bd. 2. Zeitgeschichte. Hg. v. Anton Pelinka und Andreas Maislinger. Innsbruck: Wagner 1993, 209-269, hier: 218. Online: Forschungsinstitut Brenner-Archiv > Brenner-Archiv digital.
- 4 Wendelin Schmid-Dengler: Schönherr, Karl. In: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Online unter: <http://www.biographien.ac.at>. Publikation: ÖBL 1815–1950, Bd. 11 (Lfg. 51, 1995), 85f.
- 5 Kienzl (Anm. 2), 15.
- 6 Diese Angaben nach dem kleinen Ausstellungskatalog: Das Schwarz-Gelbe Kreuz. Wiener Alltagsleben im Ersten Weltkrieg. Wechselausstellung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Nov. 1988–Februar 1989. Gestaltung und Text von Bernhard Denscher. Wien 1988, 11. – Der Titel allerdings ist irreführend: Die Angaben über das Schwarz-Gelbe Kreuz beschränken sich auf die Hinweise zu drei Exponaten.
- 7 Vgl. die Artikel von Alice Schalek in: Neue Freie Presse, 2.9.1914, 1-2, und 16.7.1915, 8-9 (<http://anno.onb.ac.at>, Suche: schwarz-gelbes kreuz, 14.9.2014).
- 8 Die Fackel. Jg. 17, Heft 406-412, 5.10.1915, 18.
- 9 Offizieller Katalog der Kriegsausstellung Wien 1916 [laut Umschlag: Mai–Oktober, Prater, Kaisergarten], hg. v. Arbeits-Ausschuss. Wien 1916, 68.
- 10 Zur Propaganda gehörte auch, das Volk über seine Standesgrenzen hinweg als eines, als geeint gegen den Feind, anzusprechen: Die *Neue Freie Presse* schrieb am 11. Oktober 1914 : „Es ist eine besonders erfreuliche Erscheinung, daß das Schwarz-gelbe [sic] Kreuz [hier ist ein Emaille anstecker gemeint] nicht allein das Lieblingszeichen der aristokratischen und bürgerlichen Kreise, sondern auch der breitesten Volksschichten geworden ist.“ In: Denscher (Anm. 6), 11.
- 11 Karl Schönherr Gesamtausgabe. Bd. 1: Bühnenwerke. Hg. v. Vinzenz K. Chiavacci 1967. Bd. 2: Lyrik und Prosa. Hg. v. Vinzenz K. Chiavacci 1969. Bd. 3: Bühnenwerke II, Briefe, Dokumentation. Hg. v. Franz Hadamowsky 1974. Alle: Wien: Kremayr & Scheriau.
- 12 Karl Schönherr Gesamtausgabe, Bd. 3, 651.
- 13 Ebenda, 695.
- 14 Ebenda, 699.
- 15 Vgl. Kienzl (Anm. 2), 58. Kienzl schreibt (ebenda): „Teile dieser Skizze sind 1915 wortgenau in das Drama übernommen worden.“
- 16 Ebenda, 29.
- 17 Karl Schönherr und seine Zeit. Ein Lebensbild von Vinzenz K. Chiavacci. In: Karl Schönherr Gesamtausgabe (Anm. 11), Bd. 2, 7-145, hier 108f.
- 18 Ebenda, 109.
- 19 Ebenda, 113.
- 20 Wen das weiter interessiert, der sehe im *Verzeichnis der künstlerischen, wissenschaftlichen und kulturpolitischen Nachlässe in Österreich* (online: opac.obvsg.at/nlv) unter „Schönherr“ nach.
- 21 Kienzl (Anm. 2), 58.
- 22 Ebenda, 6.
- 23 Die knapp 70 Korrespondenzstücke wurden mir freundlich von Dr. Georg Ott zur Verfügung gestellt (s.a. <http://www.greinz-archiv.at/>).

Letzte Briefe

von Anton Unterkircher (Innsbruck)

Das abgebildete Kuvert zeugt von der persönlichen Betroffenheit eines *Brenner*-Mitarbeiters. Es ist adressiert an Carl Dallago, Nago bei Torbole. Für Dallago (1869–1949) hat Ludwig von Ficker bekanntlich 1910 den *Brenner* gegründet, und er blieb bis zum Jahre 1926 einer der wichtigsten Mitarbeiter. Das Kuvert enthielt einen Brief mit folgendem Inhalt:

„Lieber Papa!

Recht vielen Dank für Deinen lb. Brief. Verzeih, daß ich nicht sofort erwiderte, ich bekam ihn aber erst in den letzten Tagen und hatte wenig Zeit. Bin momentan auf der Fahrt nach Galizien.

Hätte mich auch sehr gefreut, wenn ich Dich noch getroffen hätte
Freue mich schon recht, wenn wir bald an den Feind kommen. Es ist doch schön, wenn man so was mitmachen kann.

Mir geht es recht gut und ich fühle mich allen Anstrengungen gewachsen. Was weiter kommen wird, kann niemand wissen.

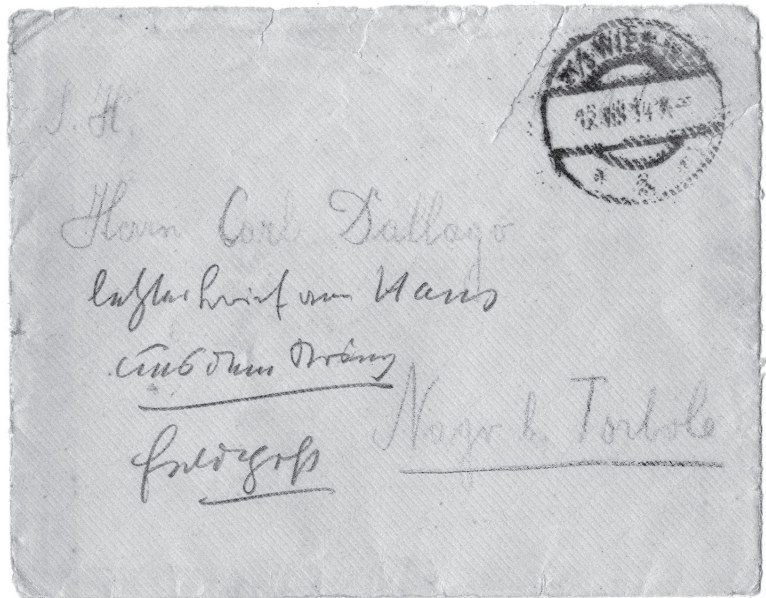
Jedenfalls werde ich meine Pflicht gern tun.

Nun recht herzlichen Gruß

Dein Sohn

Hans

12.VIII.14.“¹



Solche Briefe sind damals viele geschrieben worden. Sie sind Zeugnisse einer naiven Kriegsbegeisterung, doch ist auch die Angst vor dem Kommenden heraus zu spüren. In jedem Fall will Hans trotzdem seine „Pflicht gern tun“.

Hans, geboren 1893, war der älteste Sohn von Carl Dallago aus dessen erster Ehe. Soweit bekannt ist, hatte Dallago die Kontakte mit seiner früheren Familie gänzlich abgebrochen. Doch der Kriegsausbruch stellte noch einmal eine Verbindung her.

Der angesprochene Papa befand sich damals noch in einer recht optimistischen Stimmung. Er hatte Ende Juli seinen Übertragungsversuch von Laotses *Taoteking* begonnen, den er wenig später als „größte Friedensarbeit in dieser großen Kriegszeit“² bezeichnete. Ebenfalls Ende Juli hatte er aus der Wittgenstein-Schenkung die beträchtliche Geldsumme von 20.000 Kronen (umgerechnet ca. 80.000 €) erhalten³ und damit endlich alle seine Schulden bezahlen können. Als 45-Jähriger war er auch nicht unmittelbar von der Einrückung bedroht, war er doch seinerzeit bei Musterung wegen eines Leistenbruches als kriegsuntauglich befunden worden.⁴ Doch mit jedem Tag wuchs die Sorge um jene, die bereits eingerückt waren, etwa um Georg Trakl, Max von Esterle und besonders um seinen Sohn Hans.

Am 23.8.1914 berichtete Dallago an Ludwig von Ficker:

„Ich habe meine[n] Sohn Hans schon seit cc. 8 Tagen bei dem II. Tir. Kais. Jäger Reg. in Galizien. Er schrieb mir sehr lieb u tapfer auf meinen Brief hin; ich habe ihm nun nochmals geschrieben, u. falls er krank oder verwundet würde, würde ich ihn aufsuchen. Wenn also Italien ruhig bleibt, wie ich hoffen möchte, halte ich mich bereit zum Sohn oder zu Freunden nach Galizien zu fahren behufs Pflege oder Transport in die Heimat. Ich möchte mir dann von der Militärbehörde freie Fahrt u. Benützung jedes Militärzuges auswirken, alles sonst auf eigene Kosten. Falls Italien losgehen sollte, aber bliebe ich hier u. würde mich als Freiwilliger, sofern ich taue, gegen Italien einreihen lassen, da ich Gegend u. Leute alles sehr gut kenne u. so recht gute Dienste leisten kann u. hier herum gern diene. [...] So sehr ich Italien als Land u. auch das Volk liebe, das Losgehen Italiens zu solcher Stunde gegen uns, schiene mir abscheuliche Gemeinheit aus Feigheit u. Habsucht diktiert, ein Werk gemeiner u. gewissenloser Leute u. einer zu schwachen Regierung.“

Vorerst habe er munkeln hören, Italien werde sich sein Stillhalten durch das Trentino belohnen lassen. Gegen einen solchen Plan wolle er sich „nach Kräften sträuben“, doch angesichts der schönen Spätsommerlandschaft mute ihn der Krieg vorerst noch unwirklich an. Aus diesem Schreiben ist immer noch die Euphorie über seine gute finanzielle Lage durch die Wittgenstein-Schenkung herauszuhören.⁵

Am 10. und 13. September äußerte Dallago sich gegenüber Ficker sehr besorgt, da er von Hans nichts mehr gehört hatte, am 1. Oktober hatte er von einer angeblichen Verletzung von Hans erfahren, am 22. Oktober war er über das Schicksal seines Sohnes immer noch im Unklaren.⁶ Aufgrund der Quellenlage kann nicht gesagt werden, wann der Tod des Sohnes zur

Gewissheit wurde, wann also Dallago auf dem Kuvert notierte: „letzter Brief von Hans aus dem Krieg“. Hans' erster Brief, noch nicht einmal von der Front, er wurde in Wien aufgegeben, war zugleich auch schon sein letzter. Hans gilt offiziell seit dem 7. September als vermisst.

Im Mai 1917 starb ein weiterer Sohn, Franz (geb. 1897), an der Südfront. Dallagos jüngster Sohn Paul rückte 1915 mit 15 Jahren zu den Bozner Standschützen ein. Es gibt ein Foto aus der Kriegszeit, das Dallago mit Paul zeigt, der seinen Vater möglicherweise überhaupt erst da persönlich kennengelernt hat. Denn Dallago verließ seine Familie, als Paul gerade einmal einen Monat alt war.⁷

Dallago selbst wurde Mitte Mai 1915 für tauglich befunden und versah seinen Dienst bei den Pionieren in der Gegend des Gardasees. Ein Jahr später, im Mai 1916, berichtete er an Ficker:

„Ich habe nun 1 Jahr bei der Genie Direktion gedient u. sehne mich nun außerordentlich nach mir selber zurück, umsomehr als ich in letzter [Zeit] sehr aufreibenden Dienst, u. Mangel in Kost u. Nachtruhe hatte u. physisch oft übermüdet bin. Zudem kommt mir vor, verstehe ich vom Baufach immer weniger u. mein Widerwille gegen die Technik wird immer größer; ich habe schon zu vieles Wohlergehen der Menschen fragwürdigen Werken der Technik opfern gesehen. Darum strebe ich eine Änderung an u. habe diesbezüglich bereits Gesuch eingereicht. Wenn ich mehr zu mir selber kommen kann, kann ich auch dem Vaterlande besser nützen u. es kann niemals die Absicht einer einigermaßen guten Staatsverordnung sein, einen Menschen bezügl. der Arbeit dorthin zu stellen, wo er am wenigsten auf seinem Platze ist.“⁸

Es dauerte allerdings noch zwei Jahre bis Dallago die vorzeitige Entlassung aus dem Kriegsdienst im Frühjahr 1918 durchsetzen konnte. Das Wie muss ungeklärt bleiben. Tatsächlich ist der vitale, kreative Teil seiner Persönlichkeit im Krieg zerbrochen.

Den Krieg sah Dallago auch noch Anfang der 1920er Jahre fortdauern, sah die Macht- und Besitzgier der politisierten Menschen weiterwirken, Staat und Kirche und die Kirche mit der Presse sich verbünden, gab überhaupt den christlichen Kirchen große Mitschuld an dem Weltkriegsdebakel. Schon 1929 befürchtete er einen weiteren Weltkrieg.⁹ Ab 1940 lebte er in ständiger Sorge um seinen Sohn aus zweiter Ehe, den 1909 geborenen Enoch. Dieser absolvierte die militärische Ausbildung in Oberammergau, war 1941 auf Kreta im Einsatz und kam 1942 an die Front nach Russland. Auf dem Kuvert von dessen Brief vom 6.5.1942 findet sich die handschriftliche Notiz Dallagos: „Letzt[e]r Brief v Enoch“.¹⁰

Anmerkungen

- 1 Hans Dallago an Carl Dallago, 12.8.1914, Nachl. Carl Dallago, Sig. 215-1-19. Auf dem Brief hinter dem Namen des Schreibers ein monogrammartiges Zeichen, das dem Zirkel einer Studentenverbindung ähnelt, auch das übliche Ausrufungszeichen dahinter hat. Das Zeichen wurde nicht identifiziert. Bisher ist kein Kontakt Hans Dallagos zu einer Verbindung bekannt. – Alle erwähnten Bestände befinden sich im Forschungsinstitut Brenner-Archiv. – Vgl. auch: Anton Unterkircher: Ich hab gar nichts erreicht. Carl Dallago 1869–1949. Innsbruck: Studienverlag 2013 (Edition Brenner-Forum 9), 201ff.
- 2 Carl Dallago an Ludwig von Ficker, 14.10.1914, Nachl. Ludwig von Ficker, Sig. 41-6-48.
- 3 Vgl. Ludwig (von) Ficker – Ludwig Wittgenstein. Briefwechsel 1914–1920. Mit einem Nachwort von Allan Janik. Hg. v. Annette Steinsiek, Anton Unterkircher. Innsbruck: innsbruck university press 2014.
- 4 Laut Stellungsliste für Tirol, Bezirk Bozen-Stadt, Geburtsjahr 1869, Tiroler Landesarchiv.
- 5 Carl Dallago an Ludwig von Ficker, 23.8.1914, Sig. 41-6-47.
- 6 Carl Dallago an Ludwig von Ficker, 10.9., 13.9., 1.10.1914, Sig. 41-6-47; 22.10.1914, Sig. 41-6-48.
- 7 Vgl. Unterkircher (Anm. 1), 203ff.
- 8 Carl Dallago an Ludwig von Ficker, 17.5.1916, Sig. 47-6-53.
- 9 Carl Dallago an Ernst Knapp, 22.9.1929, Nachl. Ernst Knapp, Sig. 12-2-54.
- 10 Enoch Dallago an Carl Dallago, 6.5.1942, Nachl. Carl Dallago, Sig. 215-1-17.

Freiwillige Krankenschwester im Ersten Weltkrieg

Paula Schlier, 1918, Lazarett Ingolstadt

von Ursula A. Schneider (Innsbruck)

„Ich leitete die Medico-Mechanische Station d. Lazarets Ingolstadt“, schrieb die etwa 75-jährige Paula Schlier über 50 Jahre nach Entstehen der Aufnahme auf das vorliegende Foto.¹ Vermutlich in die Fotoplatte (Negativ) wurde der Schriftzug „Medico 1918“ eingeritzt, der im Abzug schwarz herauskam.

In *Petras Aufzeichnungen oder Konzept einer Jugend nach dem Diktat der Zeit* steht zu Beginn des ersten Kapitels, welches *Das Lazarett* heißt:

„Um mir das Licht der Welt, das ich erblickt habe, deutlich zu machen, wird es nicht nötig sein, daß ich auf die Zeit zurückgreife, da ich Säugling war. Sondern ich werde dort beginnen, wo ich zu schreien und mich zu wehren anfang. Und das war 1916, als ich mit siebzehn Jahren Kriegspflegerin wurde.“²



Ein Foto aus dem Nachlass allerdings bezeugt, dass Schlier bereits zum Jahreswechsel 1915/1916 Hilfskrankenschwester war.³ Schlier wurde am 12.3.1899 geboren, war also Ende 1915 erst sechzehn Jahre alt. Sie selbst schreibt:

„Ich ging zur Generalin, die dem Roten Kreuz vorstand, und meldete mich zur Pflege der Verwundeten. Sie glaubte mir, daß ich bereits achtzehn Jahre alt war. Ich machte einen vierzehntägigen Kurs mit, und wurde im Lazarett Ingolstadt als Krankenschwester angestellt.“⁴

Nach eigenen Angaben meldete sich Schlier gegen den Willen der Mutter als freiwillige Krankenschwester.⁵ Ihr Vater war Militärarzt. In ihrer Autobiographie schreibt sie, er wäre Mitte 1914 „Kriegslazarettdirektor in Brüssel“ geworden, was so nicht zutrifft.⁶

Bei der Autobiographie handelt es sich um stilisierte, bei *Petras Aufzeichnungen* um literarische Prosa, die Ich-Erzählerin ist weder da noch dort identisch mit der Autorin, auch wenn sie selbst dies nahelegt und Parallelen immer möglich sind. Manches könnte imaginiert sein, bewusst oder unbewusst vom tatsächlich Erlebten abweichen, manches könnte auf Erzählungen von Kolleginnen zurückgehen. Trotzdem kann vieles vom Beschriebenen mit dem historisch Dokumentierbaren unterlegt werden.

Das Lazarett nahm nach *Petras Aufzeichnungen* „Tausende von Verwundeten auf“.⁷ „In der ersten Zeit wurden [...] [die] freiwilligen Schwestern auf allen Stationen zur Hilfe herangezogen.“⁸ Die Ich-Erzählerin erwähnt die Innere und die Äußere Abteilung, das chemische Labor, die Nervenstation, den Verbands- und den Operationssaal. Das Mädchen aus gutem Haus erlebte an ihrem ersten Tag im Dienst einen Schock:

„[...] man [übergab] mir im Verbandsaal einen nackten, zitternden Menschen [...], dem die Schußwunde, faustgroß, durch den ganzen Körper, zum Rücken hinein und zur Brust heraus ging. Ich mußte ihm die Öffnung mit Verbandgaze zustopfen, die an einer Pinzette aufgespießt war, kein Ende nahm und doch nicht zureichte, weil die Wunde zu groß und nicht auszufüllen war.“⁹

Die Ich-Erzählerin hatte einmal in der Woche Nachtdienst zu verrichten: „unser kleiner Todesengel“¹⁰ wird sie von einer geistlichen Schwester genannt. Schlier erspart ihren Leserinnen und Lesern vermutlich viel – aber es bleibt genug übrig. Sie beschreibt sinnlose Tode und sinnlose Wunden.

Die eigentliche Arbeit der Protagonistin war aber – wie man heute sagen würde – die Physiotherapie.

„Meine eigentliche Station, die abseits vom Hauptgebäude lag und für die sich niemand außer mir gemeldet hatte, war die mediko-mechanische. Das war die Station, in welcher die versteiften Arme der Verwundeten auf Hobelbrettern

bewegt, die steifen Kniee mit Gewalt abgebogen, die geschwollenen Gelenke zum Schwitzen in Heißluftapparate gesteckt wurden.“¹¹

Ingolstadt war die zweitgrößte Garnisonsstadt in Bayern.¹² Es gab, anders als Schlier im Text nahelegt, nicht ein Lazarett, sondern zwei „Reservelazarette“.¹³ Das „Reservelazarett I“ war das Garnisonsspital mitten in der Stadt; es wurde mit der Zeit durch Baracken erweitert. Dieses Lazarett hatte nachweislich eine mediko-mechanische Abteilung. Das „Reservelazarett II“ war eine riesige leere Halle in Bahnhofsnähe, eigentlich ein Eisenbahnausbesserungswerk, das im August 1915 adaptiert wurde. In beiden Lazaretten wirkten die Barmherzigen Schwestern. Aus einem getilgten Kapitelanfang in Schliers Autobiographie wird klar, dass sie im Reservelazarett I eingesetzt war.¹⁴

Die Protagonistin bemühte sich um die Patienten, schreibt auch von Erfolgen. Aber was bedeutete der Erfolg der Pflegerin?

„Um zehn Uhr kam der Oberarzt, ließ die Patienten stramm stehen, einige Übungen vornehmen und trug in die Krankengeschichte den Vermerk ‚kriegs-verwendbar‘ ein. Die Verwundeten fühlten, daß ihre baldige Gesundung nicht zu ihrem Wohle, sondern um ihrer Felddiensttauglichkeit willen gewünscht wurde. Die Hand sollte heilen, damit sie wieder durchschossen werden konnte.“¹⁵

Dieser Zwiespalt ist bereits in der Genfer Konvention ausgedrückt und wird in einem zeitgenössischen Werk über das Rote Kreuz im Ersten Weltkrieg folgendermaßen zusammengefasst: „die internationale Konvention, die Dunant vorschlug und schließlich auch durchsetzte, steckte sich das hohe Ziel, Kriegszweck – das ist im letzten Sinne Vernichtung – und Humanität – das ist im letzten Sinne Erhaltung – in einen gewissen Einklang zu bringen.“¹⁶ Die Pflegearbeit war so Teil des Kriegshandwerks geworden und wurde als solches begriffen und betrieben. In Preußen hatte der oberste Kriegsherr, König Wilhelm I., das „Protektorat“ für den Landesverein des Roten Kreuzes übernommen.¹⁷ Dass die Hauptaufgabe „der Kriegskrankenpflege darin bestand, den verwundeten oder kranken Soldaten möglichst rasch wieder diensttauglich zu machen“, war, wie Korrespondenzen und Erinnerungen zeigen, allen Beteiligten bewusst.¹⁸

Für die Geschlechtergeschichte ergibt sich eine deutliche Dichotomie von „Front und Heimatfront als männlich und weiblich codierte[m] Ort“.¹⁹ Dazu kommt noch die von ärztlichem und pflegendem Personal, also zwischen Arzt und Krankenschwester.²⁰ Obwohl es in Deutschland um 1914 – mehr noch als in Österreich – promovierte Ärztinnen gab, sind diese im Militärdienst ohne jede Bedeutung. Eben dort – wo Männer noch Männer waren – gab es nur Ärzte. Und Krankenschwestern.²¹ „Das Weib [ist] die geborene Krankenpflegerin“, wird der k.k. Generalstabsarzt Kirchenberger zitiert,²² und wenn wir das 19. Jahrhundert mit seiner sentimental Verbrämung der Geschlechtscharaktere und der geschlechtsspezifischen

Arbeitsteilung nach hinten überspringen, gelangen wir zu einer Anordnung von 1796, in der alle Vorteile der weiblichen Krankenpflege zusammengefasst sind:

„Man hat wahrgenommen, daß das weibliche Geschlecht, theils weil es mehr aus Reinlichkeit aufgelegt und mehr nüchtern – theils auch eines größeren Mitleides gegen die Kranken empfänglich sei, bey Bedienung der Kranken einen entschiedenen Vorzug verdiene, der noch dadurch begreiflicher wird, dass ein Weib mit der mäßigen Belohnung, welche von dem Spital den Krankenwärtern abgereicht, weit leichter, als ein Mann auslangen und daher zufriedener leben, und stäts besseren Willen behalten könne. Daher wird der Spitals Verwalt- und Kontrollirung hiemit aufgetragen von nun an darauf bedacht zu seyn: dass künftig selbst zur Bedienung kranker Männer auf den gemeinsamen Krankensälen, mehr Wärterinnen, als Wärter aufgenommen werden [...].“²³

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde die Krankenpflege zu einem weiblichen Beruf. Der soziale Status der Krankenpflegerin war dem Dienstbotenstand gleichzusetzen.²⁴ Noch im Ersten Weltkrieg war der Putzdienst im Lazarett selbstverständlicher Teil der Arbeit einer (freiwilligen) weiblichen Pflegekraft, wobei nicht vergessen werden darf, dass das Putzen wesentlich für die Eindämmung von Seuchen war und dass Reinigungsarbeiten in Baracken ungleich mühsamer sind als in Spitalern.²⁵ Es kam zur „Rollenfestlegung: nämlich auf die der unverheirateten Krankenschwester, die[,] in Analogie zum Dienst der Mutter an der Familie, ihren Dienst an der Allgemeinheit in einem als erweiterter Familienzusammenhang interpretierten Krankenhaus erbringt“.²⁶ Wir ergänzen für die Zeit des Krieges: den Dienst am Volk. Die übliche Bezeichnung der Kriegskrankenschwester als „Kamerad Schwester“ bildete eine Art ‚sexuellen Schutzwall um die Schwester‘, weil sie damit den männlichen Soldaten brüderlich/kameradschaftlich verbunden war.²⁷ Manch ein Psychologe sah dies anders und bezeichnete Krankenpflegerinnen als narzisstisch, „verliebt in die Pose des Liebesspendenden“, und krankhaft schaulustig.²⁸

So minderwertig dieser Beruf auch schließlich angelegt war, so war er doch für viele Frauen die einzige Möglichkeit, überhaupt einen Beruf auszuüben.²⁹ In Zeiten des Krieges galt dies sogar für Frauen aus bürgerlichem oder adeligem Haus. Das Rollenvorbild war – auch in Deutschland – Florence Nightingale. 1855 schon wurde in der *Gartenlaube* – gemeinsam mit einem „Portrait der Miß Florence Nightingale“ – ein Text *Hospital-Scenen vom Kriegsschauplatze* gebracht, in dem von ihrem Wirken im Krimkrieg berichtet wird. Zwischen den Soldaten hätten die Frauen „größte Ordnung und Reinlichkeit“ verbreitet, „praktische Frömmigkeit“ ausgeübt.³⁰

„Diese Töchter Englands, größtentheils aus gebildeten Ständen und guten Vermögensverhältnissen freiwillig aus tiefem, ächten, weiblichen Erbarmen zu ihrer neuen Mission getrieben und mit zarter, sorgsamer Hand lindernd und

heilend, [...] sind [...] eine tröstliche und eigenthümliche Erscheinung zwischen den blutigen Schreckensszenen des Krieges.“³¹

Nightingale wäre in jungen Jahren an dem Konflikt zwischen dem, was das bürgerliche Lebenskonzept für Damen ihres Standes vorsah, und ihrem Drang nach sinnvoller Berufstätigkeit beinahe zerbrochen. Die Krankenpflege war ihr persönlicher Ausweg aus dem Dilemma gewesen, und als sie 1910 starb, war sie bereits ein *role model* – und noch heute wird sie als „arguably the most famous Victorian after Queen Victoria herself“³² bezeichnet. Sie betonte in ihren Schriften immer wieder die religiöse Dimension, den moralischen und gesellschaftlichen Auftrag, den eine Frau wie jeder Mann von Gott erhalten habe, und den sie erfüllen müsse.³³ Auch in den zeitgenössischen Berichten über Nightingales Leben wurde dieser Aspekt thematisiert.³⁴ Paula Schlier war nach dem Krieg in einer ähnlichen Situation. Die Ich-Erzählerin hätte gern, wie sie in *Petras Aufzeichnungen*, im Kapitel *Ein Traum vom Leben*, mitteilt, Medizin und Philosophie studiert, die Arbeit „im Dienste einer Sache“ würde „das Beseligendste auf der Erde sein.“³⁵ Mit dieser Aussicht würde sie es bis dahin „leicht ertragen, jeden Tag, den Gott geschaffen, wie alle anderen jungen Mädchen der Stadt mit Stickereien zu verbringen, mich an den Gesprächen über die gestern Geborenen und die heute Gestorbenen und über die Langeweile, die da zwischen Geburt und Tod liegt, beteiligen.“³⁶ Die Aufgabe der Frau sei es, „die Erzieherin des Menschen zum Menschen zu sein.“³⁷

Die Geschichte der Kriegskrankenpflege im Ersten Weltkrieg ist keineswegs ausreichend erforscht.³⁸ Zur Sozialgeschichte der Pflege im Ersten Weltkrieg gibt es „nicht einmal annähernd präzise [...] Basisdaten“.³⁹ Frauen aller Schichten und Stände wurden in Frauenzeitschriften und eigens produzierten Broschüren umworben, „sich als Hilfskrankenpflegerinnen zu melden“.⁴⁰ Wieviele sich anwerben ließen, weiß man nicht. Das Deutsche Rote Kreuz gab an, dass allein an den deutschen Fronten 25.000 Frauen als Krankenpflegerinnen arbeiteten.⁴¹ Für die ‚Heimatfront‘ gibt ein Werk des Roten Kreuzes an, allein im Königreich Bayern hätten 445 Vereinslazarette mit 30.557 Betten bestanden, an Personal waren 5.119 männliche und 4.076 weibliche Personen freiwillig tätig gewesen. Für das gesamte deutsche Reich sind die Angaben schwieriger, da offenbar jeder Staat anderes statistisch erfasste – zusammenfassend kann jedoch von etwa 1.430 Vereinslazaretten mit 106.500 Betten und von etwa 30.100 weiblichen Freiwilligen gesprochen werden.⁴² Die Angaben sind die konkretesten, die vorliegen, trotzdem sind sie ungenau, denn es ist z.B. nicht klar, ob die Freiwilligen in den Garnisonsspitalern mitgezählt wurden oder ob die Zahlen jene zu Spitzenzeiten oder Gesamtzahlen meinen. Als Vergleich möge dienen, dass allein im Frühjahr 1917 die k.k. Heeresverwaltung den Ersatzkommandos 50.000 neue „weibliche Hilfskräfte“ (darunter auch „Ambulanzgehilfinnen“) zuwies.⁴³ Man kann immerhin schließen: Die freiwillige Kriegskrankenschwester war eher eine gewöhnliche denn eine ungewöhnliche Figur der Zeit.

Was blieb einer solchen Krankenschwester? Nichts. Es wurde erwartet, dass freiwillige Kriegskrankenschwestern allein gegen Kost und Logis (und dies noch im besseren Falle) arbeiteten. Allein Krankenschwestern, die schon vor Kriegsbeginn eine Stelle hatten, wurden bezahlt.⁴⁴ Stieg eine Arbeitskraft etwa aus dem deutschen Verband der Schwesternschaft

vom Roten Kreuz aus, „verlor sie alle Rechte auf finanziellen Anspruch gegenüber der Organisation.“⁴⁵ Es galt, wie gesagt, dass der Dienst „aus Nächstenliebe und Mitleid“ verrichtet wurde.⁴⁶ Nach Kriegsende bemühte man sich im Deutschen Reich, den ausgebildeten Schwestern weiterhin Stellen anzubieten, etwa im Bereich der „Privatpflege“ oder der „Irrenpflege“.⁴⁷ Das Schema sah vor, dass „erkrankte und gering ausgebildete [...] Pflegerinnen zuerst [...] entlassen“ wurden.⁴⁸ Im Jahr 1918 gab es „Massenkündigungen der Krankenpflegerinnen“.⁴⁹ Die für die Nachkriegszeit von Österreich-Ungarn in Aussicht gestellte Zulassung der freiwilligen Krankenschwestern zur Diplomprüfung als Krankenschwester wurde vom Nachfolgestaat nicht umgesetzt. Die Fortbildungskurse, die es nach 1918 benötigt hätte, um den Frauen zu diesem Recht und damit zu einer soliden Ausbildung zu verhelfen, wurden in zu geringem Ausmaß angeboten.⁵⁰

Der Staat war gar nicht interessiert daran, den tausenden Frauen Einstieg in das Berufsleben zu erleichtern, gab es doch hunderttausende Männer, die von der Front oder aus der Kriegsgefangenschaft zurückströmten.⁵¹ Der oft vierjährige Dienst blieb ohne jede Entlohnung: kein Geld, keine Berufsausbildung.

Möglicherweise wurde nicht nur für Paula Schlier eine traumatische Erfahrung zum Moment, in dem das Leben auf eine schreckliche Weise neu begann.

Anmerkungen

- 1 Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Nachl. Paula Schlier (im Folgenden nur mit der Signatur zitiert), Sig. 117-013-005-005. Die Beschriftung entstand vermutlich im Zuge der Abfassung der (unveröffentlichten) Autobiographie, also etwa 1975–1977.
- 2 Paula Schlier: Petras Aufzeichnungen oder Konzept einer Jugend nach dem Diktat der Zeit. Innsbruck: Brenner-Verlag 1926, 13. – Im Folgenden verwende ich die Begriffe „Krankenschwester“ und „Krankenpflegerin“ synonym und folge damit dem historischen Sprachgebrauch, der – wie die Zitate zeigen werden – nur in seltenen (und deutlich zu erkennenden) Fällen inhaltliche Nuancen damit verband: Die korrekte Berufsbezeichnung einer ausgebildeten weiblichen Pflegekraft war „Krankenschwester“, „Krankenpflegerin“ dagegen konnte eine gering ausgebildete Person bezeichnen. Die Berufsbezeichnungen waren weder damals noch sind sie heute einheitlich, und im populären Gebrauch wurden und werden sie noch mehr vermischt und verwischt.
- 3 Vgl. Sig. 117-013-005-001.
- 4 Paula Schlier: Autobiographie, Kapitel „Kriegsbeginn“, Sig. 117-003-002-003-019.
- 5 Vgl. Paula Schlier: Autobiographie, Kapitel „Nachkriegszeit“, Sig. 117-003-001-009-001.
- 6 Vgl. Autobiographie, Kapitel „Kriegsbeginn“, Sig. 117-003-002-003-017. – Lt. dem Personalakt von Dr. Heinrich Schlier sen. in den Akten der Bayerischen Armee im Bayerischen Hauptstaatsarchiv/Kriegsarchiv war dieser im Ersten Weltkrieg erstmals am 20./21.8.1914 als „Chefarzt“ eines „Feldlazarets“ in der Schlacht in Lothringen eingesetzt, er war ab Ende März 1915 „Kriegs Laz. Direktor“ eines Feldlazarets in Frankreich. 1917 wurde er „Gen. Ober Arzt“ und nahm an insgesamt fünf Schlachten in Flandern teil. – Recherchen in ancestry.com, 4.8.2014. Für den Hinweis auf diese digitalisierten Akten danke ich Dr. Marion Maria Ruisinger, Direktorin des Deutschen Medizinhistorischen Museums in Ingolstadt (Telefongespräch, 4.8.2014).
- 7 Schlier: Petras Aufzeichnungen (Anm. 2), 13.
- 8 Ebenda, 14.
- 9 Ebenda, 15.
- 10 Ebenda, 19.
- 11 Ebenda, 15.
- 12 Für alle Angaben zu Ingolstadt und seinen Lazaretten danke ich Marion Maria Ruisinger (Anm. 6). Vgl. dazu auch: Wilhelm Heiders Erster Weltkrieg. Aufzeichnungen aus Feldzug und Lazarett. Hg. v. Dieter Storz. Essen: Klartext 2014 (Veröffentlichungen des Bayerischen Armeemuseums 12).
- 13 „Als ‚Reservelazarette‘ wurden mit der Mobilmachung alle in Betrieb bleibenden Militärlazarette bezeichnet“. Marion Maria Ruisinger, Nicole Scherzer: Kriegsmedizin: Die Mobilmachung der Lazarette in Bayern. In: Marion Maria Ruisinger: Spurensuche. Röntgenbilder aus dem Ersten Weltkrieg. Ingolstadt: Deutsches Medizinhistorisches Museum 2014 (Kataloge des Deutschen Medizinhistorischen Museums Ingolstadt H. 41), 32-39, hier 33.
- 14 Vgl. Paula Schlier: Autobiographie, getiltger Beginn des Kapitels *Das Lazarett*, Sig. 117-003-002-003-020. Schlier wollte die Texte von 1925 in ihre in den 1970er Jahren entstehende Autobiographie einbauen und versuchte die disparaten Teile durch glättende Absätze miteinander zu verbinden. – Angaben in *Petras Aufzeichnungen* („Verwundete auf Strohlagern, später auf eisernen Bettgestellen in langen Viererreihen“ (Anm. 2, 13)) belegen, dass Schlier das Reservelazarett II kannte.
- 15 Schlier: Petras Aufzeichnungen (Anm. 2), 17.
- 16 Leo Colze (Hg.): Das Rote Kreuz. Die Bedeutung des deutschen und österreichischen Roten Kreuzes, sowie des Roten Halbmondes. Berlin, München: Collignon 1915, 3. Zit. nach Franziska Salm-Reifferscheidt: Frauen in der Kriegskrankenpflege im Ersten Weltkrieg am Beispiel der Rotkreuzschwester Marianne Jarka. Wien: Dipl. 2010, 25. Online unter othes.univie.ac.at/8208/1/2010-01-13_0104971.pdf (4.8.2014).
- 17 Vgl. Eduard Senftleben, Wolfgang Förster, Gerhard Liesner (Hg.): Unter dem Roten Kreuz im Weltkriege. Das Buch der freiwilligen Krankenpflege. Berlin: Vaterländischer Verlag C. A. Weller 1934, 8.
- 18 Marion Maria Ruisinger, Nicole Scherzer (Anm. 13), 39.

- 19 Salm-Reifferscheidt (Anm. 16), 90; vgl. auch den Forschungsbericht in Astrid Stölzle: *Kriegsrankenpflege im Ersten Weltkrieg. Das Pflegepersonal der freiwilligen Krankenpflege in den Etappen des Deutschen Kaiserreichs*. Stuttgart: Franz Steiner 2013, 14-18, leider unter Ausklammerung der Situation im Königreich Bayern und in Österreich-Ungarn und entsprechender Forschungsliteratur.
- 20 Bolognese-Leuchtenmüller nimmt mit Bezug auf die Forschungsliteratur an, dass die Dichtomisierung von ‚weiblicher‘ Pflege und ‚männlicher, wissenschaftlicher‘ Medizin vermutlich ein Konstrukt des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts ist und nicht auf frühere Epochen zurückgeht. Vgl. Birgit Bolognese-Leuchtenmüller: *Imagination „Schwester“*. Zur Entwicklung des Berufsbildes der Krankenschwester in Österreich seit dem 19. Jahrhundert. In: *L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft*, Jg. 8, H. 1, 1997, 155-177, hier 166. Hinweis auf diese Publikation bei Salm-Reifferscheidt (Anm. 16).
- 21 Stölzle (Anm. 19), 17, schreibt, dass „bereits im Vorfeld des Ersten Weltkrieges versucht wurde, den Beruf des Krankenpflegers durch Anhebung des Gehalts attraktiver zu machen, um einem Mangel an männlichen Pflegern während des Krieges vorzeitig entgegenzuwirken“, und verweist diesbezüglich auf Dieter Riesenberger: *Das Deutsche Rote Kreuz: eine Geschichte 1864–1990*. Paderborn: Schöningh 2002.
- 22 Vgl. Salm-Reifferscheidt (Anm. 16), 94.
- 23 Befehl der niederösterreichischen Landesregierung, 1796, zit. nach ebenda, 7.
- 24 Vgl. Salm-Reifferscheidt (Anm. 16), 8-9.
- 25 Vgl. Stölzle (Anm. 19), 96. Stölzle fasst zusammen, dass sowohl Ärzte als auch Schwestern feststellten, dass überall dort, wo es schmutzig war, keine Schwestern tätig waren (vgl. ebenda, 97). Das bedeutet, dass der Putzdienst ausschließlich von Krankenschwestern verrichtet wurde, selbst dort, wo es auch weiteres (Pflege-)Personal gab. Vgl. Bolognese-Leuchtenmüller (Anm. 20), 166.
- 26 Ebenda, 165. Stölzle (Anm. 19, 104) gibt einige Beispiele aus Ego-Dokumenten, in denen, unabhängig vom Alter der Schwestern und der Patienten (!), die Mutterrolle der Krankenschwestern angesprochen wird.
- 27 Salm-Reifferscheidt (Anm. 16), 100. Stölzle (Anm. 19), 105, ignoriert zwar die Betonung des Aspekts der Asexualität in der Anrede „Kamerad“ für die Krankenschwester, zitiert jedoch einen Brief einer Krankenschwester an deren Mutter, in dem die junge Frau betont, sie und die Soldaten seien füreinander „nichts als gute Kameraden“.
- 28 Vgl. Salm-Reifferscheidt (Anm. 16), 22f. und 100.
- 29 Vgl. u.v.a. Bolognese-Leuchtenmüller (Anm. 20), 165 und Salm-Reifferscheidt (Anm. 16), 16.
- 30 *Die Gartenlaube*. H. 6, 1855, 74-75, hier 75. Online unter Wikisource, http://de.wikisource.org/wiki/Hospital-Scenen_vom_Kriegsschauplatze (5.8.2014). – Die „weltweit[e] Vorbildwirkung“ des Krankenpflegekonzepts und des Bildes der Krankenschwester, wie sie Florence Nightingale vermittelte, wurde durch den amerikanischen Sezessionskrieg noch verstärkt (Bolognese-Leuchtenmüller, Anm. 20, 168). In Deutschland wurde Nightingale stark rezipiert, da sie in der Diakonissinnen-Krankenpflegeschule in Kaiserswerth (heute Düsseldorf) drei Monate ausgebildet wurde und auch darüber publiziert hatte: *The Institution of Kaiserswerth on the Rhine, for the Practical Training of Deaconesses, under the Direction of the Rev. Pastor Fließner*. London: Ragged Colonial Training School 1851, keine deutschsprachige Übersetzung nachgewiesen, doch bereits in der *Gartenlaube* erwähnt.
- 31 Ebenda, 74.
- 32 So der Nightingale-Biograph Marc Bostridge in seinem Artikel: *Florence Nightingale: the Lady with the Lamp*. In: *BBC British History*, 17.2.2011, http://www.bbc.co.uk/history/british/victorians/nightingale_01.shtml (5.8.2014).
- 33 Vgl. Mary Poovey: *Introduction*. In: *Florence Nightingale: Cassandra and Other Selections from Suggestions for Thought*. Hg. v. Mary Poovey. London: Pickering & Chatto 1991, VII-XXXIV, hier XIII.
- 34 Vgl. dazu auch die zitierten Passagen aus dem *Gartenlaube*-Artikel (Anm. 30).
- 35 Schlier: *Petras Aufzeichnungen* (Anm. 2), 38.
- 36 Ebenda, 40.
- 37 Ebenda, 41.
- 38 Vgl. Stölzle (Anm. 19), 14. – Zur allgemein geringen wissenschaftlichen Dokumentation kommt erschwerend hinzu, dass verallgemeinernde Thesen stets falsch sein könnten. Für den vorliegenden Fall bedeutet das:

Preußische Militär-Reglements wurden im Allgemeinen in der Bayerischen Armee übernommen, aber eben nicht immer. Österreichische Verhältnisse sind – obwohl Bayern auch ein katholisch dominiertes Land war und die Pflegeeinrichtungen von den Orden dominiert wurden, die ja zum Teil übernational agierten – nicht ohne weiteres auf Bayern übertragbar. Für Bayern fehlen Forschungsarbeiten.

39 Salm-Reifferscheidt (Anm. 16), 5.

40 Ebenda, 32.

41 Gabi Geller: Eine Frau an vorderster Front: Krankenschwester Paula Jung. In: Rhein-Zeitung, 24.3.2014, leider ohne Angabe von Quellen (online, http://www.rhein-zeitung.de/region/der-erste-weltkrieg_artikel,-Eine-Frau-an-vorderster-Front-Krankenschwester-Paula-Jung-_arid,1127813.html, 6.8.2014). Die Zahl scheint jedoch plausibel, wenn man bedenkt, dass Senfleben/Förster/Liesner festhalten, am Ende des ersten Kriegsjahres im Sommer 1915 wären insgesamt 24.000 Personen der freiwilligen Kriegsrankenpflege (männlich und weiblich) „in der Etappe hinter den deutschen Fronten“ tätig gewesen (Anm. 17, 194).

42 Senfleben/Förster/Liesner (Anm. 17), 345f.

43 Salm-Reifferscheidt (Anm. 16), 92, unter Berufung auf Hanna Hacker: Ein Soldat ist meistens keine Frau. Geschlechterkonstruktionen im militärischen Feld. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, H. 2, 1995, 45-63, hier 52.

44 Vgl. Stölzle (Anm. 19), 195f. Hilfsschwestern, die in Vollschwwesternstellen aufrückten, erhielten den Lohn der Vollschwester (ebenda).

45 Salm-Reifferscheidt (Anm. 16), 30.

46 Ebenda.

47 Stölzle (Anm. 19), 197.

48 Ebenda, 199.

49 Salm-Reifferscheidt (Anm. 16), 88.

50 Vgl. ebenda, 36.

51 Vgl. ebenda, 37.

Der Krieg ist nach seinem Ende nicht zu Ende

Zur Beziehung Ludwig von Ficker und Karl Kraus

von Erika Wimmer (Innsbruck)

Der Auftakt der Beziehung Ludwig von Fickers mit Karl Kraus bzw. der beiden Verlage *Fackel* und *Brenner* ist Fickers Essay über Kraus, publiziert unter dem Pseudonym „Fortunat“ im 2. Heft des *Brenner* 1910,¹ der Kraus allerdings erst im Sommer 1911 vom Lyriker und *Fackel*-Mitarbeiter Richard Weiß zur Kenntnis gebracht wurde.² Bald darauf standen die beiden Zeitschriften im Tauschverkehr, was nicht selbstverständlich war:

„Die an sich banale Tatsache des Annoncen-Austausches hat in der Beziehung zwischen *Brenner* und *Fackel* exemplarischen Charakter, denn beide Zeitschriften weigerten sich bewußt, kommerzielle Reklame aufzunehmen. Die freiwillige Anzeige wurde damit zum Ausdruck einer durch keinerlei finanzielle Interessen beeinträchtigten Hochschätzung, zu einem Ehrenplatz also.“³

Folgerichtig blieb es auch nicht lange bei einer reinen Geschäftsbeziehung: Nahezu zeitgleich, am 31.8.1911, bot das Konzertbüro Gutmann (München und Berlin), Kraus' Agentur in Deutschland und Österreich, dem *Brenner* einen Vorleseabend von Karl Kraus an,⁴ Ficker reagierte rasch und kam diesem Wunsch nach. Bereits wenige Monate später, am 4.1.1912, las Kraus in Innsbruck,⁵ er kommentierte den Abend in der darauf folgenden *Fackel* und nützte die Gelegenheit, für den *Brenner* zu werben.⁶ Ficker brachte seinerseits 1912 einen eigenen Essay *Vorlesung Karl Kraus* heraus.⁷ Es kam jetzt auch zu einem persönlichen Briefwechsel, außerdem machte Kraus Ficker im August 1912 in Mühldorf seine Aufwartung. Die Beziehung intensivierte sich, es folgten zwei weitere Vorleseabende in Innsbruck, organisiert vom *Brenner*.⁸ Im Laufe des Jahres 1913 vertiefte sich die gegenseitige Wertschätzung. Ficker veröffentlichte im *Brenner* mehrere Beiträge über Kraus, etwa *Karl Kraus als Erzieher* von Karl Borromäus Heinrich⁹ oder *Rundfrage über Karl Kraus*, eine Sammlung von Stellungnahmen bedeutender Persönlichkeiten über das ‚Phänomen‘ Kraus.¹⁰ Kraus seinerseits lobte den *Brenner* unumwunden: „Daß die einzige ehrliche Revue Österreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Österreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.“¹¹

Nach der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien im Juli 1914 kam es unter Beteiligung der Großmächte Russland, Frankreich und Deutschland innerhalb weniger Tage zu einem Kontinentalkrieg. Die *Fackel* vom 5.12.1914 brachte den berühmten Essay *In dieser großen Zeit*,¹² in dem Kraus wortgewaltig das Schweigen als einzige angemessene Reaktion angesichts der Kriegereignisse proklamierte. In einem Brief vom 3.1.1915 reagierte Ficker

auf diesen Text mit hymnischen Worten, wobei er eingangs betonte, wie sehr Kraus' „Kundgebung“ ihn „berührt und beglückt“ habe:

„Es drängte mich Ihnen zu danken für eine Wohltat, für die ich – dessen bin ich mir ja wohl bewußt – keinen Ausdruck ebenbürtiger Erkenntlichkeit finden kann, die ich aber zu stark empfand, als daß ich ohne die Versicherung, wie sehr Sie mich überzeugt und zu tiefster Bekräftigung meiner Ergebenheit verpflichtet haben, darüber hätte hinweggehen können. Es schien mir wahrhaft bedeutungs- und sonderbar verhängnisvoll, daß dieser gewaltigste, vielleicht auch nur gewalttätigste Anlaß, den die Zeit zu vergeben hatte und in dem sich die europäische Geistigkeit – sie, die über den Kleinkram des Satirikers die Achseln zuckte – wie in einer Henkerschlinge fing: daß dieser massenmörderische Anlaß den Geist Ihrer Satire so über alles Zeitliche hinwegtrug, daß man nachgerade wie zu einem Firmament zu Ihnen aufblicken muß.“¹³

Der Brief endet mit Fickers Bitte an Kraus, er möge für einen vierten Vorleseabend in Innsbruck zur Verfügung stehen, um aus dem Essay *In dieser großen Zeit* und, zum Gedächtnis



Ludwig von Ficker an Karl Kraus als Antwort auf dessen Essay *In dieser großen Zeit* (*Die Fackel* vom 5.12.1914); handschriftlicher Entwurf vom 22.12.1914.

des in Galizien verstorbenen Dichters, Gedichte von Georg Trakl zu lesen. Als Zeitpunkt fasste Ficker den Februar 1915 ins Auge; die Lesung konnte nicht mehr stattfinden, da er einrücken musste.¹⁴

Im November 1918 schwiegen die Waffen, doch weder für Ficker noch für Kraus war der Krieg vorbei, auch in den kommenden Jahren nicht. Für Ficker war der Krieg eine traumatische Erfahrung, die einen Wendepunkt im Denken und, was seine Zeitschrift anbelangte, auch im Handeln einleitete. Kraus äußerte sich weiterhin über den Krieg, über seine Ursachen und Folgen, und zwar so engagiert wie kaum ein anderer österreichischer Schriftsteller.

In diesem Kontext ist auch seine Beschäftigung mit Rosa Luxemburg zu sehen. In der *Arbeiter-Zeitung* vom 23.5.1920 war ein Brief von Rosa Luxemburg an Sophie Liebknecht geb. Ryss, der zweiten Frau Karl Liebknechts, abgedruckt – er war im Frauengefängnis in Breslau zweieinhalb Jahre vorher, vor dem 24.12.1917, also während des Krieges verfasst worden.¹⁵ Kraus wurde auf diesen Brief aufmerksam und las ihn bei seiner Vorlesung in Berlin am 28.5.1920 (später noch einmal in Dresden und Prag).¹⁶ Der von tiefem Mitgefühl getragene Ton in Luxemburgs Brief, die Thematisierung der Gewalt, die auf Mensch und Tier im Gefängnis Breslau ausgeübt wurde, hatten, wie Kraus berichtete, tiefen Eindruck auf seine Zuhörer gemacht.¹⁷ Der Brief bezeugte eine große innere Heiterkeit; Rosa Luxemburg versuchte der Freundin, die in Sorge um ihren inhaftierten Mann war, Trost zu spenden, ihre eigene Lage beklagte sie nicht, im Gegenteil:

„Ich bin so ruhig und heiter wie immer. Gestern lag ich lange wach – ich kann jetzt nie vor ein Uhr einschlafen, muß aber schon um zehn ins Bett –, dann träume ich verschiedenes im Dunkeln. Gestern dachte ich also: Wie merkwürdig das ist, daß ich ständig in einem freudigen Rausch lebe – ohne jeden besonderen Grund. [...] Da liege ich still allein, gewickelt in diese vielfachen schwarzen Tücher der Finsternis, Langweile, Unfreiheit des Winters – und dabei klopft mein Herz, von einer unbegreiflichen, unbekanntem inneren Freude, wie wenn ich im strahlenden Sonnenschein über eine blühende Wiese gehen würde. Und ich lächle im Dunkeln dem Leben, wie wenn ich irgendein zaubern des Geheimnis wüßte, das alles Böse und Traurige Lügen straft und in lauter Helligkeit und Glück wandelt. Und dabei suche ich selbst nach einem Grund zu dieser Freude, finde nichts und muß wieder lächeln über mich selbst. Ich glaube, das Geheimnis ist nichts anderes als das Leben selbst; die tiefe nächtliche Finsternis ist so schön und weich wie Samt, wenn man nur richtig schaut.“¹⁸

Während die Inhaftierte über die konkrete und gewiss nicht erfreuliche Situation im Frauengefängnis Breslau hinausgewachsen zu sein schien, ließ sie sich von fremdem Leid umso mehr berühren: Luxemburg schildert in dem neunseitigen Brief eine Beobachtung, die sie zu Trauer gerührt hatte: „Ach, Sonitschka, ich habe hier einen scharfen Schmerz erlebt [...].“¹⁹ Büffel, als Kriegstrophäen aus Rumänien gebracht und – trotz kargen Futters – als

Last- und Zugtiere eingesetzt, seien im Gefängnishof vor ihren Augen geschlagen, ein Tier sei schwer verwundet worden.

„[...] die Büffelhaut ist sprichwörtlich an Dicke und Zähigkeit, und die ward zerrissen. Die Tiere standen dann beim Abladen ganz still erschöpft und eines, das, welches blutete, schaute dabei vor sich hin mit einem Ausdruck in dem schwarzen Gesicht und den sanften schwarzen Augen wie ein verweintes Kind. Es war direkt der Ausdruck eines Kindes, das hart bestraft worden ist und nicht weiß, wofür, weshalb, nicht weiß, wie es der Qual und der rohen Gewalt entgegen soll ... ich stand davor und das Tier blickte mich an, mir rannen die Tränen herunter...“²⁰

Karl Kraus las den Brief nicht nur öffentlich vor, er publizierte ihn auch in der *Fackel* vom Juli 1920, wobei er ihn wie folgt kommentierte:

„Schmach und Schande jeder Republik, die dieses im deutschen Sprachbereich einzigartige Dokument von Menschlichkeit und Dichtung nicht allem Fibel- und Gelbkreuzchristentum zum Trotz zwischen Goethe und Claudius in ihre Schulbücher aufnimmt und nicht zum Grausen vor der Menschheit dieser Zeit der ihr entwachsenden Jugend mitteilt, daß der Leib, der solch eine hohe Seele umschlossen hat, von Gewehrkolben erschlagen wurde.“²¹

Im August 1920, also kurz nach der Veröffentlichung dieser Zeilen, erhielt Kraus eine anonyme, bloß mit „Frau v. X-Y“ gezeichnete Zuschrift aus Innsbruck: Die Verfasserin kommentierte darin „die etwas larmoyante Beschreibung des Büffels“, die „ihren Eindruck auf die Tränendrüsen der Kommerzienrätinnen u. der ästhetischen Jünglinge in Berlin, Dresden u. Prag nicht verfehlt“, sie selbst, die auf „einem großen Gute Südungarns aufgewachsen ist“, aber nicht beeindruckt werden konnte.²² Der Brief suggeriert, „die gute Luxemburg“ sei ihren schwächelnden Gefühlen auf den Leim gegangen, er ist voll ironischer Wendungen, die Verachtung und Herablassung zum Ausdruck bringen, er ist gespickt mit Seitenhieben auf die Sozialistin Luxemburg und auf ihr Gefängnisdasein. Er verhöhnt nicht nur die Marxistin und Pazifistin Luxemburg, sondern indirekt auch Karl Kraus:

„[...] wie viel ersprießlicher und erfreulicher das Leben der Luxemburg verlaufen wäre, wenn sie sich statt als Volksaufwieglerin etwa als Wärterin in einem Zoologischen Garten od. dgl. betätigt hätte, in welchem Fall ihr wahrscheinlich auch das ‚Kittchen‘ erspart geblieben wäre. Bei ihren botanischen Kenntnissen u. ihrer Vorliebe für Blumen hätte sie jedenfalls auch in einer größeren Gärtnerei lohnende u. befriedigende Beschäftigung gefunden u. hätte dann gewiß keine Bekanntschaft mit Gewehrkolben gemacht.“²³

Kraus fragte bei Ficker nach, er bat ihn, die Identität der anonymen Briefschreiberin herauszufinden.²⁴ Ficker konnte mithilfe des Innsbrucker Philosophieprofessors Alfred Kastil²⁵ bald den Namen der Person ausforschen. In seinem Antwortschreiben vom 7.1.1921 teilte er Kraus mit, die Verfasserin heiße Ida von Lill-Rastern von Lilienbach, sei gebürtige Ungarin, Tochter des Güterdirektors Louis von Lekow und Gattin des k.k. Bezirkshauptmannes Dr. jur. Alfred v. Lill-Rastern von Lilienbach. Ficker nennt die Dame einen „mondänen Schnabel [...], der sich an der Luxemburg zu wetzen das Bedürfnis hatte“.²⁶ Mit seinem Schreiben lieferte Ficker Karl Kraus die grundlegenden Informationen für eine weitere Kraus'sche Polemik, die in Summe mehr ist als das: Es handelt sich um eine treffsichere Analyse der unterschiedlichen Ursachen für Kriege.

Der in der *Fackel* Nr. 554-556 vom November 1920 publizierte Text mit dem Titel *Antwort an Rosa Luxemburg von einer Unsentimentalen*²⁷ ist glasklar und scharf; Walter Benjamin wird ihn später „als die stärkste bürgerliche Prosa des Nachkriegs“ bezeichnen.²⁸ Die Zuschrift Ida von Lill-Rastern von Lilienbachs, deren Namen er allerdings nicht preisgibt, dient Kraus in diesem Essay als Exempel – wie üblich zitiert er ausführlich; er schreibt gegen ein Denken und gegen eine Geisteshaltung, die unter bestimmten (ökonomischen) Bedingungen beinahe zwangsläufig zum Krieg führen muss. Es ist die Geisteshaltung, die noch den Opfern Moral predigt – sogar den eigenen! Kraus geißelt die „entmenschte Brut von Guts- und Blutsbesitzern und deren Anhang“, er geißelt u.a. die Geistesart „deutscher Fortpflanzerrinnen“ und er, der gewiss kein Kommunist war, bezeichnet den Kommunismus als „nur das Widerspiel“ der „lebensschänderischen Ideologie“ jener, „die Güter besitzen und alle ändern zu deren Bewahrung und mit dem Trost, daß das Leben der Güter höchstes nicht sei, an die Fronten des Hungers und der vaterländischen Ehre treiben möchte“.²⁹ Kraus entlarvt die Rhetorik jener Innsbruckerin als rohe Gewalt, durchaus vergleichbar mit den Schlägen der Soldaten auf die Büffel, um die Rosa Luxemburg im Jahr 1917 geweint hat. Er prangert die Saturiertheit und Rücksichtslosigkeit, den Macht- und Selbsterhaltungstrieb und die ‚Unsentimentalität‘ der Besitzenden an, die ohne weiteres Kriege in Kauf nehmen, die sie in aller Regel ohnehin nicht in erster Linie schädigen. Und er zieht eine Verbindungslinie zwischen dem herzlosen Umgang mit Nutztieren und Aspekten autoritärer Erziehung – um der menschlichen Monstrosität eine implizite Ethik gegenüber zu stellen:

„[...] es ist jene ekelhafte Gewitztheit, die die Herren der Schöpfung und deren Damen ‚von Jugend auf‘ Bescheid wissen läßt, daß im Tier nichts los ist, daß es in demselben Maße gefühllos ist wie sein Besitzer, einfach aus dem Grund, weil es nicht mit der gleichen Portion Hochmut begabt wurde und zudem nicht fähig ist, in dem Kauderwelsch, über welches jener verfügt, seine Leiden preiszugeben. Weil es vor dieser Sorte aber den Vorzug hat, ‚bloßen Vernunftgründen gegenüber nicht zugänglich‘ zu sein, erscheint ihr der Peitschenhieb ‚wohl ab und zu unerläßlich‘. Wahrlich, sie verwendet ihn bloß aus dumpfer Wut gegen ein unsicheres Schicksal, das ihr selbst ihn irgendwie vorzubehalten scheint!

Sie ohrfeigen auch ihre Kinder nur, deren Kraft sie an der eigenen Kraft messen, oder lassen sie von sexuell disponierten Kandidaten der Theologie nur darum mit Vorliebe martern, weil sie vom Leben oder vom Himmel irgendetwas zu befürchten haben. Dabei haben die Kinder doch den Vorteil, daß sie die Schmach, von solchen Eltern geboren zu sein, durch den Entschluß, bessere zu werden, tilgen oder andernfalls sich dafür an den eigenen Kindern rächen können. Den Tieren jedoch, die nur durch Gewalt oder Betrug in die Leibeigenschaft des Menschen gelangen, ist es in dessen Rat bestimmt, sich von ihm entehren zu lassen, bevor sie von ihm gefressen werden.³⁰

Letztlich geht es Kraus um die Beschwörung eines Mitleids, wie es in Rosa Luxemburgs Brief an Sophie Liebknecht zutage getreten ist – ein Mitleid, das die politische Gefangene nicht sich selbst angedeihen ließ, sondern wie selbstverständlich auf ein anderes leidendes Wesen richtete; da, wo solches Mitleid fehlt, scheint Kraus sagen zu wollen, werden Kriege vom Zaun gebrochen.

Teil des Skandals, von dem hier berichtet wird, waren für Kraus „die anonymen Besudelungen einer Toten“:³¹ Zu dem Zeitpunkt, als die Zuschrift jener Innsbruckerin Kraus dazu herausforderte, Grundsätzliches über Imperialismus und Krieg zu schreiben, waren sowohl Rosa Luxemburg als auch Karl Liebknecht bereits tot. Ida von Lill-Rastern von Lilienbach hatte eine brutal Ermordete verhöhnt und dies bewusst getan, denn Kraus hatte dem Abdruck des Briefes von Luxemburg diese Information hinzugefügt.

Das Schicksal der Rosa Luxemburg soll hier kurz ins Gedächtnis gerufen werden: Zusammen mit Karl Liebknecht war sie am 15.1.1919 in Berlin erneut verhaftet worden, beide wurden schwer misshandelt und schließlich ermordet. Friedrich Pfäfflin schreibt:

„Karl Liebknecht wird im Berliner Tiergarten ‚auf der Flucht erschossen‘ und als ‚unbekannter‘ Toter ins Leichenschauhaus eingeliefert. Die beschimpfte und körperlich mißhandelte Rosa Luxemburg soll in das Moabiter Gefängnis überführt werden; beim Abtransport wird sie mit einem Gewehrkolben niedergeschlagen und, schon im Auto, durch einen aufgesetzten Gewehrschuß ermordet. Ihre Leiche, in der Nacht in den Landwehrkanal geworfen, wird erst am 1. Juni 1919 geborgen.“³²

Anmerkungen

- 1 Fortunat (Pseud. für Ludwig von Ficker): Karl Kraus. In: Der Brenner. Jg. 1, H. 2, 15.6.1910, 25-48.
- 2 Vgl. Gerald Stieg: Der Brenner und die Fackel. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte von Karl Kraus. Salzburg: Otto Müller 1976 (Brenner-Studien III), 13.
- 3 Ebenda, 15.
- 4 Vgl. ebenda, 14.
- 5 Ebenda.
- 6 Vgl. Notizen. Leseabende. In: Die Fackel. Jg. 13, Nr. 341-342, 27.1.1912, 44-49.
- 7 Ludwig von Ficker: Vorlesung Karl Kraus. In: Der Brenner. Jg. 2, H. 16, 15.1.1912, 563-569.
- 8 Zur Entwicklung der persönlichen Beziehung zwischen den beiden Zeitschriftenherausgebern vgl. Stieg (Anm. 2), 15ff.
- 9 Karl Borromäus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher. In: Der Brenner. Jg. 3, H. 9, 1.2.1913, 373-385.
- 10 Rundfrage über Karl Kraus. In: Der Brenner. Jg. 3, H. 18, 15.6.1913, 835-852, H. 19, 1.7.1913, 898-900 und H. 20, 15.7.1913, 934f.
- 11 Karl Kraus: Notizen. In: Die Fackel. Jg. 14, Nr. 368-369, 5.2.1913, 24-33, hier 32.
- 12 Karl Kraus: In dieser großen Zeit. In: Die Fackel. Jg. 16, Nr. 404, 5.12.1914, 1-19.
- 13 Ludwig von Ficker an Karl Kraus, 3.1.1915. Kopiensammlung Korrespondenz Ludwig von Ficker, Forschungsinstitut Brenner-Archiv. Das Original des Briefes vom 3.1.1915 (2 Blatt, 1 Umschlag) befindet sich in der Wienbibliothek im Rathaus, Handschriften, Teilnachlass Karl Kraus. Der Nachlass von Ludwig von Ficker im Forschungsinstitut Brenner-Archiv enthält jedoch zwei handschriftliche Entwürfe zu diesem Brief, einer der beiden ist datiert auf 22.12.1914 (siehe Abbildung). Mein Dank geht an Markus Ender für Auskünfte zur Quellenlage.
- 14 Vgl. Stieg (Anm. 2), 17.
- 15 Vgl. Friedrich Pfäfflin (Hg.): Karl Kraus, Rosa Luxemburg, Büffelhaut und Kreatur. Die Zerstörung der Natur und das Mitleiden des Satirikers. Mit e. Nachwort v. F. Pfäfflin. Berlin: Friedenauer Presse 2009, 3 u. 5.
- 16 Ebenda, 3.
- 17 Vgl. Karl Kraus: Vorlesungen. In: Die Fackel. Jg. 22, Nr. 546-550, Juli 1920, 5-33, hier 5.
- 18 [Rosa Luxemburg an Sophie Liebknecht. Breslau, vor dem 24. Dezember 1917]. Ebenda, 6-9.
- 19 Ebenda, 8.
- 20 Ebenda, 9.
- 21 Ebenda, 5.
- 22 Unter dem Titel *Antwort an Rosa Luxemburg von einer Unsentimentalen* ist der Brief von „Frau v. X–Y.“ [Ida von Lill-Rastern von Lilienbach] (Kraus nennt den Namen nicht), wiedergegeben in: Die Fackel. Jg. 22, Nr. 554-556, November 1920, 6-12, hier 6-7, und wieder abgedruckt in: Pfäfflin (Anm. 15), 11-12. Der Standort des Originalbriefes ist bei Pfäfflin nicht angegeben und konnte auch hier nicht eruiert werden. Der Brief ist in beiden Publikationen datiert mit 25.8.1920. Die häufigen zitierenden Kursivsetzungen in diesem Schreiben wurden hier nicht übernommen.
- 23 [Ida von Lill-Rastern von Lilienbach] an Karl Kraus, 25.8.1920. In: Die Fackel (Anm. 22), 6.
- 24 Ein entsprechendes Schreiben von Karl Kraus an Ludwig von Ficker ist im Nachlass Ficker nicht erhalten. Auch Pfäfflin verzichtet auf einen expliziten Verweis, vgl. Pfäfflin (Anm. 15), 10.
- 25 Vgl. Pfäfflin (Anm. 15), 10. Siehe auch: Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1909–1914. Hg. von Ignaz Zangerle, Walter Methlagl, Franz Seyr, Anton Unterkircher. Salzburg: Otto Müller 1986 (Brenner-Studien VI), 380.
- 26 Ludwig von Ficker an Karl Kraus, 7.1.1921. In: Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1914–1925. Hg. von Ignaz Zangerle, Walter Methlagl, Franz Seyr, Anton Unterkircher. Innsbruck: Haymon 1988 (Brenner-Studien VIII), 284f. Der handschriftliche Originalbrief befindet sich in der Wienbibliothek im Rathaus, Handschriften, Teilnachlass Karl Kraus. Eine Kopie des Originals befindet sich in der Kopiensammlung Korrespondenz Ludwig von Ficker, Forschungsinstitut Brenner-Archiv (vgl. Anm. 13).
- 27 Kraus (Anm. 22), 6-12.

- 28 Vgl. Friedrich Pfäfflin: [Kommentar]: In: Pfäfflin (Anm. 15), 13.
29 Kraus (Anm. 22), 8.
30 Ebenda, 10f.
31 Ebenda, 10.
32 Friedrich Pfäfflin [Kommentar]: In: Pfäfflin (Anm. 15), 21f.

„Hoffe auch über Ludwig bald günstiges zu erfahren“

Max von Esterles Postkarten aus russischer Kriegsgefangenschaft

von Christine Riccabona (Innsbruck)

Max von Esterle war einer der wichtigsten Wegbegleiter Ludwig von Fickers. Er beteiligte sich an Gründung, Konzeption und Entwicklung des *Brenner*, von ihm stammen die bekannten Karikaturen, die der Zeitschrift bis zum Ersten Weltkrieg eine ironische und satirische Seite in bildhafter Form gaben.¹ Als Künstler und scharfzüngiger Kunstkritiker war Esterle in der Innsbrucker Kulturszene vor dem Ersten Weltkrieg präsent. Mit dem um 10 Jahre älteren Esterle verband Ficker eine Freundschaft, die bis in die private Lebenssphäre reichte.²

Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, am 14. Juli 1914, wurde Ficker bekanntlich mit der Bitte des 25-jährigen Wittgenstein überrascht, einen Teil seines finanziellen Erbes unter Kunstschaaffenden zu verteilen.³ Wittgensteins Entscheidung, diese Agenda in Fickers Obhut zu geben, war sicherlich bewusst gewählt und in der Folge Auslöser von Begegnungen und Ereignissen, deren kulturgeschichtliche Bedeutungen bemerkenswert sind.⁴ Ficker wandte sich in dieser Angelegenheit an Esterle und bat ihn um seine Einschätzung dieser Kunstförderung und seine Meinung zur Verteilung. Esterle antwortete am 21.7.1914 mit teilnehmender Begeisterung auf diesen „sensationellen Brief“: „Wenn aus dieser Sache das wird, was Sie & ich uns erwarten, so ist es wirklich ein tröstlicher Blitz aus finsterem Himmel u. eine Freude, die man selbst zu bereiten immer träumte und wünschte.“⁵

Tags darauf teilte Esterle, der inzwischen offenbar Fickers ersten Vorschlag zur Verteilung erhalten hatte, in dem auch der *Brenner* berücksichtigt war, seine Freude und Zustimmung mit:

„Sie können sich denken, wie mich Ihr Brief freut! In dieser Form ist es wirklich Ihr ausschliessliches Verdienst, und ich finde es ganz selbstverständlich, dass Sie auch an Ihr Defizit denken – umsomehr, als ja die beiden Anderen durch diesen geringfügigen Abstrich eine ganz unfehlbare Einbusse erleiden. (Man brauchte ja nur für den Betrag österreichische Reale zu kaufen, um es wettzumachen). Übrigens ist es ja möglich, dass Herr W. auch sonst etwas für den ‚Brenner‘ als solchen tut. Jedenfalls schüttle ich Ihnen voll Freude die Hand wegen der persönlichen Genugtuung, die Sie so reichlich verdient haben und jetzt fühlen müssen. Ich sehe in der ganzen Sache viel mehr, als einen günstigen Zufall.“⁶

Allerdings: Es verloren sich für Esterle sehr bald alle *Brenner*-Themen in den Um- und Einbrüchen der Zeit. Zehn Tage später, in den ersten Augusttagen 1914, wird er als Leutnant in der Reserve zum Armeedienst im Tiroler Landsturm-Infanterie-Regiment Imst Nr. II eingezogen.⁷ Ficker selbst hatte noch ein gutes halbes Jahr Zeit, er rückte am 15. Februar 1915

ein.⁸ Zuvor gelang es ihm noch, das *Brenner-Jahrbuch 1915* herauszugeben, von dessen Entstehung und Inhalten – u.a. von Rilkes Beitrag *Verse* aus der Sammlung *Gedichte an die Nacht*⁹ – Esterle nichts mehr wissen konnte. Esterle verlor Ficker (wie auch die nahen Freunde Carl Dallago, Karl Röck und Georg Trakl, von dessen Tod Esterle lange keine Nachricht erhalten hatte¹⁰), in den kommenden Kriegs- und Gefangenschaftsjahren nahezu gänzlich aus den Augen.

Der Kunsthistoriker Carl Kraus hat Esterles Zeit der Kriegsteilnahme und Kriegsgefangenschaft detailgenau rekonstruiert und dargestellt. Bereits der Untertitel seines Beitrags verweist darauf, dass es auch bei Esterle anfangs die „Vorstellung des Krieges als Katharsis“ gegeben hatte.¹¹ Diese lässt sich unschwer aus den Zeilen der ersten und einzigen Feldpostkarte Esterles an Ludwig von Ficker aus dem belagerten Przemyśl vom 18. September 1914 herauslesen, schreibt er doch von „einer ganz verdienten Bestrafung“ und bemerkt, er sei „höchst erstaunt, dass ich das alles mitmachen kann“, auch sei „die Zeit der Prüfung noch zu kurz. Es muss noch viel viel mehr Elend kommen [...]“. Gleichzeitig deutet die Ambivalenz des Berichts auf eine grundsätzliche Ernüchterung durch die brutale Kriegsrealität hin.

„Es ist ungeheuerlich, was der Krieg vernichtet, – u. trotzdem habe ich den bestimmten Eindruck einer ganz verdienten Bestrafung. Wir waren jetzt in zwei grossen Schlachten, die Hälfte der Mannschaft u. $\frac{2}{3}$ der Offiziere sind weg, unsere Kräfte nehmen ab, rings ist das Land von uns selbst zerstört, die Einwohnerschaft ist misstrauisch oder verräterisch, der Gegner bedeutend stärker als wir. [...] Die Zukunft ist von unserem Standpunkte aus trist. Aber wir trachten uns darüber hinwegzutäuschen. Lachen kann freilich keiner von uns mehr.“¹²

Vermutlich hatte Esterle die beiden Schlachten um Lemberg (26.–30.8. und 8.–10.9.) mitgemacht,¹³ nun erlebte er die beiden Belagerungen der Festung Przemyśl, die zusammen mehr als ein halbes Jahr, von September 1914 bis März 1915, dauerten und in denen ein Aufrechterhalten von Kontakten durch die Sperre des Postverkehrs nahezu unmöglich war.¹⁴ Cissi von Ficker beklagte sich später in einem Brief an ihren Mann:

„Einen sehr langen Brief habe ich vor ein paar Tagen Onkel August geschickt. Darin waren Karten an Esterle und Heinz. Gestern bekam ich ihn zurück unter folgender Bemerkung: Rekommandierte Briefe mit Einschlüssen an Kriegsgefange[ne] sind unzulässig. Kriegsgefangenen Korrespondenzen sind kurz zu fassen. Herr Gott habe ich mich gegifftet!
Denn hier in Oesterreich geht die Post so langsam.“¹⁵

Ein ungewöhnliches Dokument dieser Zeit in der belagerten Festung ist das Kartenspiel „Erinnerung an die I. u. II. Belagerung von Przemyśl“, das Max von Esterle selbst gefertigt, mit Tuschfeder gezeichnet und kunstvoll bemalt hat.¹⁶ Es darf vermutet werden, dass

die landschaftlichen Motive auf den Spielkarten die unmittelbare Umgebung abbilden und die akribisch genau gezeichneten Figuren reale Vorbilder in Funktionären der involvierten Nationalitäten haben. Die Tatsache, dass die Karten die fünf Jahre Kriegsgefangenschaft unbenutzt und unbeschadet überstanden haben, ist bemerkenswert.

Zusammen mit weiteren 1600 Angehörigen des Tiroler Landsturmregiments wurde Esterle im Anschluss an den Fall der Festung am 22. März 1915 den russischen Truppen übergeben und als Kriegsgefangener zunächst in ein Lager nach Turkestan, dann weiter über Ufa in ein Lager im westsibirischen Barnaul gebracht.¹⁷ Barnaul war eine Zwischenstation, im Oktober 1915 wurden die Gefangenen in das Lager in Peschanka bei Tschita in Ostsibirien verbracht, wo sie in zehn Baracken – immerhin aber unter relativ humanen Bedingungen – festgehalten wurden.¹⁸

Spärliche sieben Postkarten an Cissi von Ficker und August Palmgren (aus Barnaul eine Karte, aus Peschanka sechs Postkarten, erstveröffentlicht am Ende dieses Beitrags) haben sich aus Esterles Jahren in Sibirien erhalten. Esterle kannte August Palmgren, einen Onkel von Cissi von Ficker, vermutlich seit der gemeinsamen Reise nach Schweden 1912. Palmgren lebte in Göteborg und war in den kommenden Jahren Vermittler der seltenen Nachrichten von und an Cissi von Ficker, da der Postverkehr über Schweden sicherer war. Esterles Karten sind nicht viel mehr als ein Lebenszeichen. Sie enthalten stets die Frage nach dem Befinden der Freunde und knappe Schilderungen des Lebens in der sibirischen Gefangenschaft.

Er „sehne sich sehr nach der Heimkehr“, schreibt Esterle im September 1915 aus dem Lager Barnaul in der ersten Karte an Palmgren.¹⁹ Ein halbes Jahr später, im April 1916, schreibt Esterle an Cissi von Ficker, die ihr drittes Kind erwartete. Er war gebeten worden, die Patenschaft zu übernehmen, sollte Cissi einen Sohn gebären.²⁰ In zuversichtlichem Ton und der Hoffnung auf guten Ausgang heißt es: „Aber die Zeit wird ja schliesslich vergehn, u. es wird alles wieder gut werden. Bitte, schreiben Sie recht bald, wie es gegangen ist, seien Sie recht tapfer u. zuversichtlich. Hoffe auch über Ludwig bald günstiges zu erfahren.“²¹

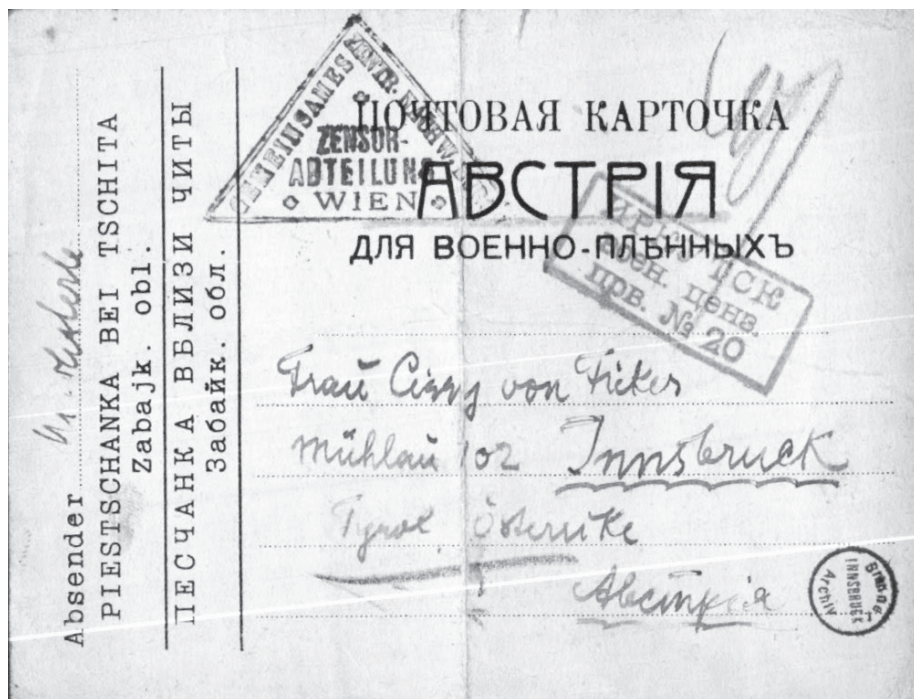
„[...] sich in alle der Not irgendwie nützlich machen“ war immerhin mehr als nur ein geäußertes Anliegen, es hat sich in der realen Umsetzung positiv auf die Gemeinschaft der Gefangenen ausgewirkt. Esterle – gemäß der Haager Konvention als Offizier vom Arbeitsdienst in den Lagern befreit – bemühte sich um Verbesserung der Lebensatmosphäre mit den ihm gemäßen Mitteln: Als Künstler – Max von Esterle war ein ausgezeichneter Pianist und Geiger – organisierte er eine Gefangenenmusikkapelle, er veranstaltete Sprachkurse, er unterrichtete seine Mitgefangenen, darunter auch Künstler wie August Frech, im Zeichnen und Malen, bewerkstelligte eine Ausstellung und hielt einen Vortrag über das Handwerk des Malens.²²

Franz Karner – einer der Tiroler Mitgefangenen – erinnert sich nach seiner Rückkehr in einem Zeitungsartikel in den *Innsbrucker Nachrichten* von 1918 an diese künstlerischen Betätigungen gegen die Niedergeschlagenheit und Resignation als Folge der Ungewissheit und der Belastungen des Lagerlebens:

„Ich saß neben manchem Künstler, während er mit aufeinandergebissenen Zähnen und mit erzwungener Sammlung arbeitete. Ein bitteres Lächeln zog

oftmals über die Züge des Schaffenden. Dann ruhte die Hand, und die ewig unbeantwortete Frage: wozu das alles? lag zwischen uns. Eine unbarmherzige Gleichgültigkeit machte sich breit. Nicht was man arbeitete, war die Hauptsache, sondern nur, daß man arbeitete. Nur nicht unterkriegen lassen, nur dieses ständige Denken, Heimwärtsdenken, diese grübelnde Sorge für alles, um was man gekämpft, ausschalten können.“²³

Max von Esterle malte in der Gefangenschaft auch selbst. Die Winter in Sibirien dürfte Esterle bewusst wahrgenommen haben, spielten doch Schneelandschaften in Tages- und Dämmerungslicht, der Schnee in seinen Färbungen durch Licht und Schatten, in seiner Malerei die größte Rolle.²⁴ Das von Sibylle Tepser angelegte Werkverzeichnis belegt zehn Bilder aus dem Zeitraum der sibirischen Gefangenschaft, acht sind dem Motiv russischer Schnee- und Winterlandschaften gewidmet.²⁵ Einem seiner Mitgefangenen, dem Oberleutnant und Innsbrucker Kaufmann Oskar Hueber, schenkte Esterle zu Weihnachten 1916 eines dieser Bilder. Es trägt auf der Rückseite die Widmung „Obt. Hueber, meinem treuen Kameraden und Nährvater, Weihnacht 1916“²⁶ und zeigt eine von tiefem Schnee bedeckte weite Landschaft, die sich am Horizont in einem Hügel verliert. An einem mit Stacheldraht gesicherten Zaun steht eine Burjatin, hinter ihr ein rotes russisches Holzhaus. Das Bild weist die für Esterles



Max von Esterle an Cissi von Ficker, 7.5.1917.

Schneebilder typische Farbgebung von blau, rosa und violett auf, daraus tritt die Frauenfigur in starkem Rotbraun kontrastreich heraus – sie vermittelt Ruhe und Schwermut gleichermaßen. Esterle ging wie viele andere im Lager eine Ehe mit einer in der Umgebung ansässigen Frau ein, und vielleicht hat Esterle sie, die ihn später zwar nach Innsbruck begleiten, aber wieder zurückkehren wird,²⁷ auf diesem Bild festgehalten. Zeichnungen und Bilder aus der Kriegsgefangenschaft, die sich in seinem Atelier im Innsbrucker Stadtteil Wilten befanden, wurden 1922 bei einem Brand vernichtet.²⁸

Esterles Kartenbotschaften im Sommer 1916 bezeugen ein notgedrungenes Sich-einrichten in der fremden Lebenssituation. Esterle lernte Schwedisch und äußerte Hoffnungen, dass „doch eines Tages einmal alles zu Ende u. alles wieder friedlich vereint sein“²⁹ werde.

In den beiden im Sommer 1917 geschriebenen Karten ist Resignation und die Last der Isolation unüberhörbar: „Noch immer so furchtbar wenig Post aus der Heimat!“ Auf die Frage „Wie mag es Ihnen gehn und Ludwig u. Rudolf?“ schien Esterle wohl keine Antwort mehr zu erwarten.³⁰

Nachdem sich offenbar 1917 die Option abgezeichnet hatte, entlassen zu werden,³¹ sollte es jedoch bis zur Rückkehr noch zwei Jahre über das Kriegsende hinaus dauern. Esterles letzte erhaltene Karte an Palmgren vom 5. Februar 1918 deutet einen der Gründe an: „[...] ich bin noch immer so gesund, dass ich für keinen Austausch in Betracht komme“.³² Esterle dürfte sich im Laufe der Jahre zwar in bescheidenem Maß mit der Situation arrangiert haben, wenigstens, so teilte er mit, benütze er „die goldene Freiheit zu langen Spaziergängen in den sibirischen Winter“. Dennoch ist ein melancholischer Grundton der Entfremdung unüberhörbar.

Am 4. Oktober 1920 traf Esterle in Innsbruck ein, wie es in Karl Röcks Tagebuch festgehalten ist: „Esterle, aus Wladiwostok kommend, am Bahnhof begrüßt.“³³ Das bedeutet eine zweijährige Heimkehr: Die Gefangenen von Peschanka wurden im Oktober 1918 in ein Lager nahe Wladiwostok verlegt, wo Esterle weitere ein- einhalb Jahre verbringen musste. Mit dem Schiff traten Esterle und etliche Regimentskameraden schließlich die Heimreise über China nach Europa bis Hamburg an.³⁴ Esterle lernte auf der Überfahrt Richard Wilhelm, Missionar der Ostasienmission und Übersetzer des *Taoteking*, kennen. Nach seiner Ankunft stellte Esterle einen Kontakt zwischen Wilhelm und Carl Dallago her, dessen Übertragung *Laotse. Der Anschluß an das Gesetz oder Der große Anschluß* 1921 im Brenner-Verlag erschienen ist.³⁵

Die Jahre nach der Heimkehr blieben für Esterle mehrfach überschattet. Er fand zwar wieder an die inzwischen veränderte *Brenner-Runde* Anschluss.³⁶ Doch die Welt hatte sich von Grund auf verändert, der *Brenner* hatte u.a. mit Paula Schlier eine völlig neue Ausrichtung gefunden, die Esterle nicht teilte, die Freundschaft zu Ficker war überdies durch dessen enge Beziehung



Max von Esterle in Wladiwostok, Mai 1920.

zu Schlier auf eine harte Probe gestellt.³⁷ 1925 dürfte der Kontakt nach einem Zerwürfnis vorübergehend abgebrochen sein. Fickers Rede am Grab Esterles zeigte dennoch, dass eine Freundschaft über alle Verwerfungen hinweg bestehen geblieben war.

Esterles künstlerische Arbeit litt vermutlich unter seiner labilen, vielleicht als Folge der Kriegsjahre angegriffenen Gesundheit.³⁸ Er zog sich mehr und mehr von seiner künstlerischen Arbeit zurück und widmete sich der ihm vertrauten vermittelnden und fördernden Tätigkeit als Zeichenlehrer an der Universität Innsbruck und als Präsident der Tiroler Künstlerschaft. Außerdem musste Esterle 1943 einen Bombenangriff hinnehmen, durch den sein Atelier und seine Wohnung ein zweites Mal zerstört wurden. Nach diesem Verlust fand Esterle bis zu seinem Tod 1947 in Bezau eine letzte Bleibe. Über seine Erfahrungen in Sibirien hat er sich schriftlich nie geäußert. In seinem Lebenslauf für das Biographienwerk der Tiroler Künstler 1927 lässt er seine Teilnahme am Ersten Weltkrieg und die Jahre in Sibirien unerwähnt.³⁹

Barnaul-Sibir. 5./18. Sept. 15

Geehrter Herr Palmgren! Wie schön war es damals, als noch Niemand eine solche Weltkatastrophe ahnte und Ihre Schären in tiefem Frieden dalagen. Einstweilen hat sich viel und doch wenig ereignet. Jeder Kriegsteilnehmer hat viel des Schrecklichsten gesehn und ist doch nur entweder tot oder der alte Mensch, der er war. – Durch Frau Cissy erfahre ich, dass Ludwig v. Ficker auch einberufen wurde und möchte Details erfahren. (Die Post arbeitet über Göteborg sehr rasch.) Wie wird Ludwig diese Riesenstrapazen aushalten? Überhaupt bin ich hungrig wie ein Wolf auf längere Nachrichten. Während 7 Monaten in der Festung Przemysl und bisher bald 6 Monaten in Gefangenschaft habe ich nur ein paar Karten bekommen. Die Korrespondenz wird natürlich überall erschwert. Ich bin auf ein Telegramm per Monat angewiesen. Frau Cissy wäre sehr liebenswürdig, wenn sie mir schreiben würde. Wollten Sie, geehrter Herr Palmgren, die Vermittlung gütigst übernehmen?

Körperlich geht es mir ausgezeichnet. Ich erwarte den sibirischen Winter mit Ungeduld und sehne mich sehr nach der Heimkehr.

Mit vielen Empfehlungen an Sie und Ihre werte Familie, sowie Frau von Ficker

Ihr dankbar ergebener

Max von Esterle Oberleutnant

Песчанка – Чита [Pestschanka – Tschita] (Забайк. Сибир.) [(Zabaik. Sibir.)]

28./IV.16

Sehr geehrte gnädige Frau!

Herzliche Grüsse u. Wünsche für die erwarteten Junitage. Hoffentlich unterstützen Sie auch gute Nachrichten von Ludwig u. Rudi. Meine Einwilligung zur Pathenschaft haben Sie hoffentlich bereits in den Händen. Wenn Vertretung nötig ist, soll Erik Kuhn stellvertreten. – Von mir ist nur günstiges

mitzuteilen. Wenn man sich in alle der Not irgendwie nützlich machen könnte, wäre es natürlich besser. Aber die Zeit wird ja schliesslich vergehn, u. es wird alles wieder gut werden. Bitte, schreiben Sie recht bald, wie es gegangen ist, seien Sie recht tapfer u. zuversichtlich. Hoffe auch über Ludwig bald günstiges zu erfahren.

Handkuss & herzl. Grüsse an Sie u. Kinder u. Ludwig! Ihr ergeb. MEsterle

13. Juni 1916

Sehr geehrter Herr Palmgren!

Mit grosser Freude empfang ich gestern neuerlich einige schwedische Zeitungen von Ihnen, so dass ich jetzt reichlich mit Stoff für Leseübungen versehen bin.

Nehmen Sie meinen verbindlichsten Dank für Ihre lebenswürdige Mühe.

Die letzte Zeit hat mir Befürchtungen für Ludwig F. gebracht; jedoch hoffe ich noch immer, dass er den grossen Ereignissen aus beruhigender Entfernung zusehen kann. Ebenso erwarte ich recht bald von Frau v. Fs glücklicher Genesung zu hören. Grosse und kleine Dinge drängen sich jetzt so sehr, dass man ein Ende noch gar nicht absehen kann – und ich weiss nicht, ob wir oder die Frontoffiziere ein solches sehnlicher wünschen. Aber wie diese wollen wir ungebrochen aushalten bis zum Ende und die Hoffnung nicht verlieren, dass den Trauerjahren dieser Erde wieder Sonnenjahre folgen. Mit herzlichen Grüssen Ihr dankbar ergebener

M.vEsterle

31./8.16 Песчанка – Чита [Pestschanka – Tschita] (Забайк.) [(Zabaik.)]

Sehr geehrter Herr Palmgren!

Erst jetzt erfahre ich durch eine Innsbrucker Karte vom 2.6., dass Frau Cissy ein Mädchen bekommen hat und Gottlob gesund ist. So komme ich um meine Pathenschaft; aber ich tröste mich mit der Überlegung, dass in den nächsten Jahrzehnten sehr viel Frauen nötig sind. Einstweilen hat sich hoffentlich Fr. v. Fick. wieder erholt und sieht der Zukunft wieder zuversichtlicher und heiterer entgegen. Die kleinen Aufregungen des Kinderzimmers und die weissen Nächte der ersten Monate werden die Bedeutung der Tagesereignisse gebührend herabdrücken, und der Wechsel zwischen Hoffnung und Enttäuschung wird an der neuen Mutterfreude spurloser vorübergehn und weniger schmerzen. Wenigstens möchte ich wünschen, dass es so sei. Über Ludwig u. seinen Bruder hoffe ich auch weiterhin beruhigende Nachrichten zu erhalten. Und wenn auch die neuesten Ereignisse verzögernd wirken werden, wird doch eines Tages einmal alles zu Ende u. alles wieder friedlich vereint sein. – Ich bin gesund und rüste auf den Winter zu. Jetzt wird wieder fest schwedisch gelernt und gelesen. – In der Überzeugung u. dem Wunsche, dass Sie sich wohl befinden, grüsst Sie dankbarst Ihr ergeb. M. v. Esterle

Песчанка – Чита [Pestschanka – Tschita] 7.V.17

Sehr geehrte gnäd. Frau!

Noch immer so furchtbar wenig Post aus der Heimat! Ich kanns mir schon erklären, aber dies hilft nicht gegen das Übel. Hier alles unverändert. Alle Innsbrucker sind gesund und beschäftigen sich, so gut es eben geht. Ich bin in eine andere Barake in ein sehr schönes Zimmer übersiedelt und so eben mit der neuen Einrichtung fertig, die nach alter Gefangenensitte eigenhändig angefertigt ist. – Wie mag es Ihnen gehn und Ludwig u. Rudolf? Keines Ihrer Bücher ist angekommen. Schade um Ihre lebenswürdige Mühe.

Herzliche Grüsse an Kinder, Ludwig u. Sie selbst

Ihr Esterle

[verm. Sommer 1917]

Sehr geehrte gnäd. Frau! Erhielt neulich Ihre Karte vom Ende Mai 17. Ihre Ausführlichkeit war wohl die Ursache der langen Reisedauer. Nun rüsten wir alles zur Heimfahrt, aber wir werden nicht lange daheim bleiben. Immerhin ist Alles besser als Gefangenschaft. Wie mag es seither Ludwig gegangen sein. Sein geistiges Befinden verstehe ich sehr gut. Aber von diesem Jenseits gibt es eine sehr gesunde Rückkehr. Vielen Dank für Ihre Bemühungen, mir Bücher zu senden. Keines ist angekommen, und ich habe das Bischen Schwedisch wieder vollkommen vergessen. Später möchte ich aber wieder anfangen. Vielleicht fahren wir über Schweden (es ist leider hiezu wenig Hoffnung), dann hoffe ich Frithjof u. Onkel August wenigstens antelefonieren zu können. – Wir leben in grosser Nervosität u. mitten in beträchtlicher Aufregung. Es ist alles furchtbar teuer, u. wir haben kein Geld. So hoffen wir von einem Monat auf den andern auf das Ende. Also baldiges frohes Wiedersehen!

Herzl. Grüsse d. Kindern!

Ihr alter Esterle

Песчанка – Чита [Pestschanka – Tschita] (Забайк.) [(Zabaik)] 5.2.18

Sehr geehrter Herr Palmgren!

Sie senden mir immer noch die illustr. Zeitung und bereiten mir damit grosses Vergnügen, da sie monatelang oft das Einzige ist, was ich durch die Post erhalte.

Die Zeiten werden immer strenger, das Leben immer knapper, aber ich bin noch immer so gesund, dass ich für keinen Austausch in Betracht komme, und benütze die goldene Freiheit zu langen Spaziergängen in den sibirischen Winter. Von Fickers weiss ich schon lange nichts mehr. Bitte richten Sie herzl. Grüsse aus u. nehmen Sie meinen besten Dank für Ihre Mühe. Ihr sehr ergeb.

M v. Esterle

Oblt

Anmerkungen

- 1 Nach kostenloser Registrierung ist der *Brenner* online einsehbar unter: <http://corpus1.aac.ac.at/brenner/> (Suche: Esterle).
- 2 Zu Max von Esterles Leben und Werk und seine Verbindung zum *Brenner* siehe u.a.: Günther Dankl (Hg.): Max von Esterle. 1870–1947. Ausstellung aus Anlaß des 40. Todestages. Innsbruck: Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum 1987, darin v.a.: Walter Methlagl: Max von Esterle als Mitarbeiter des „Brenner“, 10-19.
- 3 Vgl. den Brief von Ludwig Wittgenstein an Ludwig von Ficker, 14.7.1914. In: Ludwig (von) Ficker – Ludwig Wittgenstein. Briefwechsel 1914–1920. Hg. v. Annette Steinsiek, Anton Unterkircher. Mit einem Nachwort von Allan Janik. Innsbruck: iup 2014, 15.
- 4 Vgl. dazu u.a. Walter Methlagl: Rilke und „Der Brenner“. In: Peter Demetz, Joachim W. Storck, Hans Dieter Zimmermann (Hg.): Rilke – ein europäischer Dichter aus Prag. Würzburg: Königshausen & Neumann 1998, 79-84, und Walter Methlagl, Anton Unterkircher: Rainer Maria Rilke u. Ludwig Wittgenstein: Abschrift „Aus den Elegieen“ war das „herrliche Geschenk“ an den „unbekannten Freund“. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 14, 1995, 9-35. (Enthält auch Faksimile u. erste Transkription von Rilkes Reinschrift „Aus den Elegieen“ vom Herbst 1914.) Außerdem: Ludwig (von) Ficker – Ludwig Wittgenstein. Briefwechsel 1914–1920 (Anm. 3).
- 5 Max von Esterle an Ludwig von Ficker, 21.7.1914 (beide Zitate). In: Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1909–1914 (= Bd. 1). Hg. von Ignaz Zangerle, Walter Methlagl, Franz Seyr, Anton Unterkircher. Salzburg: Otto Müller 1986, 236-237.
- 6 Brief von Max von Esterle an Ludwig von Ficker, 22.7.[1914], unveröffentlicht, Forschungsinstitut Brenner-Archiv (= FIBA), Nachl. Ludwig v. Ficker, Sig. 41-10-18-5.
- 7 Vgl. Carl Kraus: „Es muss noch viel viel mehr Elend kommen“. Die Vorstellung des Krieges als Katharsis – am Beispiel Max von Esterle. In: Die düstern Adler – Aquile funeste. Der Erste Weltkrieg in Kunst, Literatur und Alltag. Wahn und Wirklichkeit. Arte, letteratura e vita quotidiana nella Grande Guerra. Tra delirio e dolore. Schloss Tirol / Castel Tirolo, 28.6.–15.11.2005. Ausstellungskatalog. Bozen 2005, 198-205. Kraus nennt den 1.8.1914 als Datum für Esterles Beginn der Kriegsteilnahme (199), im Tagebuch von Karl Röck gibt es hingegen den Vermerk am 2.8.1914: „Esterle (bei Imster Landstraße) getroffen. Abschied genommen.“ In: Karl Röck: Tagebuch 1891–1946. 3 Bände. Hg. u. erl. v. Christine Kofler. Salzburg: Otto Müller 1976 (hektographiert vervielfältigte Ausgabe der Dissertation Innsbruck 1975). Hier: Bd. 1, 249.
- 8 Vgl. Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1909–1914 (Anm. 5), 379.
- 9 1916 übergab Rilke seinem Freund Rudolf Kassner eine handschriftliche Sammlung mit dem Titel *Gedichte an die Nacht*, die Texte aus dem Entstehungsumfeld der *Duineser Elegieen* enthielt. Das Gedicht *So angestrengt wider die starke Nacht* war bis 1926 der einzige Text der Sammlung, den Rilke zur Publikation freigab – es ist mit dem von Ficker vorgeschlagenen Titel *Verse im Brenner-Jahrbuch 1915* erschienen. Vgl. Klaus E. Bohnenkamp: Nachwort. In: Rainer Maria Rilke. Gedichte an die Nacht. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp. Frankfurt/M., Leipzig: Insel 2004, 107.
- 10 Ficker schrieb an Samuel Limbach am 3.12.1914, er „wagte bis heute nicht, ihm [Esterle, C.R.] den Tod Trakls mitzuteilen“. In: Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (= Bd. 2). Hg. von Ignaz Zangerle, Walter Methlagl, Franz Seyr, Anton Unterkircher. Innsbruck: Haymon 1988, 57. Kraus (Anm. 7), 107, berichtet von einer Feldpostkarte vom 14.10.1915, in der sich Esterle nach dem Befinden Trakls erkundigte.
- 11 Siehe Anm. 7.
- 12 Max von Esterle an Ludwig von Ficker, 18.9.1914. In: Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 10), 16-17.
- 13 Vgl. Kraus (Anm. 7), 200.
- 14 Das Überdauern in der belagerten Stadt, die bis ins Äußerste gespannten Belastungen des Alltags, Epidemien, Bombardierungen, notdürftige Versorgung und trotz allem die Versuche, einen gewissen Grad an Normalität zu erhalten, sind u.a. im Tagebuch von Ilka Küniel-Ehrenburg (I. v. Michaelsburg) eindrucksvoll geschildert: Im belagerten Przemysl. Tagebuchblätter aus großer Zeit. Leipzig: C. F. Amelangs 1915. – Ein bemerkenswertes Zeugnis existiert auch von Burghard Breitner: Unverwundet gefangen. Aus meinem sibirischen Tagebuch. Wien u.a.:

Rikola 1921. – Ein Tagebuch gibt es von Richard Stenitzer, Albert Pethö (Hg.): Belagerung und Gefangenschaft. Von Przemysl bis Russisch Turkestan. Das Kriegstagebuch des Dr. Richard Ritter von Stenitzer 1914–1917. Graz: Ares 2010.

- 15 Cissi von Ficker an Ludwig von Ficker, 7.5.1917, unveröffentlicht. FIBA, Nachl. Ulla-Wiesmann-Ficker, dritte Erwerbseinheit, Sig. 65-5-2.
- 16 Spielkarten, 32 Blatt, FIBA, Nachl. Max von Esterle, Sig. 73-1-4. Der ‚Titel‘ findet sich auf einer der Karten.
- 17 Kraus (Anm. 7), 201.
- 18 Ebenda.
- 19 Max von Esterle an August Palmgren, 18.9.1915, FIBA, Nachl. Ludwig v. Ficker, Sig. 41-10-19-1.
- 20 Ludwig und Cissi Fickers Tochter Gudula (Ulla) ist am 1.6.1916 geboren.
- 21 Max von Esterle an Cissi Ficker, 28.4.1916, FIBA, Nachl. Ludwig v. Ficker, Sig. 41-10-19-2.
- 22 Vgl. Sibylle Tepser: Max von Esterle. Leben und Werk. Innsbruck: Diss. 1985, 42f.
- 23 Franz Karner, in: Innsbrucker Nachrichten 1918, Fischnaler-Chronik 5, 14, Stadtarchiv Innsbruck. Zitiert nach Tepser (Anm. 22), 43.
- 24 Walter Methlagl: Max von Esterle als Mitarbeiter des „Brenner“ (Anm. 2) 10-19.
- 25 Sibylle Tepser: Werkverzeichnis Max von Esterle, FIBA, Nachl. Max von Esterle, Sig. 73-2-1. Einige in Frage kommende Bilder sind von Tepser auf 1920 datiert (ohne Begründung), sie könnten also während der Gefangenschaft oder auch unmittelbar nach der Rückkehr aus Sibirien im Spätherbst/Winter 1920 entstanden sein.
- 26 Laut Tepser (Anm. 22) befindet sich das Bild in Privatbesitz.
- 27 Vgl. Tepser (Anm. 22), 44. Die Identität der Frau und die näheren Umstände ihrer Rückkehr sind nicht ermittelt.
- 28 Ebenda, 47.
- 29 Max von Esterle an August Palmgren, 31.8.1916, FIBA, Nachl. Ludwig v. Ficker, Sig. 41-10-19-4.
- 30 Max von Esterle an Cissi von Ficker, 7.5.1917, FIBA, Nachl. Ludwig v. Ficker, Sig. 41-10-19-5.
- 31 Vgl. Max von Esterle an Cissi von Ficker, [verm. Sommer1917], FIBA, Kopiensammlung Korrespondenz Ludwig von Ficker.
- 32 Max von Esterle an August Palmgren, 5.2.1918, FIBA, Nachl. Ludwig v. Ficker, Sig. 41-10-19-6.
- 33 Röck (Anm. 7), 333.
- 34 Magdalena Hörmann: Gefangen in Sibirien. Schicksale einiger Tiroler Künstler im Ersten Weltkrieg. In: Die düstern Adler – Aquile funeste (Anm. 7), 210.
- 35 Vgl. Anton Unterkircher: Ich habe gar nichts erreicht. Carl Dallago (1869–1949). Innsbruck: Studien Verlag 2013, 218.
- 36 Vgl. ebenda, u.a. 340, 354-355, 362, 380.
- 37 Vgl. ebenda, 385.
- 38 Siehe die Korrespondenzen 1922 von Esterle an Ficker, FIBA, Nachl. Ludwig v. Ficker.
- 39 Tirols Künstler 1927. Hg. v. Ellen Hastaba. Innsbruck: Wagner 2002, 104f.

A 367/14 Bezirksgericht Hall in Tirol – Das Verlassenschaftsverfahren nach Georg Trakl

Versuch einer allgemein verständlichen ‚Übersetzung‘ des Aktinhaltes und der damit verbundenen rechtlichen Vorgänge mit zeit-, literatur- und rechtsgeschichtlichem Hintergrundmaterial

von Harald Stockhammer (Innsbruck)

„In Salzburg geboren, in Krakau gestorben –
dazwischen liegt das alte Oesterreich.“¹

Die beteiligten Personen

Der Verstorbene (juristisch: der Erblasser): Georg Trakl,
dessen testamentarisch eingesetzte Erbin: Grete Langen-Trakl,
der von der Erbin beauftragte Bevollmächtigte (juristisch: Machthaber) im Verfahren: Ludwig von Ficker,
die Familie Georg Trakls.

Die (zivilen) Behörden und für sie amtlich tätigen Personen

Bezirksgericht Hall in Tirol als örtlich zuständiges Gericht für Verlassenschaften. Mühlau war bis 1938 eine eigenständige Gemeinde² und Teil des Gerichtssprengels Hall.

Als vom Gericht beauftragter Gerichtskommissär in Verlassenschaftssachen Dr. Vincenz Gasser, k.k. Notar mit Sitz in Hall in Tirol. Der Name des die Abhandlung leitenden Richters³ ist nicht bekannt.

Nach Abschluss des Verfahrens in Hall in Tirol kommt es vor dem Bezirksgericht Salzburg zu einem erneuten Verfahren. Der vom Bezirksgericht Salzburg beauftragte Notar als Gerichtskommissär war k.k. Notar Dr. Viktor Funke. Der Name des Richters ist ebenfalls unbekannt.

Die militärischen Behörden

Das k.u.k. Garnisonsspital Nr. 15 in Krakau als Sterbeort Trakls,
das k.u.k. Garnisonsspital Nr. 10 in Innsbruck als Ort der militärischen Einheit Trakls.

Die gesetzlichen Grundlagen

Aus der Rechtsgeschichte entwickelten sich jene, in Österreich seit 1810 allgemein gültigen materiellen (und auch formellen) Normen⁴ zum Erbrecht. Sie sind in den 8.–15. Hauptstücken des *Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches* (ABGB) festgelegt und umfassen die §§ 531 bis 824. Für die vorliegende Arbeit fand die kommentierte „Klang-Ausgabe“ zum ABGB Verwendung.⁵ Daraus entnommene Zitate sind aus Gründen der Lesbarkeit nicht mit Fußnoten, jedoch mit Anführungszeichen versehen.

Der grundsätzliche Verfahrensablauf

„Das Erbrecht regelt die Beziehungen der Verstorbenen zu den Lebenden“, als solches ist es als ein „Teil der Friedensordnung dem Rechte“ zugehörig. Ein Verstorbener hinterlässt ein „Vermögen“. Der Tod bewirkt, dass dem Vermögen keine „physische Person“ mehr zugeordnet ist, der Nachlass ruht und ohne gerichtliche Entscheidung hat niemand Anspruch auf dieses Vermögen.

Mit einer amtlichen Mitteilung über den Tod einer natürlichen Person, die das dem Sterbeort zuständige Bezirksgericht erreicht,⁶ wird das gerichtliche Verlassenschaftsverfahren, auch als Abhandlungsverfahren⁷ bezeichnet, eingeleitet.

Das Verfahren umfasst drei Bereiche, auch Stadien genannt: „Sicherstellungs-, Feststellungs- und Übertragungsstadium“. Das Rechtsschutzziel des Verfahrens lautet, dass ein Erbe festzustellen ist, dem der Nachlass eingantwortet wird.

Die Einantwortung des bisher ruhenden Nachlasses ordnet diesem wieder eine „physische Person“ zu und ist eine Übergabe in den rechtlichen Besitz. Die eingangs erwähnte Unterbrechung zwischen einer verstorbenen Person zu den Lebenden ist wieder hergestellt. Mit der Einantwortung nimmt der Erbe an Stelle des Verstorbenen mögliche Rechte (und Pflichten) wahr.

Die zwingende Verhandlung vor Gericht findet, wie erwähnt, vor Bezirksgerichten statt. Für die Sammlung der Daten des Nachlasses beauftragen die Gerichte einen öffentlichen Notar, der im Namen des Gerichtes auch die Abhandlung durchführt. Das Gericht selbst übt im Verfahren die Kontrolle aus, prüft die vom Notar vorgenommenen und dokumentierten Schritte und stellt am Schluss die Einantwortungsurkunde aus.⁸ Entscheidungsträger bei Gericht waren (1914) in funktioneller Zuständigkeit ausschließlich Richter.⁹

Der Weg des Aktes A 367/14 Bezirksgericht Hall in Tirol

Mit dem Tod Georg Trakls am 3. November 1914, 9 Uhr abends, in der Abteilung V des k.u.k. Garnisonsspitals Nr. 15 in Krakau steht der Ausgangspunkt für das Erbrecht fest. Im Folgenden wird gezeigt, wie der Weg des Nachlasses über die beschriebenen Stadien führt

und mit der Einantwortung an die Schwester Grete Langen-Trakl endet. An sich wäre dieser Vorgang nicht besonders aufregend und kaum einer ausführlichen Schilderung wert. Und doch birgt der Akt einige Überraschungen, klärt bisher offene Fragen und nähert sich möglicherweise Antworten zu noch bestehenden Fragen an.

An den Schluss des Aktes ist die mit 4. November 1914 erstellte „Abschrift“ eines „Vormerkblattes“ angeheftet. Die zentrale Aussage des Vormerkblattes ist ihr amtlicher Charakter als Mitteilung über den Tod einer Person. Das originale Vormerkblatt hat Johann Adam Stupp in seinem Aufsatz über Trakls Lazarettaufenthalte in Galizien erstmals publiziert.¹⁰ Der Vergleich von Original und Abschrift zeigt kleine, aber nicht unwesentliche Unterschiede. So fehlt bei der Abschrift die Angabe der „Zimmer Nr.“ und „Bett Nr.“, die Rubrik „Religion“ wird von protestantisch auf „evangelisch“ geändert, in jener Zeile, die den „Zugang in obige Heilanstalt“ bezeichnet, ist nicht mehr der 7. Oktober 1914¹¹ eingetragen, sondern der 13. Oktober 1914, bei der „Diagnose und Nummer des Morbiditätsschemas“ findet sich die Zahl 27, die „Unterschrift des Chefarztes“ lässt sich mit „Dr. Havel“¹² transkribieren.

Die Differenzen sind zu klären. Die Zahl des Morbiditätsschemas ist irrig. Hier sind mit Sicherheit die Krankentage gemeint, die in die nächste Zeile einzutragen gewesen wären. Der Eintrag in die Rubrik „Morbiditätsschema“ liest sich bei Stupp folgendermaßen: „XIV-108. Intoxicatio cocainum“.¹³ Jedenfalls falsch ist das Datum 13. Oktober 1914 als Zugang in der Abteilung des Spitals. Dasselbe Datum und ebenfalls irrig zeigt sich in der Krankengeschichte von Trakl. Dr. von Ferrari¹⁴ datiert damit irrtümlich die Schlacht von Grodek. Diese fand Wochen vorher, in der Zeit vom 8. bis 11. September 1914 statt. Möglicherweise war der 13. Oktober 1914 der Tag, an dem die undatierten Notizen von Ferrari geschrieben wurden.

Die Abschrift des Vormerkblattes, die weitgehend – bis auf die Ergänzungen Fickers – ausgefüllte Todesfallaufnahme wurden vom Garnisonsspital Krakau abgesendet und trafen vorerst nicht beim zuständigen Bezirksgericht, sondern zuerst im k.u.k. Garnisonsspital Nr. 10 in Innsbruck ein. Das Garnisonsspital Nr. 10 war Trakls „Einheit“, zu der er im Falle einer Mobilisierung einzurücken hatte. (Von dort aus war er am 24. August 1914 mit dem Feldspital 7/14¹⁵ nach Galizien gefahren. Der Weg Trakls nach Galizien wurde von Lipinski rekonstruiert.¹⁶ Die von ihm aufgestellten „Mutmaßungen“ lassen sich zumindest bis Grodek belegen:¹⁷ In einer Eintreffübersicht der C-Staffel¹⁸ der 3. Armee, erstellt von der Feldtransportleitung Lemberg am 25. August 1914, wird ausgeführt, dass das Feldspital 7/14 am 29.8.1914 um 6.15 Uhr morgens in Rudki eintreffen soll.¹⁹ Ein ausführlicher „Instradierungsplan“ listet wichtige Stationen auf wie beispielsweise Innsbruck – Salzburg – Linz – Wien (Ostbahnhof) – Rudki.²⁰ Eine weitere aufgefundene Skizze, erstellt vom k.u.k. 3. Korpstrainkommando, zeigt die Feldspitäler 7, 8 und 9/14 am 3.9.1914 ab 5h nachmittag südlich der Ortschaft Stomianka, östlich von Grodek, im Bereitschaftsraum zur bevorstehenden Schlacht.²¹)

Das Garnisonsspital Nr. 10 bearbeitete den Eingang und leitete die Aktenstücke an das k.k. Bezirksgericht Hall in Tirol weiter. Dort langte das Konvolut am 28. November 1914 ein.

Die Todesfallaufnahme

Gleichzeitig mit der Abschrift des „Vormerkblattes“ erstellte die Verwaltung des Garnisonsspitals in Krakau mit einem Formblatt die „Todesfallaufnahme“. Normalerweise versenden Gerichte ein solches Formblatt an den beauftragten Notar. Denkbar ist, dass es für Militärspitäler und Angehörige des Militärs die Anweisung gab, solche Formblätter auch von Seiten der Spitalsverwaltung zu verwenden.

Mit der Todesfallaufnahme (alternativ schon damals: Todfallsaufnahme) wird die Aufgabe unterstützt, die persönlichen Verhältnisse des Verstorbenen, sein hinterlassenes Vermögen und mögliche Erben zu erfassen. Das Formblatt gliedert sich in Punkte, jeweils als Frage formuliert, die nach Möglichkeit und Kenntnis zu beantworten sind.

Die Punkte 1 bis 7 betreffen Daten zur Person Trakls und nehmen nur wenig Umfang ein. Die weiteren Punkte 8 bis 10, die für die Darstellung der familiären Gegebenheiten des Verstorbenen dienen, sind nicht ausgefüllt. In den Punkten 11 und 12, die die Frage nach den nächsten Verwandten und nach einem Testament stellen, finden wir die Handschrift Ludwig von Fickers. Ficker führt zu Punkt 11 aus:

„Mutter: Maria Trakl, geb. Halik
63 Jahre alt, Salzburg, Mozartpl. 2
Geschwister: 1.) Wilhelm Trakl, Kaufmann,
45 Jahre alt, München, Marsstr. 5.
2.) Gustav Trakl, Privat, 34 Jahre alt,
Salzburg, Mozartpl. 2. – 3.) Maria Geipel,
geb. Trakl, 31 Jahre alt, Salzburg ebda,
4.) Mia von Rauterberg, geb. Trakl,
30 Jahre alt, Salzburg, Westbahnstr. –
5.) Fritz Trakl, Leutnant, 25 Jahre alt,
Rovereto. – 6.) Grete Langen, geb. Trakl,
Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 77“

Den Punkt 12, die Frage nach einem Testament, beantwortet Ficker wie folgt:

„Letzter Wille befindet sich in Händen
des Herrn Ludwig von Ficker, Schriftsteller
Mühlau 102
Universalerbin ist laut diesem letzten
Willen Frau Grete Langen, geb. Trakl, dz
und bis auf weiteres wohnhaft in Mühlau 102
Weitere Effekten des Verstorbenen
befinden sich in Mühlau nicht.“

K. u. k. Garnisons-Spital Nr. 15, Krakau

Vol. N^o 6085.-

Magen. & Off.

K. k. Bezirksgericht Hall i. Tirol

Eingelangt 28 NOV. 1914 um... Uhr

fach... Bellagen

Rubriken

N^o 134
A 367/14
1

Anton H. Gald
mit Beigebungen
22.11.1914

Todesfallaufnahme.

Yulfallzeit 19/14
1 - DEZ 1914

1. Vor- und Zuname des Verstorbenen:

K. u. k. Med. App. Trudel Georg
K. u. k. Garnisonsspital Nr 7/14.

2. Stand oder Beschäftigung:

Apotheker

3. Alter:

27

4. Religion: *wunz.*

5. Ob ledig, verheiratet oder verwitwet: *ledig*

6. Zuständigkeitsgemeinde: *Salzburg* ~~in~~ *Bezirk Salzburg*

7. Sterbetag und Sterbeort: *am 3. November 1914 im Garnisonsspital Nr 15*
auf d. E. B. H. in Krakau im G. abends.

8. Nachgelassener Ehegatte:

9. Vor- und Zuname, Stand, Alter und Aufenthaltsort der großjährigen Kinder und der an die Stelle bereits verstorbener Kinder tretenden großjährigen Nachkommen:

10. Vor- und Zuname der minderjährigen Kinder und der an die Stelle bereits verstorbener Kinder tretenden minderjährigen Nachkommen; ferner ob für sie ein gesetzlicher Vertreter schon einschreite, oder wer hiezu vorgeschlagen werde:

11. Vor- und Zuname, Stand, Alter und Aufenthaltsort der übrigen nächsten Verwandten oder der Testamentserben:

Mutter: Maria Trakl, geb. Kalik
63 Jahre alt, Sulzbürg, Mozungh. 2

Schwester: 1.) Wilhelm Trakl, Kaufmann,
45 Jahre alt, München, Maxstr. 5.

2.) Gustav Trakl, Privat, 34 Jahre alt,
Sulzbürg, Mozungh. 2. - 3.) Maria Geipel,
geb. Trakl, 31 Jahre alt, Sulzbürg abt.

4.) Maria von Rautenberg, geb. Trakl,
38 Jahre alt, Sulzbürg, Waffelgasse. -

5.) Fritz Stadl, Kaufmann, 25 Jahre alt,
Rovereto. - 6.) Grete Langen, geb. Trakl,
Berlin-Wilmersdorf, Pringelstr. 77

12. Ob ein Testament, Kodizill, Erbvertrag, eine Schenkung oder Ehepakt vorhanden seien und wo sich selbe befinden:

Letzter Wille befindet sich im Hause
des Herrn Ludwig von Fieker, Dyrpfaffen
Mühlau 102

Minutenprotokoll ist laut seinem letzten
Willen Frau Grete Langen, geb. Trakl, ^{geb.}
und bis auf weiteres verpfusst in Mühlau 102

Meinere Offizialen des Postverbaums
befinden sich in Mühlau 102.

13. Ob und welche Vormundschaften oder Kuratelen der Verstorbene zu besorgen hatte und wo sich die Beststellungsdekrete befinden:

Wann Ficker diese Ergänzungen schrieb, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Sie müssen jedenfalls einige Zeit vor der Abhandlung am 8. Februar 1915 geschrieben sein. Diese Behauptung stützt sich darauf, dass ein Verlassenschaftsverfahren auch alle hier von Ficker genannten Familienangehörigen betrifft. Somit mussten Mutter und Geschwister vom Notar über das Verfahren verständigt werden. Diese Personen können im Verfahren auch mögliche Erklärungen abgeben.

Doch bleiben wir vorerst bei Punkt 12, beim „letzten Willen“. Der von Ficker so bezeichnete „letzte Wille“ ist ein Brief Trakls an ihn vom 27. Oktober 1914. Für so genannte letztwillige Erklärungen, allgemein Testament genannt, fordert das ABGB eine streng einzuhaltende äußere Form. Derartig zwingende Merkmale vereinigen sich unter dem Begriff „formgebundene Rechtsgeschäfte“. Noch vor dem Inhalt sind deren Einhaltung unabdingbare Voraussetzung dafür, dass der Wille gültig ist.

§ 578 ABGB bestimmt: „Wer schriftlich, und ohne Zeugen testieren will, der muss das Testament [...] eigenhändig schreiben, und eigenhändig mit seinem Namen unterfertigen. Die Beisetzung des Tages, des Jahres und des Ortes, wo der letzte Wille verrichtet wird, ist zwar nicht notwendig, aber zur Vermeidung der Streitigkeiten rätlich“.

Den zwingenden Erfordernissen des § 874 ABGB entspricht die erste Seite des erwähnten Briefes (von der Form her ein gefaltetes Blatt): Hier sind links oben Ort und Datum genannt. Nach Anrede und Einleitung an Ludwig von Ficker liest sich der von Trakl formulierte „letzte Wille“: „Zum Schlusse will ich noch beifügen, daß im Fall meines Ablebens, es mein Wunsch und Wille ist, daß meine liebe Schwester Grete, alles was ich an Geld und sonstigen Gegenständen besitze, zu eigen haben soll. Es umarmt Sie, lieber Freund innigst / Ihr Georg Trakl.“²² Mit der eigenhändigen Unterfertigung rechts unten ist das Testament im rechtlichen Sinn abgeschlossen.

In der Literatur wird dieses Schreiben als „Testamentsbrief“ bezeichnet. Es trägt auf der anderen Seite Trakls literarisches Vermächtnis: die Gedichte *Klage* und *Grodek*. Die erste Seite des „Testamentsbriefes“ lag dem Notar als beglaubigte Abschrift und Testament vor; diese liegt aber nicht mehr beim Akt (im Akt selbst ist der Brief fälschlich auf den 7.10.1914 datiert).

In der Todesfallaufnahme ist in den Punkten 14 bis 16, wiederum ausgefüllt von der Verwaltung des k.u.k. Garnisonsspitals Nr. 15 in Krakau, penibel aufgelistet, welche Gegenstände Trakl zu eigen hatte und die er somit hinterließ. Hier wurde auch nachgetragen, in welcher Kleidung er begraben wurde: „In diesen Sachen wurde er begraben: / 1 Blouse / 1 Reithosen, 1 paar Schuhe / 1 paar Gamaschen / 1 Hemd / 1 Unterhosen“.²³ (Der Leichnam Trakls wurde auf dem Friedhof Rakowicze in Krakau bestattet, wo „6585 Soldaten, welche in 70 Krakauer Spitälern verstarben“, ihre letzte Ruhestätte fanden.²⁴)

Das Vermögen Georg Trakls

Die Liste nennt neben Leibwäsche, Schuhen und persönlichen Gegenständen Kleidung in militärischer und ziviler Ausführung.



Vollmacht

..... Herrn Ludwig von Ficker, Kuhlau
 welchen ^{als} Endesgefertigte Grete Langen, geb. Trakel
 für sich und Erben ermächtigt sie in der Verlassenschaftsbesorgung
ihres Bruders Georg Trakel

in allen ihren Rechtsangelegenheiten und Geschäften gerichtlich und außergerichtlich,
 amtlich und außeramtlich zu vertreten, Prozesse anhängig zu machen und zu führen, im
 summarischen Verfahren das ordentliche zu wählen und in Fällen des ersteren Tagatungs-
 Ueberlegungen zu gewähren, Eide aufzutragen, anzunehmen, zurückzuführen, Vergleiche zu
 schließen, Sachen zu veräußern und entgeltlich zu übernehmen, Sicherstellung zu leisten, Geld
 und Geldeswerth zu erheben, hiefür zu quittiren, Hypotheken-Eischungen und Nachsetzungen
 zu ertheilen, Schiedsrichter zu wählen, bei Verlassenschafts-Abhandlungsfällen sich in ihrem
 Namen lebendig oder unbedingt erbs zu erklären, eideschwürige Vermögensbekenntnisse abzugeben,
 Ausweise auszufüllen, und alle zur Einarantwortung nöthigen Schritte zu unternehmen, endlich
 einen andern Gewalthaber unterzustellen. Alles mit der Zusicherung voller Genehmigung und
 Schadloshaltung.

..... Juli i. J. den 18. September 1911

Grete Langen *Georg Trakel*

Ich nehme obige Vollmacht an und substituire mit gleichen Befugnissen den Herrn

..... oder den Herrn

..... oder den Herrn

den 19



A 367/14 11

5% Einlage bei ab 8
24 Krs. und 20 Krs. = 44 Krs.
2. Letztmahl in
Rangal par 2.-
a 16 Krs.

Zeit mit Rangal-Landstrasse anzuwenden.

Abhandlungs-Protokoll

aufgenommen zu Hall am 8. Februar 1915 von dem k.k. Notar Vincenz Gasser in Hall, als deleg. Gerichts-Kommissar zufolge h.g. Bescheides vom 18. XII. 1914 A 367/14.

Am 3. November 1914 starb im k.u.k. Garnisonsspital zu Krakau Nr. 7/14 der früher in Mühlau bei Innsbruck wohnhaft gewesene

Herr Georg Trakl

Militär-Medicinal-Akzessist, im Alter von 27 Jahren mit Hinterlassung einer letztwilligen Anordnung, welche in Form eines, an Herrn Ludwig von Ficker gerichteten Schreibens ddo Krakau den 7. X. 1914 gekleidet ist und dem Acte in beglaubigter Abschrift beiliegt.

In demselben erscheint die Schwester des Erblassers Frau Grete Langen geb. Trakl wohnhaft in Mühlau Haus Nr. 102, als Erbin eingesetzt.

Zu der auf heute anberaumten Abhandlungstagsatzung erscheint:

Herr Ludwig von Ficker, Schriftsteller in Mühlau, als Gewalthaber der Frau Grete Langen lt. Voll-

Dass Trakl „1 Browning-Pistole (473.281.) / 46 Stk Patronen / 1 Access. Degen (Solingen)“ besaß, ist überraschend. Es sind Gegenstände, die nicht das Militär zur Verfügung stellte, sondern die Trakl privat erworben haben muss. Im Gegensatz zu heute war der Erwerb von Waffen problemlos. Dazu kommt, dass der damalige Gesetzgeber den Erwerb und Besitz von Waffen aus heutiger Sicht nur unzureichend regelte.²⁵ Hugo Bettauer, später selbst Opfer eines tödlichen Pistolenattentates, beschreibt in einem Feuilleton vom 5. April 1914²⁶ seine Erfahrungen bei einem Waffenkauf. Der von Bettauer genannte Preis für Waffe und Munition samt Pflegemittel war mit 50 Kronen also durchaus erschwinglich.

Neben der Kleidung und den Waffen hatte Trakl nicht unerhebliche Barmittel bei sich: 164 Kronen und 95 Heller (immerhin umgerechnet rund 800 EUR).

Das eigentliche Verlassenschaftsverfahren

Ficker, der sich am 18. Dezember 1914 von Grete Langen-Trakl bevollmächtigen ließ (s. Akt), übernahm die Aufgabe, mögliche rechtliche Ansprüche, die neben einem Testament bestehen könnten, zu klären. Trakls Mutter und seine Geschwister als gesetzliche Erben hätten Einwendungen gegen das Testament erheben können. Um dem Testament seine volle Gültigkeit zu verschaffen, musste Ficker alle Familienmitglieder einbinden. Wie und in welcher Form diese Verhandlungen geführt wurden, lässt sich nicht mehr feststellen, das Ergebnis aber schon. Fickers Bemühungen hatten Erfolg. Am 8. Februar 1915 fand in den Amtsräumlichkeiten des Notars Dr. Vincenz Gasser in Hall in Tirol die Abhandlung statt, die einer Verhandlung²⁷ gleichzusetzen ist. Über die Vorgänge wurde ein „Abhandlungsprotokoll“ erstellt und zum Verlassenschaftsakt gegeben.

In dem Protokoll wird ausgeführt, dass von der Mutter Maria Trakl „die beigeschlossene schriftliche Erklärung ddo Salzburg den 5.II.1915 eingesendet [wurde], in welcher sie erklärt, dass weder von ihr noch von den Geschwistern eine Einwendung gegen die Gültigkeit der letztwilligen Anordnung erhoben werde“. Diese Erklärung von Mutter und Geschwistern machte den Weg frei für die Abgabe der Erbserklärung.²⁸ Ficker gab diese Erklärung im Namen von Grete mit „unbedingt“²⁹ ab. Das Protokoll fasst nochmals in Form eines „Eidesstättigen Vermögensausweis[es]“ den Nachlass zusammen und beziffert ihn in Geld. Neben dem Bargeld von 164 Kronen 95 Heller werden die Gegenstände (juristisch: Fahrnisse). „Kleidung, Wäsche, Waffen“ mit einem Wert von 100 Kronen ausgewiesen. Da keine Passiva vorhanden sind, ergibt der Gesamtwert von 264 Kronen und 95 Heller den reinen Nachlass.

Ludwig von Ficker stellt das „Ansuchen um dessen Einantwortung“ für die Erbin Grete Langen-Trakl (letzte Seite des Aktes). Das Ende des Verlassenschaftsverfahrens ist erreicht: der „wahre Erbe“ gefunden und befragt, das Verfahren ist abgehandelt, das Erbe wird nunmehr auf ihn eingewantwortet.

Notar Dr. Gasser stellt die Akten dem Bezirksgericht Hall in Tirol zurück, das nach Prüfung der vorgenommenen Abhandlung am 28. Februar 1915 die Einantwortungsurkunde ausstellte.³⁰

Für das Abhandlungsprotokoll fielen 16 Kronen als Gebühr an, die Notarskosten betragen 43 Kronen, 50 Heller; insgesamt machten die Spesen also rund ein Viertel der Erbschaft aus.³¹

Grete Langen-Trakl konnte damit das Erbe in Besitz und Eigentum nehmen. Ficker selbst rückte unmittelbar nach der Abhandlung beim Notar zum Militärdienst ein.

Das zweite Verlassenschaftsverfahren nach Georg Trakl – A I 852/15 BG Salzburg³²

Am 2. Dezember 1915 berichtete der vom Bezirksgericht Salzburg beauftragte Notar Dr. Viktor Funke, dass er die ihm übermittelte „Todfallsaufnahme“ wieder zurückstelle. Er führte dazu aus, dass laut „beiliegender Einantwortungsurkunde des k.k. Bezirksgerichtes Hall i. Tirol vom 28.II.1915, A 367/14 [...] nach Georg Trakl bereits vom dortigen Gerichte abgehandelt und der Nachlaß der erbl. Schwester Grete Langen geb. Trakl, derzeit wohnhaft in Salzburg, Waagplatz Nr. 3, eingewortet worden [ist]. Ich finde daher keinen Anlaß mehr, als Gerichtskommissär einzuschreiten“. Dies ist ein typischer Fall von „res iudicata“ (entschiedener Rechtssache), und der zuständige Richter verfügte, den Akt ohne weitere Erledigung abzulegen. Warum dieses zweite Verlassenschaftsverfahren aufgenommen wurde, konnte nicht geklärt werden. Dass es seinen Ursprung aus den bei Gericht erliegenden Verlustlisten³³ nahm, bestätigte sich nicht. Der verstorbene Georg Trakl ist nicht in den Verlustlisten verzeichnet.

Ein anonymes Sparbuch?

Erwin Marholdt schreibt in seinem Beitrag über Georg Trakl:

„Kurz vor Kriegsausbruch erhielt Trakl aus einer namhaften Spende für unbemittelte Mitarbeiter des ‚Brenner‘ zwanzigtausend Kronen. Als Ludwig Ficker, der das Geld auf die Bank gegeben hatte, ihn dorthin mitnahm, um den ersten mäßigen Betrag für ihn abzuheben, wurde Trakl in dieser Umgebung so elend zu Mute, daß er von Schweiß triefend fortgehen mußte.“³⁴

Der Vorgang ist bekannt. Ludwig Wittgenstein bot Ludwig von Ficker in einem Schreiben vom 14. Juli 1914 eine Summe von 100.000 Kronen an.³⁵ Ficker sollte den Betrag an „unbemittelte österreichische Künstler“ nach „Gutdünken“ verteilen.³⁶ Fickers Skepsis begegnete Wittgenstein damit, dass er ausführte, nach dem Tod seines Vaters ein großes Vermögen geerbt zu haben und es „Sitte“ sei, in solchen Fällen eine Summe für „woltätige Zwecke herzugeben“.³⁷ (Hier noch ein paar neue Informationen dazu. Ludwig Wittgenstein war nicht erst durch den Tod seines Vaters vermögend geworden. Der Wirtschaftshistoriker Roman Sandgruber ermittelte in seiner Studie *Traumzeit für Millionäre. Die 929 reichsten Wienerinnen und Wiener*

im Jahr 1910, dass Ludwig Wittgenstein mit seinem eigenen Vermögen auf Platz 254 käme.³⁸ Den Vater Karl Wittgenstein reihte Sandgruber auf Platz 38. Zum Vergleich: Den Bruder von Karl Kraus, Alfred Kraus, reiht Sandgruber auf Platz 824. Dabei reichte dessen Vermögen problemlos aus, dass der eine „Familienrente“³⁹ beziehende Karl Kraus bis an sein Lebensende ohne materielle Sorgen leben konnte. Was Wittgenstein für den *Brenner* spendete, war ‚gering‘ im Vergleich zu der Zahlung von 600.000 Kronen, die die „Witwe Karl Wittgenstein und Erben“ an das Präsidium der Krebsgesellschaft in Wien⁴⁰ leisteten. Im Ersten Weltkrieges zeichnete Ludwig Wittgenstein Kriegsanleihen, die die Spende ebenfalls um ein vielfaches übertrafen: 225.000 Kronen am 18. November 1917⁴¹ und 250.000 Kronen am 28. Mai 1915.⁴²)

Für Ficker stand als einer der ersten Empfänger Georg Trakl mit einem Anteil von 20.000 Kronen fest. Empfänger und Betrag waren sowohl für Ficker wie für Wittgenstein, um es juristisch auszudrücken, „unstrittig“. Schenkt man der Aussage von Mahrholdt Glauben, so hatte Ficker – wohl bei seiner Hausbank, der Credit-Anstalt – das Geld für Trakl deponiert.

Im Verlassenschaftsverfahren findet sich auf das Geld allerdings kein Hinweis. Wenn es ein auf Trakl lautendes Bankkonto gegeben hätte, wäre es im Verlassenschaftsverfahren Thema gewesen. Möglich ist daher, dass das Geld auf einem anonymen Sparbuch⁴³ lag. Ein solches Sparbuch wird weitergegeben, ohne Spuren zu hinterlassen.

Der hier präsentierte Verlassenschaftsakt birgt auch ein tragisches Detail zur Biographie von Trakls Schwester Grete Langen-Trakl. Denn über die Einantwortung gelangte sie in den Besitz der Browning-Pistole ihres Bruders. Es ist mit ziemlicher Sicherheit jene Waffe, mit der sie sich am 21. September 1917 um 9 Uhr abends⁴⁴ in Berlin, Potsdamerstraße 134a⁴⁵ erschoss. Gretes letzte Wohnadresse in eben dieser Potsdamerstraße war das sogenannte „Sturm-Haus“, der Wohn-, Arbeits- und Ausstellungsort von Künstlern rund um Herwath Walden.⁴⁶ Aus einem Brief Fickers vom 8. Oktober 1917 lassen sich die Ereignisse rund um Gretes Selbstmord rekonstruieren: Theodor Däubler hatte die mittlerweile geschiedene und in Not geratene Grete Langen-Trakl an Herwath Walden verwiesen; der half sofort, beglich ihre Mietschulden und ließ sie im Haus wohnen. Im gleichen Brief schreibt Ficker, dass nicht festgestellt werden konnte „woher sie den Revolver hatte“.⁴⁷ Dass die Waffe der Verlassenschaft des Bruders entstammen könnte, scheint Ficker nicht in den Sinn gekommen zu sein.

In diesem Zusammenhang wurde die Frage nach dem Grab von Grete Langen-Trakl wieder aktuell. Eine Recherche von Thomas Spieler, die im Auftrag des Autors im Jahr 2011⁴⁸ vorgenommen wurde, ergab, dass sich das Grab in den heutigen Abteilungen 15 bzw. 21 des Friedhofes St. Matthäi befinden könnte. Näheres ist wegen Änderungen in der Nummerierung und anderer Einflüsse nicht mehr zu erheben. Das Grabnutzungsrecht selbst lief 1942 aus. Es scheint überhaupt, dass Grete nach dem Tod sehr schnell in Vergessenheit geriet.

Eingeleitet wurde der Aufsatz mit einem Zitat aus einem Nachruf von Albert Ehrenstein. Abgeschlossen wird der Aufsatz mit der auszugsweisen Wiedergabe eines Nachrufes auf Trakl in der Wiener *Reichspost*.

„Manche unserer Leser werden sich noch der drei unvergeßlich schönen Gedichte entsinnen, die wir in unserer letzten Weihnachtsbeilage veröffentlichten. Sie stammten von dem jungen Salzburger Dichter Georg Trakl [...]. Vor wenigen Tagen kündigte uns Trakl, der bei der Nordarmee stand, auf einer Feldpostkarte ein ‚Kriegslied‘ an. Das Gedicht kam nicht. Gestern aber erhielten Wiener Freunde die erschütternde Nachricht, daß Georg Trakl in einem Krakauer Garnisonsspital verstorben ist“.⁴⁹

Anmerkungen

- 1 Albert Ehrenstein: Georg Trakl †. In: Pester Lloyd, Morgenblatt, Jg. 61, Nr. 289, 17.11.1914, 10. – Der folgende Aufsatz ist die überarbeitete Version eines Vortrages vom 27. Mai 2014 in der Schule der Ursulinen in Innsbruck. Die Anfänge der Forschungen dazu reichen bis ins Jahr 2006 (Trakls Weg nach Galizien), in das Jahr 2008 (Verlassenschaftsakt) und 2009 (Grabstelle Grete Langen-Trakl). Für vielfältige Hilfestellung sei gedankt (in alphabetischer Reihenfolge): Prof. Dr. Johann Holzner, Prof. Dr. Eberhard Sauermann, Prof. Dr. Sigurd Paul Scheichl, Dr. Anton Unterkircher, alle Universität Innsbruck bzw. Brenner-Archiv.
- 2 Zur Eingemeindung siehe: E. Angerer: Groß-Innsbruck. Die Eingemeindung der Orte Hötting, Mühlau und Amras. In: Amtsblatt der Gauhauptstadt Innsbruck, 4. Jg., Nr. 11, 15.11.1938, 2 – Der Akt A 367/14 liegt heute unter der selben Signatur im Tiroler Landesarchiv.
- 3 Richterinnen gab es erst ab Mitte der 1950er Jahre.
- 4 Ausgenommen ist das Verfahrensrecht, das den Richtlinien des außerstreitigen Verfahrens folgt.
- 5 Heinrich Klang (Hg.): Kommentar zum Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch. Zweiter Teil. Erste Abteilung des Sachenrechts (§§531–858). Bearbeitet von Afred Handl, Heinrich Klang, Achilles Rappaport, Josef Schell, Egon Weiß. 1. Aufl. Wien: Druck und Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei 1935. – Heinrich Klang (1875–1954), Jurist, war in den gleichen Gymnasialklassen wie Karl Kraus (1874–1936). Er zeichnete sich durchgängig als Vorzugsschüler aus, maturierte schon im Alter von 17 Jahren mit Vorzug und wurde nach Abschluss des Studiums rasch zu einem der führenden Juristen im Bereich des österreichischen Privatrechts. Seine leitende Redaktionsarbeit am „Klang-Kommentar“ zum ABGB ist nach wie vor richtungsweisend. Der Kommentar wird gegenwärtig neu aufgelegt. Sowohl der historische Kommentar, wie die Neuauflage gehören zum unabdingbaren Werkzeug bei der Lösung juristischer Fragen des Privatrechts. Details zu seiner Biographie in: Nikolaus Grass (Hg.): Österreichische Rechts- u. Staatswissenschaft in der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Innsbruck: Wagner 1952 (Schlern-Schriften 97), 117-135.
- 6 Von den die Personenmatrikel führenden Stellen (heute Standesamt) wird eine Sterbeurkunde an das nächstgelegene Gericht gesendet.
- 7 Zur äußeren Kennzeichnung dieses Verfahrens wird in der Justiz das Gattungszeichen „A“ verwendet.
- 8 Die verschiedenen Varianten ohne Einantwortung bleiben hier außer Betracht.
- 9 Heute teilen sich die Zuständigkeit in Verlassenschaftssachen Richter und speziell ausgebildete und ernannte Rechtspfleger.
- 10 Vgl. Johann Adam Stupp: Neues über Georg Trakls Lazarettaufenthalte und Tod in Galizien. In: Südostdeutsche Semesterblätter, Heft 19, Sommersemester 1967, 32-39.
- 11 Datum der Aufnahme Trakls in das k.u.k. Reservespital Nr. 1 Jaroslau in Wadowicze. Wegen der Kriegereignisse wurde das Spital von Jaroslau nach Wadowicze verlegt. Das Reservespital lässt sich in dieser Form bis in das späte Frühjahr 1915 nachweisen.
- 12 Leiter des Spitales war Dr. Nikolaus (Miklos) Thoman, geb. 1861 in Homonna (Ungarn), jüdischen Glaubens, promoviert zum Dr. med. 1884, gestorben (unbekannt), mehrfach für seine Tätigkeit ausgezeichnet. Zu Dr. Havel wurde bisher noch nichts recherchiert. Die Daten zu Thoman finden sich auf <http://genteam.at>.
- 13 Stupp (Anm. 10), 37.
- 14 So meine Entzifferung der Unterschrift auf dem Krankenblatt (Stupp, Anm. 10, 34), die ident ist mit der Unterschrift auf einer undatierten Feldpostkarte von Georg Trakl an Ludwig von Ficker (FIBA, Nachl. Ficker, Sign. 41-99-43-1), abgesendet in Limanowa, in zeitlicher Nähe zu Trakls Einweisung. Es handelt sich vermutlich um Dr. Joseph (Giuseppe) von Ferrari, geboren 1881 in Branzoll, Sohn eines Reichsratsabgeordneten und Großgrundbesitzers, Studium der Medizin an der Universität Innsbruck 1901–1907, Dr. med., Arzt im Landeschützen-Regiment Nr. 1. Dank an Mirko Nottscheid, Hamburg, für die wertvolle Hilfe bei Entzifferung der Unterschriften.
- 15 Zu lesen als Feldspital Nr. 7 des 14. Korps. Das 14. Korps war der Militärterritorialbezirk für die Bereiche (nach heutiger Bezeichnung) Nordtirol, Osttirol, Südtirol, Trentino, Vorarlberg, Salzburg und Oberösterreich.

- 16 Krzysztof Lipinski: Mutmaßungen über Trakls Aufenthalt in Galizien. In: Walter Methlagl, Eberhard Sauermann, Sigurd Paul Scheichl (Hg.): Untersuchungen zum „Brenner“. Festschrift für Ignaz Zangerle zum 75. Geburtstag. Salzburg: Otto Müller 1981, 389-397.
- 17 Der Autor konnte den Weg des Feldspitals 7/14 durch Urkunden im Kriegsarchiv erheben. Eine Studie ist in Vorbereitung.
- 18 Mit C-Staffel wurden die Ergänzungs- und Reserveeinheiten der Armeen bezeichnet.
- 19 Österreichisches Staatsarchiv (ÖStA) – Kriegsarchiv (KA) – Feldakten (FA) – Neue Feldakten (NFA) – Höhere Heereskommandos (HHK) – Armeekommandos/Armeegruppenkommandos (AK/AKdo) – 3. Armee – Armee-Etappenkommando – Karton 298 Operative Akten Op Nr. 1-1.000 von 6.8.–20.9.(1914), Op Nr. 160 (erschlossen).
- 20 Ebenda, Op Nr. 279.
- 21 Ebenda, Op Nr. 446.
- 22 Nachl. Ficker, FIBA, Sig. 41-99-46; Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1914–1925. Hg. von Ignaz Zangerle, Walter Methlagl, Franz Seyr und Anton Unterkircher. Innsbruck: Haymon 1988 (Brenner-Studien 8), 30.
- 23 Todesfallaufnahme, 3 (oben).
- 24 Erich Fritsch, Florian Kotanko: Requiescant! Kriegerfriedhöfe in Westgalizien 1914–1918. Tarnów: Oficyna Wydawn. Witek-Druk 2002, 26.
- 25 Das Waffenpatent RGBI 1852/223 vom 24. Oktober 1852, „giltig vom 1. Jänner 1853 für alle Kronländer mit Ausnahme der gefürsteten Grafschaft Tirol und Vorarlberg, des lombardisch-venetianischen Königreiches und der Militärgrenze, betreffend die Bestimmungen über die Erzeugung, den Verkehr und den Besitz von Waffen und Munitionsgegenständen, dann das Waffentragen“, kann nicht mit heutigen Bestimmungen verglichen werden. Für das Kronland Tirol waren lediglich im Trentino bestimmte Stichwaffen verboten, ansonsten waren Waffen frei erhältlich.
- 26 Hugo Bettauer: Meine Browning. In: Bohemia, Morgen-Ausgabe, Jg. 87, Nr. 935, 5.4.1914, 1-2. Hugo Bettauer war im übrigen auch kurzzeitig Mitschüler von Karl Kraus und Heinrich Klang.
- 27 Vgl. § 797 und § 759–760 ABGB.
- 28 § 799 ABGB, Erklärung, wie das Erbe angetreten wird.
- 29 § 800 ABGB.
- 30 Darin liegt auch der Grund, warum sich der Akt, verwahrt im Tiroler Landesarchiv, erhalten hat. Verlassenschaftsverfahren mit Einantwortung sind dauernd aufzubewahren.
- 31 Hschr. notiert auf dem Abhandlungsprotokoll, 1. Seite, oben; Notarskosten hschr. notiert auf der Einantwortungsurkunde, unten, rechts.
- 32 Der Akt liegt im Salzburger Landesarchiv unter der in der Überschrift angegebenen Signatur.
- 33 Zu diesen Listen und deren Handhabung bei Gericht siehe 55. Verordnung des Justizministerium vom 3. August 1914: über die Verlustlisten. In: Verordnungsblatt des k.k. Justizministeriums XXX. (XVIII. Stück), 458. Beispiele von Verlustlisten, online durchsuchbar, finden sich unter http://onb.ac.at/bibliothek/digitaler_lesesaal.htm und <http://kramerius.nkp.cz/kramerius/Welcome.do?lang=en>.
- 34 Erwin Marholdt: Der Mensch und Dichter Georg Trakl. In: Erinnerung an Georg Trakl. Zeugnisse und Briefe. 2. Aufl. Salzburg: Otto Müller 1959, 55.
- 35 Dem Betrag entsprechen heute in etwa 500.000 EUR. Die Berechnung erfolgte auf Grund jener Methoden, die Michael Ehn in seiner Aufsatzserie: Wiener Turnierpreise (Teil II). Ein historischer Vergleich, in: Schach-Aktiv (7 u. 8, 2000), 360-363, vorschlug. Für die Umrechnung wurde hier gerundet (1 Krone = 5 EUR).
- 36 Wittgenstein an Ficker, 14.7.1914. In: Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1909–1914. Hg. von Ignaz Zangerle, Walter Methlagl, Franz Seyr und Anton Unterkircher. Salzburg: Otto Müller 1986 (Brenner-Studien 6), 231f.
- 37 Wittgenstein an Ficker, 19.7.1914, ebenda, 234.
- 38 Wien, Graz, Klagenfurt: Styria 2013, 464.
- 39 Die Familienrente entstand aus Kraus' Verzicht an Rechten aus dem Firmenimperium der „Vereinigte[n] Papier- und Ultramarin-Fabriken Joh. Setzer, N. Schneider jr. Aktiengesellschaft“, die von Jacob Kraus gegründet, nach dessen Tod von Richard Kraus geleitet und nach dessen Ableben von Alfred Kraus weitergeführt wurden. Vgl. Edward Timms: Karl Kraus. Satiriker der Apokalypse. Leben und Werk 1874–1918. Wien: Deuticke

1995, 262-263. – In einem Vertrag vom 1. März 1912 wurde Karl Kraus gegen Verzicht auf alle Rechte aus dem Unternehmen ein monatliches Einkommen von 1.000 Kronen zugesichert. Die Anpassung der „Rente“ für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg ist dokumentiert in: Hermann Böhm (Hg): Karl Kraus contra ... Die Prozeßakten der Kanzlei Oskar Samek, Band II (1927–1929). Wien: Wiener Stadt- und Landesbibliothek 1995, 34-35; siehe dazu auch „Familiengläubiger Gesetz“ vom 26. September 1923, BGBl. 1923/543. Das Jahreseinkommen von 12.000 Kronen entsprach exakt jenem, das der k.k. Professor Otto Wagner für seine Lehrtätigkeit an der k.k. Akademie der bildenden Künste erhielt. Vgl. Gustav Peichl (Hg): Die Kunst des Otto Wagner. Katalog zur Ausstellung an der Akademie der bildenden Künste Wien. Wien: Akademie der bildenden Künste 1984 (Wiener Akademie Reihe 16), 76 (Faksimile des Vertrages).

- 40 Bregenzer Tagblatt, 10.2.1914, 2.
- 41 Wiener Zeitung, Nr. 264, 18.11.1917, 19 (Meldungen über gezeichnete Krieganleihen. Die Siebte Krieganleihe).
- 42 Wiener Zeitung, Nr. 122, 28.5.1915, 14 (Meldungen über gezeichnete Krieganleihen).
- 43 Das ist ein Sparbuch, in dem kein namentlicher Empfänger genannt ist und das jeden, der es in den Händen hält (und ein möglicherweise bestehendes Lösungswort kennt) zur Auszahlung an ihn berechtigt.
- 44 Uhrzeit entnommen aus dem „Bestattungsbuch“ der Evangelischen Matthäus-Gemeinde Berlin, Kopie und Begleitbrief vom 28. Oktober 2009 an den Autor, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Sammlung Innsbrucker Trakl-Ausgabe/Trakliana.
- 45 Vgl. „Zugangsbuch“ der Gerichtsmedizin Berlin, 1917, laufende Nr. 1430, Kopie mit Begleitbrief vom 13. Juli 2009 an den Autor, ebenda.
- 46 Vgl. Nell Walden, Lothar Schreyer (Hg.): Der Sturm. Ein Erinnerungsbuch an Herwarth Walden und die Künstler aus dem Sturmkreis. Baden-Baden: Woldemar Klein 1954. 1917 waren in dem Gebäude schon sieben Wohnungen für den *Sturm* angemietet.
- 47 Ludwig von Ficker an Cissi von Ficker, 8.10.1917. In: Ficker (Anm. 22), 136.
- 48 Thomas Spieler an den Autor. E-Mail vom 27.11.2011 (mit Anhang und Fotos).
- 49 Reichspost, 15.11.1914, 6. [Vgl. dazu auch den Aufsatz von Hans Weichselbaum in dieser Nummer, d. Hg.]

„Unter schwierigsten Verhältnissen“

Ludwig von Ficker als Kaiserjäger an der Südwestfront – eine Chronik des Kriegsjahres 1916

von Markus Ender, Ingrid Fürhapter (Innsbruck)

Im Februar 1919, wenige Monate nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, richtete Ludwig von Ficker einen Brief an Karl Emerich Hirt, in welchem er gegen den literarischen „Kriegsgewinnler“ Otto König Stellung bezog. König hatte den Krieg wegen seiner Dienstuntauglichkeit als Kriegsberichterstatter erlebt und in dieser Funktion apologetische Kriegsslyrik verfasst, sich nach Kriegsende aber als Kriegsgegner stilisiert. Ficker hob in seinem Brief an Hirt hervor, dass er im Gegensatz zu König tatsächlich zur Truppe eingerückt sei und während seiner Militärdienstzeit „eine ganze Offensive, samt Rückzug, in der vordersten Linie und ausserdem drei Sturmangriffe unter schwierigsten Verhältnissen mitmachen musste“.¹ Für die Zeit an der Front habe für ihn ein selbst formuliertes, das Wesen des Krieges jedoch diametral durchkreuzendes Grundprinzip gegolten, „dass ich zwar die Verfügung über mein eigenes Leben dem Willen der Vorsehung anheimstellen müsse, dass mich aber andererseits keine Macht der Welt dazu bewegen könne, dem ‚Feind‘ auch nur ein Haar zu krümmen, geschweige ihn zu töten!“² Ein Blick auf die Chronologie der Ereignisse des Jahres 1916, als Ficker als Offiziersanwärter der Tiroler Kaiserjäger³ an den beschriebenen militärischen Operationen teilnahm, kann dazu beitragen, diese Aussage zu erhellen.



Ludwig von Ficker als Einjährig-Freiwilliger Unterjäger, Juli 1915.

Jänner

Die Schützengräben der Westfront im Ersten Weltkrieg sind als Symbole für den Schrecken der Materialschlachten an der Somme und Marne, die Millionen von Toten forderten, ins kollektive Gedächtnis Mitteleuropas eingegangen. Weniger bekannt ist hingegen, dass der Grabenkrieg nach dem Kriegseintritt Italiens im Mai 1915 auch im Hochgebirge an der Südfront vom Ortler bis zum Isonzo seinen blutigen Tribut forderte. Die Tiroler Kaiserjägerregimenter waren in der Anfangsphase des Krieges zunächst an die Ostfront entsandt worden, weshalb im Sommer 1915 lediglich Abordnungen der Südtiroler Landes- und Standschützen an der Front standen und, unterstützt vom Deutschen Alpenkorps, die Grenze zu Italien zu verteidigen hatten. Erst nach und nach erkannte das österreichisch-ungarische Armeoberkommando (AOK) die Notwendigkeit, Gebirgstruppen in ausreichender Zahl an die Südfront zu verlegen, um dort den Stellungskrieg bestreiten zu können, denn bald stellte sich heraus, dass es sich beim Krieg im Hochgebirge ebenso um einen Abnutzungskrieg handelte wie an den Fronten im Westen und Osten.

Aufgrund der hohen Verluste, die das 3. und 4. Kaiserjägerregiment an der Südwestfront und insbesondere in der Grenzregion um den Col di Lana (2462 m) erlitten hatten, wurde im AOK die Entscheidung getroffen, zur Unterstützung dieser Einheiten auch das 2. Regiment in diesen Frontabschnitt zu entsenden, um die schwer angeschlagenen Truppen zu unterstützen.⁴ Am Sonntag, 2. Jänner, befand sich Ficker, dem XVII. Marschbataillon des 2. Regiments der Tiroler Kaiserjäger⁵ zugeteilt, auf dem Weg von Zirl an die Südwestfront. Karl Röck notierte am selben Tag in sein Tagebuch: „Zu Ludwig von Ficker auf dem Bahnhof, wo auch Karl Kraus Abschied zu nehmen: er fährt an die Front: zum erstenmal.“⁶ Bei der Durchfahrt durch Innsbruck war Kraus anwesend und begrüßte, Fickers Sohn Florian auf dem Arm, den ins Feld Fahrenden auf dem Bahnhof.⁷ Ficker war, wie er am 3. Jänner an seine Frau Cissi schrieb, „um 7 Uhr im Pustertal auswaggoniert worden“ und hielt sich „bis auf weiteres in einem Dorf bei B[runeck]“ auf.⁸

Dass Kraus „eigens nach Innsbruck“ gekommen war, empfand Ficker als „wirklich rührend“⁹ Tags darauf teilte er seiner Frau mit, dass es ihm am aktuellen Frontabschnitt „ausgezeichnet“ gefiele, „von Kanonendonner“ wäre „überhaupt nichts zu hören“.¹⁰ Am 11. Jänner wurde Fickers Bataillon von den Regimentskommandanten Oberst Viktor Freiherr von Schleinitz und Oberstleutnant Ludwig Tschan, der am 7. Jänner zum Befehlshaber über die Kampfabschnitte Col di Lana und Incisa ernannt worden war,¹¹ einer Inspektion unterzogen.¹² Die Einheit befand sich Mitte Jänner im Pustertal in der Nähe von Bruneck „noch einige Tage in Reserve“: „Wir sind am Standort einer Divisionsbäckerei: viel Pferde, Proviantwägen, Rossebändiger, Feldschmieden, Autogeknatter, Schlittengeklingel; notdürftige Unterkünfte, abends ein paar Wirtsstuben von Tabakqualm und Jägern überfüllt.“¹³

Am 18. Jänner wurde auch Fickers Truppenkörper an die Dolomitenfront in den Col di Lana-Abschnitt, „der von drei Seiten unter schwerem Artilleriefuer steht“,¹⁴ beordert. Am 19. Jänner abends traf er „nach zweitägigem, sehr beschwerlichen Marsch am Standort des Regiments“ ein.¹⁵ Das XVII. Marschbataillon des 2. Kaiserjägerregiments war am 21. Jänner 1916 in das VI. Feldbataillon umgewandelt worden;¹⁶ Ficker wurde der 21. Feldkompanie zugeteilt. Am selben Tag schrieb er an seine Frau, dass er vermute, „nicht direkt auf den

vorgeschobensten Punkt des C.d.L., sondern in einen anschließenden Abschnitt¹⁷ zu kommen. Mit dieser Einschätzung behielt er recht; das Bataillon war zwar im unmittelbaren Umfeld des Col di Lana stationiert, Fickers Kompanie wurde jedoch zunächst nicht an vorderster Front auf jenem Berggipfel, der während des Ersten Weltkrieges für viele Soldaten zum Schicksalsberg werden sollte, eingesetzt, sondern bezog als Ablöse für die dort aufgestellten Standschützen¹⁸ vorerst in der Ortschaft Arabba an der Dolomitenstraße Station.¹⁹

Die Bedeutung des Gebietes um den Col di Lana war sowohl dem österreichisch-ungarischen als auch dem italienischen Generalstab bewusst, wenngleich der strategische Wert dieses Abschnittes der Südwestfront im Vergleich zu anderen geringer ausfiel. Die Funktion des Berges als Standpunkt für Artilleriebeobachter,²⁰ vor allem aber der Umstand, dass er „die ganze Dolomitenstraße vom Pordoijoch bis zum Falzaregopaß, ferner das obere Cordevoletal und die Straße, die über Arabba und den Campolungosattel ins Gadertal führt“,²¹ beherrscht, machte ihn aber zu einem Frontabschnitt, der seitens der Österreicher unter allen Umständen gehalten werden musste. Da der Berg exponiert war, stellte die Verteidigung eine Herausforderung dar; die Italiener konnten ihn, wie Ficker in seinem Brief beschreibt, von drei Seiten unter Artilleriefeuer nehmen und der Stellungsbau erwies sich im felsigen Untergrund als ausgesprochen schwierig.²² Entsprechend hart war der Gipfel seit dem Eintritt Italiens in den Weltkrieg im Mai 1915 umkämpft, vor allem deshalb, weil die Eroberung zu einer Prestigefrage für die italienische Generalität geriet.

Von der sowohl vor Infanterie- als auch vor Artilleriebeschuss sicheren Reservestellung in Arabba aus konnte Ficker die Gefechte um den Gipfel des Col di Lana und des benachbarten Monte Sief mitverfolgen und darüber seiner Frau in die Heimat berichten: „Gestern ist [der Col di Lana] übrigens auf das heftigste beschossen worden. Nachmittags bin ich mit den Kameraden auf eine Anhöhe gegangen, wo wir den Blick auf die Kuppe des Berges frei bekamen. Es war ein sehr seltsamer Anblick. Ringsherum die Berge alle im reinsten Schneekleid und nur diese einzige Bergkuppe ganz schwarz und ohne Schnee, von Rauchfetzen umflogen wie ein Vulkan.“²³ Cissi begann wegen der Verlegung ihres Mannes in den umkämpften Frontabschnitt „unruhig zu werden, da in der Donnerstagszeitung von einem starken Trommelfeuer auf der C. d. L. stand.“ Dass „die Unterkünfte dort ausgezeichnet sein sollen“, beruhigte sie allerdings etwas.²⁴ Ficker musste in der Ruhestellung in Arabba vorerst nicht auf Komfort verzichten, so kündigte er Cissi beispielsweise am 24. Jänner an, dass er und sein Faktotum Holzner bei der Kompanie „eine Rasierstube etablieren“ wollten.²⁵ Ab 26. Jänner befand sich Ficker „an der Front“,²⁶ jedoch, wie er abschwächend bemerkte, „vorderhand nicht vorn in der Feuerlinie, sondern noch in Reserve“.²⁷

Dass Fickers Einheit nicht unmittelbar in die Hauptkampflinie versetzt wurde, hängt unter anderem mit dem Umstand zusammen, dass die 21. Feldkompanie, in der Ficker seinen Dienst versah, die Stabskompanie stellte.²⁸ Bei solchen Führungsstäben liefen die Fäden für die operative Gefechtsplanung zusammen und von dort aus wurden die Feldkompanien koordiniert. Niedere Offiziersränge bzw. -anwärter bekleideten hier oft die Adjutantur für die Kompanie- bzw. Bataillonskommandanten. Als Standort der Kompanie wurde aus diesem Grund bis Ende Jänner Arabba beibehalten: „Unmittelbar vor uns liegt das bis auf die Kirche gänzlich zerschossene Dorf A. an der Dolomitenstraße, nach dem unsere Stellung benannt ist.“²⁹

Am 29. Jänner berichtete Ficker angesichts der auch in der Reservestellung deutlich wahrnehmbaren, andauernden Gefechtstätigkeit, dass er Gott danke, nicht in die Stellung auf den Col di Lana gekommen zu sein: „dort krepieren Tag und Nacht die Granaten.“³⁰ Fickers Kriegskamerad Kurt Lechner war am 20. Jänner zu Besuch bei Cissi in Mühlau und hoffte, Ficker vor seiner bevorstehenden Versetzung in Corvara treffen zu können.³¹ Ende Jänner traf Lechner – dem Landsturm-Infanterie-Bataillon 172 im 2. Regiment der Tiroler Kaiserjäger zugeteilt – Ficker „bei bester Gesundheit“ und „noch nicht in Stellung“. Er glaubte, dass Ficker „nach einer kurzen Frontzeit“ zu einer Versorgungseinheit käme, „und zwar auf ständig“.³² Lechner wie Ficker konnten zu diesem Zeitpunkt allerdings nicht ahnen, dass sich diese Frontzeit auf über ein Jahr erstrecken sollte.

Februar

Am 4. Februar meldete Ficker seiner Frau, dass es in seinem Feldbataillon bei einer Übung im Handgranatenwerfen³³ den ersten Toten gegeben hatte. Er war noch immer in „Reservestellung“, hatte „nur jeden vierten Tag Dienst (Lager-Inspektion), nie Nachtdienst“ zu absolvieren. Das Bataillon befand sich in Wartestellung, mit dem Beginn einer Offensive „unsererseits“ war allerdings „wohl sicher zu rechnen“, „nicht minder gewiß ist aber auch, daß wir Kaiserjäger dann in einen ganz anderen Kampfabschnitt versetzt werden“.³⁴ Vier Tage später teilte er ihr mit, dass seine Kompanie „in 8–10 Tagen aus dem Verband des VI. Feldbataillons“ ausscheiden und „dem Kampfabschnitt des III. Bataillons zugewiesen“ werde, „das unmittelbar an die C. d. L.-Front anschließt“: „Dort beziehen wir eine ausgesprochene Höhenstellung (Cherz-Gipfel 2096m)“.³⁵

Am 9. Februar kündigte er an, dass das Bataillon „in den nächsten Tagen in die neue Stellung“ marschieren werde.³⁶ An Bruno Sander schrieb er am selben Tag: „Übrigens kommen wir schon in den nächsten Tagen von hier weg und zwar in eine ausgesprochene Höhenstellung auf einem Nachbargipfel des C. d. L., die freilich exponierter ist als die jetzige, aber auch sonniger, frei nach Süden gelegen, mit herrlichem Ausblick in die Dolomitenwelt und im übrigen auch nicht unmittelbar bedroht.“³⁷ Er befände sich in einer Ortschaft an der Dolomitenstraße „am äußersten rechten Flügel, der die Talsperre gegen Westen bildet und feindlichem Druck vorerst so gut wie gar nicht ausgesetzt ist“. Der einzige Nachteil der jetzigen Stellung bestünde darin, „daß sie ganz auf der Schattenseite liegt und außerdem lawinengefährlich ist.“

Ficker konstatierte zu diesem Zeitpunkt, „daß einem der Krieg im Hinterland schwerer im Blut liegt als hier an der Front“, obwohl er annehmen musste, „daß mir in ein paar Wochen alle seine Schrecknisse bevorstehen können – denn daß es zu einer Offensive kommt, fühlen wir alle.“³⁸ Einen Tag später berichtete Cissi ihrem Mann von einem „Gerücht hier in Innsbruck“, das „sagt dass das 2te Rgt. von Col di Lana-Gebiet wegkommt nach Trient und Lafraun und sogar in diesen Tagen.“³⁹ Am 13. Februar versuchte Ficker seine Frau zu beruhigen: Selbstverständlich werde sein Bataillon im Fall einer Offensive von seinem jetzigen Standort abgezogen und im Trientiner Kampfraum bereit gestellt werden, aber vor Mitte März sei daran nicht zu denken. Das 18. Marschbataillon war „dieser

Tage hieher zum Regiment gestossen und in die bestehenden 6 Bataillone (wir sind als 6. Feldbataillon selbständig geblieben) aufgeteilt worden“. Er bat Cissi, Josef Wenter auszurichten, „dass Leutnant Montandon demnächst unseren Zug übernimmt“. Der Abschnitt, in dem er sich befand, stelle „noch immer die reinste Winterfrische“ dar.⁴⁰

Es schien Ficker tatsächlich an nichts zu mangeln, da seine während des Einjährig-Freiwilligen-Offizierslehrgangs „errungene Schlankheit“ zum Teufel zu gehen drohte, wie er an Cissi schrieb: „ich beginne bereits wieder Fett anzusetzen, was bei der wirklich ausgezeichneten Verpflegung auch kein Wunder ist. Sogar ein Bad wurde auf Anordnung des Hauptmanns im Lager eingerichtet; Holzner, mein Famulus, der alles kann, hat auch diese Aufgabe, trotzdem er kaum über das notdürftigste Werkzeug verfügte, glänzend gelöst“.⁴¹ Seine Frau riet ihm, sich zu bewegen und ein wenig zu turnen: „und ist besonders ‚das laufen auf der Stelle‘, um sich schlank zu erhalten, zu empfehlen. Wenigstens 5 min. in einemfort.“⁴² Doch schon am 20. Februar wurde der Ton wieder ernst: „Heute las ich in der Zeitung, das col die Lana-Gebiet in diesen Tagen stark beschossen worden ist. Hoffentlich ist bei Euch nichts geschehen.“⁴³ „Mitte Februar“ erkrankte Ficker in der Stellung in den Dolomiten.⁴⁴ Zunächst wurde eine Lungenentzündung konstatiert,⁴⁵ später eine „Bronchitis mit hohem Fieber“ festgestellt, so dass er am 21. Februar zunächst in die Divisions-Sanitätsanstalt und noch am selben Tag ins Spital nach Bruneck transportiert werden musste.⁴⁶ Cissi, in Ungewissheit, wo sich ihr Mann genau befand, verlebte die „Tage voller Unruhe“ und bat einen Bekannten, in Bruneck nach ihm zu forschen. In einem Brief, den sie mitgab, heißt es: „Falls ich Nachricht kriege, dass Du nicht hierherkommst, und Du in Bruneck bist, werde ich trachten zu Dir zu kommen. Es wird sicher sehr schwer gehen. Es kommt jetzt keine Post über den Brenner, auch keine Thelegramme. Nur grosse, grosse Truppenverschiebungen, die sicher auf grosse Veränderungen deuten, und es wird wohl etwas entsetzliches kommen.“⁴⁷ Von Bruneck kam Ficker, wie er rückblickend zusammenfasste, nach sechs Tagen nach Innsbruck, wo er zwei Tage in einem Barackenlager verbrachte, von dort ins Garnissonsspital und schließlich in die Pradler Schule, wo ihm der Chefarzt gestattete, „als Rekonvaleszent zuhause zu essen und zu schlafen“.⁴⁸

März

Anfang März befand sich Ficker noch immer krank in Innsbruck,⁴⁹ erst am 9. März fühlte er sich soweit erholt, dass er glaubte, „nächste Woche“ wieder zu seinem „Truppenkörper, der inzwischen einen ganz anderen Kampfabschnitt bezogen hat“, an die Südwestfront zurückkehren zu können.⁵⁰ Am 12. März, „nun schon über ein Jahr“ beim Militär, gestand er Robert Michel gegenüber ein, am Felddienst Gefallen gefunden zu haben: „Ich war so gerne draußen, daß ich ein ordentliches Nervendébaclé erlitt, als ich vor kaum drei Wochen in der Stellung an Bronchitis mit hohem Fieber erkrankte und durch meinen Transport ins Spital sozusagen über Nacht in das unleidliche Hinterlandsgetriebe zurückgeschleudert wurde.“⁵¹ Bereits „wieder für diensttauglich erklärt“, werde er „übermorgen“ zu seinem Truppenkörper abgehen, der inzwischen in einen anderen Kampfabschnitt gekommen sei, wo „das Schwerste bevorsteht“.⁵² Mitte März erfolgte der

Abschied von der Familie in Innsbruck.⁵³ Am 16. März informierte Cissi v. Ficker Kraus über den Gesundheitszustand und die Unterbringung ihres Mannes, nachdem er in Innsbruck angekommen war:

„Hier nachdem er den Entlassungs- und Desinfizierungsprocedures in den Baracken unter hunderten Soldaten mitgemacht hatte, und nachdem er in verschiedenen Spitalern umhergeschickt worden ist, wurde es endlich gelungen Ludwig in häusliche Pflege zu kriegen. Er sah im Anfang sehr elend aus, vielleicht mehr durch die verschiedenen Spitalermilieus als durch die Krankheit selbst, und erholte sich leider viel zu rasch, so dass er nach 14 Tagen, Montag d. 13n in der Nacht wieder zu seiner Truppe fahren musste. Wo die Verlegt worden ist, wusste er nicht selbst.“⁵⁴

Am 17. März stieß Ficker wieder zu seinem Bataillon, das sich bereits seit zwei Tagen auf dem Marsch von Calliano über Mezzomonte in eine neue Stellung auf der Hochfläche von Folgaria befand.⁵⁵ Die Verlegung des Bataillons näher an die umkämpften Abschnitte der Südwestfront erfolgte in der dritten Märzwoche.⁵⁶ Bis auf zwei Bataillone des 2. Regiments wurde schließlich der Großteil jener Einheiten der Kaiserjägerregimenter, die zuvor am Frontabschnitt um den Col di Lana Dienst versehen hatten, auf die Hochfläche von Folgaria und Lavarone befohlen.⁵⁷



Gruppenbild des Einjährig-Freiwilligen-Offizierskurses in Brixen, April 1915. Die nachträglich hinzugefügten Kreuze markieren später gefallene Kameraden.

Ficker befand sich damit im selben Kampfabschnitt wie sein Bruder Rudolf: „in der vordersten Linie, 24 Stunden Dienst im Schützengraben, 24 Stunden dienstfrei.“ Ficker bekam „interimistisch“ das Zugskommando, nachdem der bisherige Kommandant in diesem Abschnitt, Oberstleutnant Moritz Erwin von Lempruch, der sich um Ficker „seinerzeit so angenommen hat“,⁵⁸ 10 Tage zuvor abgezogen worden war.⁵⁹ Am 20. März befand sich Ficker am vorgeschobensten Punkt der Front. Die Stellung, die bezogen wurde, lag auf der Malga di Coe (Passo Coe), einem Bergrücken „zwei Stunden südöstlich von Folgaria, auf dem vorgeschobensten Punkt der Angriffs-Front, dicht angeschlossen an das Fort Serrada.“⁶⁰ Das Fort Serrada (it. Dosso del Sommo), von dem Ficker in seinem Brief spricht, war ein der Ortschaft Folgaria südöstlich vorgelagertes Artillerie-Festungswerk. Solche Sperrwerke waren bereits im 19. Jahrhundert bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges von der k.u.k. Armee zur Sicherung der Staatsgrenze errichtet worden. Serrada war das südlichste der sieben Festungswerke des südöstlich von Trient (Trento) angelegten Sperrgürtels auf der Hochfläche von Lavarone – Folgaria. Die strategische Bedeutung lag auf der Hand: Vom Plateau aus ließen sich das Terragnolo- und Asticotol kontrollieren bzw. der Zugang zum Etschtal bzw. nach Trient sperren. Gegebenenfalls konnte Artillerieunterstützung für eventuelle Gegenangriffe eingesetzt werden.⁶¹

Seiner Frau schrieb er drei Tage später, dass sie „dem feindlichen Infanteriefuer stellenweise ausgesetzt [seien], so daß einem unversehens die Kugeln um den Kopf schwirren.“ Aber vorderhand habe keine Gefahr bestanden, es habe „im allgemeinen noch Ruhe“⁶² geherrscht. Am 27. März wurde Ficker zum Kadett-Aspiranten befördert.⁶³

April

Am 1. April berichtete Ficker, dass er „Zugskommandant“ bei seiner Kompanie sei.⁶⁴ Ob schon die Coe-Stellung „mehr durch Gewehrfeuer als durch die Artillerie gefährdet“ war und man dem Feind „stellenweise auf nächste Schuß-Distanz gegenüber“ stand, fiel die Bilanz, was die Exponiertheit und die Sicherheit der Stellung anging, positiv aus, denn „trotzdem hat unser Bataillon in den zwei Wochen, die wir hier sind, nur einen Toten und sieben Verwundete gehabt.“⁶⁵

Ficker schätzte die eigene Situation als relativ sicher und die Wahrscheinlichkeit, in dieser Stellung in Kampfhandlungen verwickelt zu werden, als gering ein, wenngleich bereits für die Soldaten wahrnehmbare Vorbereitungen für einen Offensivangriff durchgeführt wurden:

„Auch darfst Du mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß unser Bataillon (vorausgesetzt, daß wir jetzt in Reserve kommen) nicht in jenes Truppenkontingent eingestellt wird, das bei der Offensive den ersten und schwersten Stoß zu führen hat. Drei Tage und drei Nächte allein soll die Artillerievorbereitung dauern; in unserm Abschnitt allein sind über 20 30,5 cm-Mörser in Stellung gebracht (bitte aber von alldem keinen Gebrauch zu machen, namentlich in Briefen nicht).“⁶⁶

Dieser letzte Hinweis mit der Bitte nach Verschwiegenheit war insofern bedeutsam, als die militärische Geheimhaltung bei Strafe verbot, in der Feldpost auch nur ungefähre Angaben über Truppenstärken, Stellungen oder Aufmarschpläne zu machen. Grundsätzlich durfte nicht einmal der eigene Standort mitgeteilt werden, Ficker gab aber durch die präzise Nennung der Anzahl schwerer Artilleriegeschütze in diesem Brief eine relevante militärische Information preis,⁶⁷ die gravierende disziplinäre Folgen nach sich ziehen hätte können. Besagter Brief trägt allerdings keinen Stempel der Militärzensurbehörde; Ficker hatte ihn somit an der Zensur vorbei geschmuggelt, indem er ihn einem ihm bekannten Soldaten mitgab, der ihn persönlich Cissi überbrachte.⁶⁸ Auf diese Weise ließ sich auch in Zeiten, in denen eine Postsperrung zwischen Front und Heimat errichtet wurde, diese umgehen und zumindest ansatzweise mit der Familie Kontakt halten.

Zwei Tage später berichtete Ficker Kraus von seinen Erlebnissen an der Front und der erwarteten Zuspitzung der Lage: „Freilich, die Schrecknisse des Krieges – es ist bis jetzt zu keinem Gefecht gekommen – habe ich noch nicht kennen gelernt, sie stehen uns erst jetzt bevor; [...] jede dritte Nacht und den darauffolgenden Tag habe ich die Aufsicht bald im Schützengraben bald bei den Feldwachen (alles an steilen Abhängen)“.⁶⁹ In diesem Brief zitierte er auch den Vers „Heute ist Frühling. Zitternder Bote des Glücks / kam durch den Winter der Welt der goldne Falter“ aus Kraus' Gedicht *Verwandlung*:

„Und als ich vorgestern mittags aus dem Unterstand trat, um der Beschießung eines Fliegers zuzusehen, der hoch oben im Blau des Himmels dahinflog, da taumelte plötzlich – vom Tal in die Schneeregion verschlagen – ein Kohlweißling der Sonne zu und schien für ein paar rührende Augenblicke mit den hellhin zerfließenden Schrapnellwölkchen in einen seltsamen Reigen verwoben. Da mußte ich wieder an Ihren Vers denken. Heute ist Frühling –? Und mußte den Kopf schütteln.“⁷⁰

Am 6. April wurde Fickers Bataillon abgelöst und ging für einige Tage in Reserve, „nur eine Viertelstunde hinter die vorderste Linie.“⁷¹

Die Versorgungslage im Hinterland wurde in der Zwischenzeit immer schlechter, wie aus einem Brief von Cissi an ihren Mann vom 12. April hervorgeht: „Es ist wirklich sehr schwer zu wirtschaften. Ich weiss nicht in wie vielen Geschäften ich heute war um ein kleines Stück Butter zu kriegen.“⁷² Solche Aussagen sind allerdings differenziert zu betrachten. Zwar traten schon „nach dem Ausbruch des Krieges [...] in Tirol – ähnlich wie in anderen Ländern der Monarchie – erste Engpässe bei der Lebensmittelversorgung auf“;⁷³ die Briefe, die Ludwig und Cissi von Ficker zwischen Front und Heimat austauschten, geben allerdings Aufschluss darüber, dass die wirtschaftliche Situation der Familie bis in den Spätherbst 1916 hinein nicht zwingend als schlecht interpretiert werden konnte. Zwar war Fickers Ehefrau gezwungen, mit gewissen Einschränkungen zu wirtschaften (wobei insbesondere die staatlich verordnete Lebensmittelrationierung Probleme bereitete), dennoch befand man sich in einer im Vergleich zur breiten Masse der Bevölkerung nach wie vor privilegierten Stellung (wovon beispielsweise die zwei Hausgehilfinnen, auf denen Ficker sogar brieflich beharrt hatte, zeugen). In Wien war es Mitte Mai 1916 zu den

ersten durch Hunger verursachten Ausschreitungen der Bevölkerung gekommen, weil die Grundversorgung mit Lebensmitteln nicht mehr in ausreichendem Maße aufrecht erhalten werden konnte.⁷⁴ Es lässt sich anhand des Briefwechsels zwischen Ficker und seiner Frau nachzeichnen, dass in diesem Jahr im Hause Ficker in Mühlau noch keine Not herrschte. Obwohl Cissi immer wieder betonte, dass es schwer sei, an Lebensmittel heranzukommen, wird doch deutlich, dass sich die Familie längst nicht in einer Mangelsituation wie etwa manche Arbeiterfamilie, befand.⁷⁵ Zu diesem Umstand trug nicht zuletzt bei, dass Ficker, vor allem in den Kriegsjahren 1917–1918, immer wieder über seine ihm zugeteilten Burschen Lebensmittel wie Zucker, Mehl oder Eier, die er vorrangig in den wirtschaftlich produktiveren Gebieten des Habsburgerreiches (so z.B. in Ungarn⁷⁶) erworben hatte, nach Mühlau zu seiner Familie bringen ließ.

Neben der Lebensmittelversorgung verschlechterte sich aber auch der Postverkehr zwischen Front und Heimat spürbar: „Es ist ja so schwer, dass die Post so langsam geht, denn wäre nicht der Soldat gekommen, so hättest Du bis jetzt keine Nachricht von mir, und ich schreibe Dir ja fast jeden Tag.“⁷⁷ Aus dem vorliegenden Briefwechsel lässt sich erschließen, dass Briefe an die Front bzw. in die Heimat mitunter 10 bis 14 Tage unterwegs sein konnten. Diese langen Laufzeiten verursachten ein Gefühl der Unsicherheit; so war Cissi neben der oft fehlenden Information von der Front auch über Fickers Gesundheitszustand beunruhigt: „Mein Gedanke war immer, dass Du Dich hier zu Hause zu wenig erholst hättest. Aber Du warst ja nicht zu halten.“⁷⁸ Die Sorge war durchaus berechtigt; am 13. April, seinem 36. Geburtstag, lag Ficker „fiebernd, anscheinend mit einer kleinen Halsentzündung, auf dem Teerpappendach [seiner] Baracke.“⁷⁹ Er hatte sich eine Angina zugezogen, die ihn am Schlucken und Sprechen hinderte.⁸⁰

Am 16. April bezog das Bataillon „wieder eine andere Reservestellung, wenn auch nicht weit von der früheren“.⁸¹ Am 17. April wurde der Gipfel des Col di Lana, aus dessen Frontbereich die Einheit Fickers einen Monat zuvor in den Abschnitt Folgaria – Lavarone abkommandiert worden war, nach massivem Artilleriebeschuss durch die Italiener gesprengt. Die Sprengung kam nicht überraschend; schon Wochen zuvor waren durch Artilleriebeobachter die Bestrebungen seitens der Italiener, den Berg zu unterminieren, entdeckt worden. Eine Mine in einem Gegenstollen, der von den k.u.k.-Truppen angelegt worden war, um den italienischen Stollen zum Einsturz zu bringen, verfehlte am 5. April allerdings ihre Wirkung. Für die Besatzungen des Gipfels bedeutete dies, dem sicheren Tod ins Auge sehen zu müssen, da der Posten nicht aufgegeben werden durfte. Gegen 23:30 Uhr detonierte die aus über 5 Tonnen Sprengelatine bestehende Mine und tötete bzw. verwundete 150 Soldaten der 6. Kompanie des II. Bataillons, einen Sappeurzug (Truppenhandwerker) sowie die am Gipfel anwesenden Artilleriebeobachter.⁸² Der „amtliche Schlachtbericht“ der Heeresleitung fand über den Verlust des Gipfels am 19. April in der Presse nur knappe Worte: „An der Kärntner und Tiroler Front hielten die Geschützkämpfe mit wechselnder Stärke an. Am heftigsten waren sie auf dem Col di Lana, wo sich das feindliche Feuer abends zum Trommelfeuer steigerte. Nach Mitternacht setzten die Italiener hier zu einem allgemeinen Angriff ein. Der Angriff wurde abgeschlagen. Später gelang es dem Feinde, die Westkuppe des Col di Lana an mehreren Stellen zu sprengen und in die gänzlich zerstörte Stellung einzudringen. Der Kampf dauert fort.“⁸³ Wenngleich auch der Gipfel des Col di Lana verloren gegeben

werden musste, konnten sich die österreichisch-ungarischen Truppen auf dem benachbarten Grat und dem Gipfel des Monte Sief behaupten, sodass der italienische Angriff und die Gipfelsprengung im Wesentlichen keine Frontveränderung bewirkten.

Am Karsamstag, den 22. April, berichtete Ficker über seine Unterkunft im Feld: „mehr oder minder geräumig[e] Erdlöche[r], die von außen wie Maulwurfshügel aussehen – ich mit 10 Mann von der Sanität zusammen – von Läusen und Ameisen arg geplagt. [...] Eine unserer Erdbaracken ist eingestürzt: 4 Verwundete, 2 Tote, [...]. Es sind jetzt in der letzten Zeit schon etliche Kameraden gefallen.“⁸⁴ Cissi, seit Anfang April ohne Nachricht von ihrem Mann, war währenddessen äußerst beunruhigt: „Das Warten ist so hart, und macht einem so traurig und unruhig. Manchmal steht in den Zeitungen von Kämpfen an den Tirolergrenzen und jetzt muss es an Col di Lana furchtbar zugehen.“⁸⁵ Nach Erhalt der Briefe berichtete Cissi von der Stimmungslage in der Heimat: „Dass Col di Lana von den Feinden genommen ist hat auf uns allen einen deprimierenden Eindruck gemacht. Wie danke ich nicht Gott, dass Du nicht dabei warst!“⁸⁶ Sie sorgte sich aber darüber, dass Fickers Angina „sich nicht ergeben hat“: „Hoffentlich geht es Dir jetzt besser, oder wenn nicht, dass Du irgendwo hinkommen kannst, wo du Dich pflegen kannst.“⁸⁷

Zeitgleich mit den verstärkten militärischen Anstrengungen an der Südwestfront und entgegen den Parolen vom unerschrockenen, heldenhaften Kämpfertum, die die Kriegspropaganda verbreiten ließ, häuften sich nach über eineinhalb Jahren Krieg im Frühjahr 1916 in der k.u.k.-Armee, so auch in Fickers Regiment, Fälle von Kampfmüdigkeit und Desertion; das k.u.k. XX. Korpskommando reagierte aus diesem Grund entsprechend scharf mit der Order, die Mannschaften zu prüfen und die „strenge und wirksame Ueberwachung der unverlässlichen Elemente der Unteroffiziere und Zugskmdten“ einzuleiten; die in Aussicht gestellten Konsequenzen bei defätistischem Verhalten waren aus diesem Grund drastisch: „Die unverlässliche Mannschaft ist unbedingt an der Front zu verwenden. Deren prinzipielle Verwendung beim Train oder im Etappenraume würde eine Schonung der illoyalen Elemente auf Kosten der anderen Mannschaft bedeuten, die weder gerecht noch im Interesse des Staates gelegen wäre.“⁸⁸ Die Kriegswirklichkeit stand einmal mehr in starkem Kontrast zur idealistischen Planung in den obersten Führungsstäben um Feldmarschall Franz Conrad von Hötzendorf, die glaubten, „durch überlegene Kampfmoral und bessere Führung die zahlenmäßige Überlegenheit der Italiener wettmachen zu können.“⁸⁹

Mai

Am 1. Mai hielt sich Karl Kraus in Innsbruck auf. Cissi berichtete ihrem Mann tags darauf davon:

„Er kam Sonntag Abends ~~am~~ sehr spät an. Ich glaube es war fast ½ 11 Uhr als er thelephonierte um sich nach Dir zu erkundigen. Er wollte gleich den anderen Tag in der Früh weiter fahren [...] um in Zürich eine Vorlesung d[en] 4ⁿ zu halten. Er bat um das Buch ‚Die Kraus-Studien‘. [...] Er war reizend zu mir, sprach viel liebes von Dir und liess er mich einen Brief von Dir lesen,

und auch einen von Baron Lembruch [!], in dem er schrieb, dass er sich nach Dir erkundigt hätte.“⁹⁰

Am 2. Mai bezog Fickers Bataillon „eine neue Stellung in der Feuerlinie“, die „zwar wunderschön gelegen“ war, aber „bei weitem ungemütlicher als alle früheren“, denn die schwere Artillerie der Italiener, die bei Nacht häufig zum Einsatz kam, hatte seit ein paar Tagen diesen Frontabschnitt „heftig unter Feuer genommen“. Ficker oblag zu diesem Zeitpunkt die Munitionsverwaltung, ein Dienst, der ihm zwar gar nicht lag, ihm aber den Vorteil verschaffte, dass er „so gut wie gar nicht“ exponiert war. Bezüglich seiner Eignung für diesen Dienst kommentierte er ironisch in einem Brief an Cissi: „Du kennst meine Vorliebe für Zahlen, Rechnen und Entziffern von Formularen und Tabellen, auch weißt Du, wie praktisch ich in allem veranlagt bin. Du kannst Dir daher meine gelinde Verzweiflung vorstellen, als ich diesen Dienst nun ganz unvorbereitet übernehmen sollte.“⁹¹

Am 4. Mai schrieb er seiner Frau: „Gestern abend haben wir übrigens wieder 5 Granaten herüber bekommen und nachts gab es Alarm, da sich feindliche Patrouillen bis an die Drahtverhaue angeschlichen hatten; kaum hatte ich meinen Platz beim Munitions-Magazin eingenommen, hieß es wieder einrücken, da die Gefahr inzwischen beseitigt war. [...] Wie es mit der beabsichtigten O[ffensive]. steht, darüber sind wir hier neuerdings ganz im Ungewissen.“⁹² Dies verwundert nicht, da die Offensive bereits für Ende März angesetzt war,⁹³ aber aus verschiedenen Gründen immer wieder verschoben wurde. Neben seiner Tätigkeit bei der Munitionsverwaltung wurde Ficker aber auch immer wieder als Reserve-Zugskommandant in zweiter Linie eingesetzt.⁹⁴ Zu seinen Aufgaben gehörte dann „Inspektionsdienst in den Schützengräben“.⁹⁵

Auf der Rückreise aus der Schweiz erkundigte sich Kraus am 9. Mai bei Cissi telefonisch nach Fickers Befinden und fragte an, ob es gute Nachrichten von ihm gäbe.⁹⁶ Am 10. Mai schrieb Ficker: „Die Lage ist hier unverändert; vielleicht dass die nächsten Tage schwerere Ereignisse bringen, man kann nie wissen. [...] Keine Nacht fast vergeht mehr ohne Verlust.“⁹⁷ Carl Dallago, beunruhigt vom „ganzen Ernst“ von Fickers Lage, hoffte, „daß wir beide in unser Schaffen u. Wirken noch hineinlegen können, was uns der Krieg noch besser eröffnet hat.“⁹⁸

Die militärische Lage an der Südwestfront war im Frühjahr 1916 dadurch charakterisiert, dass die Südtiroler Frontabschnitte für das k.u.k. Oberkommando verstärkt ins Zentrum des Interesses rückten. Die Vorstellung von einer Offensive über die südliche Flanke der Front begann immer deutlichere Züge anzunehmen, da die „Hauptmacht der Italiener am Isonzo und an der Kärntner Grenze gebunden war und ein weit ausholender Vormarsch in den Rücken der Italiener die Masse ihres Heeres in Julisch-Venezien einschließen würde.“⁹⁹ Der österreichische Generalstabschef Conrad von Hötzendorf hatte im Sinn, durch einen massierten Offensiv-Vorstoß über Südtirol in die venezianische Tiefebene jene italienischen Verbände einzukesseln, die im Isonzo-Gebiet eingesetzt waren, und damit eine Entscheidung herbeizuführen, da anzunehmen war, dass Italien nach einer solchen Operation zur Kapitulation gedrängt werden würde.¹⁰⁰ Dazu wurden auf österreichischer Seite zwei Armeen aufgeboten; der Hauptstoß war von der 11. Armee unter Generaloberst Viktor Dankl von Krásnik zu führen, die 3. Armee unter Generaloberst

Hermann Kövess von Kövesshaza sollte als Verstärkung bereitgestellt sein. Die 11. Armee gliederte sich in drei Korps zu je zwei bis drei Infanterie-Truppendivisionen; sämtliche Kaiserjägerregimenter, so auch das 2., in dem Ficker Dienst versah, waren der 8. Division des XX. Korps unter der Führung des Thronfolgers Erzherzog Franz Karl zugeteilt.

Diese Offensive, von der k.u.k. militärischen Führung auch als „Strafexpedition“¹⁰¹ titulierte, stand allerdings von Beginn an unter keinem guten Stern. Die Planung geschah im Hauptquartier des Armeeeoberkommandos im hunderte Kilometer entfernten Teschen, wo die gesamte Offensive am Schreibtisch durchgeplant wurde, weshalb existierende Dispositionen nicht genügend berücksichtigt wurden.¹⁰² Der Aufmarsch gestaltete sich schwierig, da Nachschub, Mannschaften und Gerät praktisch nur über das Südtiroler Etschtal an die Front gebracht werden konnten. Zudem verzögerte das schlechte Wetter die Operation, sodass der geplante Überraschungseffekt nicht zum Tragen kommen konnte. Letztlich verweigerte auch der deutsche Generalstabschef Erich von Falkenhayn – zum einen wegen der eingetretenen Verzögerungen, zum anderen, weil er, ohne den Bündnispartner darüber in Kenntnis zu setzen, an der Westfront bei Verdun selbst einen Großangriff plante – Conrad von Hötzendorf die Unterstützung, weswegen der Vorstoß im Alleingang gewagt werden musste.¹⁰³ Auf Seiten der Italiener hatte Generalstabschef Marschall Luigi Cadorna zunächst „an einen frontalen Durchbruch nicht glauben wollen“,¹⁰⁴ letztlich wurden aber, weil der österreichisch-ungarische Aufmarsch nicht unbemerkt geblieben war, doch Infanterie- und Artillerieeinheiten bereitgestellt, sodass den 117 Bataillonen der Angreifer 113 italienische Bataillone gegenüberstanden, zu deren Unterstützung eine nur geringfügig kleinere Zahl an Geschützen als auf österreichischer Seite bereitstand.¹⁰⁵

Doch nicht nur die Soldaten an der Front, sondern auch die Bevölkerung im Hinterland befand sich Anfang Mai in der Erwartungshaltung, dass eine Offensive der Mittelmächte kurz bevor stand; Cissi äußerte ihre Bedenken und jene ihres Umfeldes diesbezüglich in einem Brief an ihren Mann: „Der Kraus war sehr besorgt um Dich. Ich auch, denn jetzt wird die Offensive kommen. Ich kann nicht daran denken.“¹⁰⁶

Die Offensive setzte am 15. Mai um 6 Uhr früh mit einem mehrstündigen Artilleriefeuer an der gesamten Frontbreite ein; allein im 6 Kilometer breiten Frontabschnitt des XX. Korps war die „Feuerkraft der mehr als 400 eingesetzten Geschütze [...] vernichtend, die italienischen Stellungen wurden nahezu eingegeben.“¹⁰⁷ Die Kriegspresse im Hinterland fand zwar heroisierende Worte, um den Beginn des Großangriffs zu beschreiben;¹⁰⁸ Cissi wusste aber solche Nachrichten zu interpretieren. Sie hatte am 16. Mai in der Zeitung „von den Vorstößen in Südtirol“ gelesen und war deshalb in Sorge, dass auch ihr Mann an vorderster Front kämpfen musste: „Ich bin so unruhig – so verzweifelt, denn alles mit Süd-Tirol ist jetzt abgesperrt, so jetzt wird eine lange, lange Pause ohne Nachrichten kommen.“¹⁰⁹ Unmittelbar zu Beginn der Offensive war Ficker leicht verletzt worden, durch eine krepierende Granate war, wie er schrieb, ein faustgroßer Stein an den linken Fuß unterhalb des Knöchels geschleudert worden, so dass er „ein Weilchen nicht mehr gehen“ konnte. Er berichtete seiner Frau von der Artillerievorbereitung und dem furchtbaren Trommelfeuer vor dem Sturmangriff, wobei er „hinten beim Bataillonskommandant“ verbleiben konnte und erst „in die Schwarmlinie“ käme, wenn er dort „als Zugskommandant benötigt“ würde. Obwohl das 2. Regiment in der Coe-Stellung für das Gefecht bereitstand, wurde das VI. Bataillon am ersten Tag der

Offensive noch in Warteposition gehalten,¹¹⁰ „weil die Mitte der 8. ITD [Infanteriedivision] (3. Regiment) zunächst die Costa d'Agra (1820 m) in Besitz nehmen musste.“¹¹¹

Ficker schied sich in seinen Briefen über Details der Offensive weitgehend aus. Für den 16. Mai vermerkte er lediglich: „Unsere Bataillone haben im ersten Ansturm gleich die erste und zweite feindliche Linie genommen und bis jetzt an die 2000 Gefangenen (?) gemacht.“¹¹² Hier kann der Gefechtsbericht des VI. Bataillons vom 16. Mai den Verlauf der Kämpfe näher erhellen. Die Aufgabe der Einheit bestand darin, den Monte Maronia zu erobern: „Die Vorrückung erfolgte im Walde des Maronia-Hanges in anfänglicher Frontbreite von 250x, die sich sukzessive auf 1000x verbreiterte. Daher wurde die 21. Kp. aus der Reserve zwischen 22. u. 24. Kp. eingesetzt. Die 23. blieb den ganzen Tag Baons-Reserve.“¹¹³ An diesem Tag war also auch Ficker in den vorderen Kampflinien. Es wird anhand des Gefechtsberichts aber deutlich, dass zwei Faktoren dazu führten, dass die Einheit kaum Verluste zu beklagen hatte. Zum einen schwächte die österreichisch-ungarische Artillerie, die auch am 16. Mai ebenso wirkungsvoll¹¹⁴ und todbringend die italienischen Stellungen angriff, die Kampfkraft der Italiener nachhaltig. Zum anderen wurde die Hauptkampflast des VI. Bataillons an diesem Tag nicht von der 21., sondern von der 22. Kompanie bestritten, die neben dem eigentlichen Ziel des Maronia-Rückens auch eine weitere, von der eigenen Aufklärung zunächst unbemerkt gebliebene italienische Infanteriestellung erfolgreich bekämpfen und zwei feindliche Artilleriegeschütze erobern konnte.¹¹⁵ Der Infanterieangriff setzte nach der Artillerievorbereitung und dem Vernichtungsfeuer um 10:30 Uhr ein und es dauerte lediglich 50 Minuten, bis sich die italienischen Einheiten ergaben und die Maronia-Stellung erobert war.¹¹⁶ Ficker schätzte, dass bei dieser Aktion in etwa 2000 Gefangene gemacht wurden; eine Zahl, die der Gefechtsbericht nicht in vollem Umfang bestätigt. Dort heißt es, die Italiener seien von der Wucht des Angriffs dermaßen überrascht gewesen, dass der Gegner, „wie aus der zurückgelassenen Unordnung ersichtlich ist, kopflos flüchtete und zahllose Gefangene zurückließ, sodaß das Baon im Ganzen ungefähr 1200 Gefangene, darunter 1 Major und mehrere Offize einlieferte.“¹¹⁷ Der Angriff war für das Bataillon in operativer Hinsicht tatsächlich ein Erfolg, denn es wurden neben den Gefangenen auch große Mengen an Waffen und Material erbeutet, darunter „4 Geschütze, 7 M.G., 1 Minenwerfer“¹¹⁸

Am 17. Mai bestand die Aufgabe des VI. Bataillon darin, zusammen mit dem III. Bataillon den Monte Gusella (1558 m) zu erobern und die Stellung zu halten. Dieser Fronteinsatz setzte Ficker vor allem psychisch stark zu (wenngleich er auch „als Reserve-Zugskommandant Gott sei Dank nicht ganz im vordersten Treffen stehen musste“¹¹⁹), denn es kam während der Erstürmung gegen 16 Uhr¹²⁰ auf dem Grat zu blutigen Nahkämpfen. Zudem feuerte die italienische Artillerie, ungeachtet der eigenen Einheiten, weiterhin auf den Berg, um die Angreifer zurückzudrängen. Fickers Kompanie rückte an diesem Tag zunächst über ein steiles Schneefeld vor, um dann im Kampf um den Gipfel in schwierige Kämpfe zu geraten, denn das unwegsame Terrain ließ nur zu, „daß an dem nur mehrere Mann breiten Grat besonders tüchtige Handgranatenwerfer vorausgingen, denen von den rückwärts Nachfolgenden durch Weitergeben die Handgranaten unausgesetzt nachgereicht wurden.“¹²¹ Es dauerte schließlich bis Mitternacht zum 18. Mai, bis auch der Grenzübergang zum Monte Gusella von den k.u.k.-Truppen endgültig eingenommen werden konnte.

Am 19. Mai fasste Ficker die bisherigen Kämpfe zusammen: „das Bataillon, speziell unsere Kompanie, hat sich hervorragend ausgezeichnet.“¹²² Nach einer „zweitägigen Gratwanderung an schrecklichen Steilabhängen hin“, die ihn, weil nicht schwindelfrei, mehr angestrengt hatte als die vorhergehenden Gefechtstage, war Ficker am 22. Mai „völlig erschöpft und abgespannt“. Die Offensive verlor zunehmend an Geschwindigkeit, das hohe Anfangstempo konnte nicht durchgehalten werden, da das Armeeeoberkommando befohlen hatte, die Mannschaften zu schonen und die Verluste gering zu halten, und da die schwere Artillerie im unwegsamen Gelände nicht so schnell verlegt werden konnte. Ficker resümierte in diesem Sinne: „Zum Glück können wir nun anscheinend hier auf der Kuppe, die ich mit meinem Zug besetzt halte, einige Tage rasten. [...] Es kommt einem nachträglich alles auch nur ganz traumhaft vor.“¹²³

Während Cissi aufgrund der Zeitungsberichte der Meinung war, dass sich ihr Mann „sicher wieder im Gefecht“ befand,¹²⁴ hielt Ficker am 25. Mai in einem Brief an seine Frau fest, dass seine Kompanie „in Ruhestellung gegangen“ sei, denn sie sei bis jetzt mehr in Anspruch genommen worden „als die übrigen 3 Komp. des Baons“: „Wir ersten Sturmtruppen hatten es insoferne besonders schwer, da wir uns auf den Höhen, auf schmalen, meist tief abstürzenden Felsgraten von Berg zu Berg den Weg bahnen und uns nach allen Seiten sichern mussten, während die nun nachfolgenden Bataillone schon ein gutes Stück im Tal marschieren können.“¹²⁵

Erst nach einer Woche erhielt Cissi Fickers Karten vom 16. und 18. Mai; ihr Antwortbrief enthält einen Hinweis auf Fickers veränderte Tätigkeit innerhalb der Kompanie: „Ich ahnte ja das Du in dem ersten Sturm warst, und wie dankte ich nicht Gott, wie ich Deine Zeilen las! Bist Du jetzt nicht länger bei der Munitionsverwaltung?“¹²⁶ Am 27. Mai schrieb sie, nachdem sie Fickers Brief mit dem Bataillons-Kommando-Befehl vom 22. d. M. erhalten hatte und über die großen Verluste informiert war, an ihren Mann: „Gott, Ludwig, habt Ihr es schwer gehabt! Wir können uns ja kaum davon eine Vorstellung machen! [...] Ist alles grauenhaft!“¹²⁷ Ab 28. Mai hatte Ficker seit Beginn der Offensive „nun wieder zum Schlafen ein Dach über dem Kopf“. Seine Kompanie war in einem italienischen Dorf einquartiert, „das in deutscher Übersetzung ganz gut ‚Mühlau‘ heißen könnte“, so schrieb er an Cissi.¹²⁸ Seit 31. Mai war Fickers Regiment zwar „wieder in heftige und sehr erbitterte Kämpfe um die letzten feindlichen Höhenstellungen verwickelt“,¹²⁹ allerdings kam diese Aufgabe dem III. und IV. Bataillon zu; das V. und VI. Bataillon „waren Brigadereserve in Molino und wurden im Laufe des Vormittags bis hinter den Sellarücken vorgezogen.“¹³⁰

Zu diesem Zeitpunkt war die Frühjahrsoffensive bereits merklich verlangsamt bzw. in vielen Abschnitten zum Stillstand gekommen. Dadurch, dass die beiden eingesetzten österreichisch-ungarischen Armeen auf höchsten Befehl hin versucht hatten, vor allem die Bergrücken und Höhenstellungen einzunehmen und zu halten, anstatt die Täler für einen schnellen Vorstoß zu nützen, wurden zwar die Zahl der Toten und Verwundeten in den eigenen Reihen gering gehalten, für die Offensive ging aber viel Zeit verloren.¹³¹ Aus diesem Grund war keine der strategisch wichtigen Straßen eingenommen und damit der beabsichtigte Vorstoß in die venezianische Tiefebene nicht zustande gekommen. Am 4. Juni startete die russische Armee an der Ostfront zudem die nach dem kommandierenden

General benannte Brussilow-Offensive; zur Abwehr dieser Angriffe musste ein Großteil der an der Südfront zum Einsatz gekommenen Infanteriedivisionen wieder in den Osten verlegt werden. Trotz erbitterter Kämpfe und obwohl die Operation noch bis 17. Juni andauerte, zeichnete sich an der Südwestfront bereits nach drei Wochen ab, dass die österreichisch-ungarische Offensive als gescheitert angesehen werden musste.

Juni

Am 1. Juni kam Fickers Tochter Gudula (Ulla) zur Welt. Am 2. Juni wurde der Sanitätsmann Josef Unterkofler, Fickers Bursche nach Holzners Abgang, verwundet. Ficker, der sich seit Beginn der Offensive „viel ruhiger und zuversichtlicher als früher“ fühlte, sollte mit seinem Zug seiner Vermutung nach am Monte Spin eingesetzt werden, wie er seiner Frau mitteilte: „heute nacht komm' ich mit meinem Zug ins Gefecht; hoffentlich habe ich Glück. Leider ist keine Aussicht, dass diese Kämpfe schon in den nächsten Tagen entschieden werden; denn der feindliche Widerstand ist hier äusserst stark und schwer zu brechen.“¹³² Zu diesem Gefechtseinsatz kam es aber nicht, da die 21. und 22. Kompanie auf dem Sella-Rücken als Regimentsreserve stationiert blieben.¹³³

Ficker war, wie er am 8. Juni schrieb, „noch in keiner Weise entmutigt“;¹³⁴ dennoch empfand er es nach den schweren Kämpfen im Mai, im Gegensatz zu seiner Einschätzung im Winter und Frühjahr, „auf die Dauer doch sehr aufreibend, dieses Leben im Felde. Gebe Gott, dass bald eine Wendung eintritt [...]. Ich empfände es wirklich als eine Erlösung, wenn unser Regiment in absehbarer Zeit in Reserve käme; vielleicht erhielte ich dann doch einen kleinen Urlaub.“¹³⁵

Cissi war am 5. Juni sehr beunruhigt, nachdem sie in der Zeitung „von schweren Kämpfen zwischen Schleggen und Arsiero“ gelesen hatte: „denn Du bist auch sicher mitten darunter [...]. Ich habe nur wie immer einen Gedanken: Es kann, es darf Dich nichts geschehen. Du muss [!] zu uns wiederkehren!“¹³⁶ Am 12. Juni wurde Ficker „für tapferes Verhalten vor dem Feinde“ zum Kadetten befördert.¹³⁷ Cissi freute sich darüber: „Denn in allen Beziehungen hast Du es wohl so besser!“¹³⁸ Sie hoffte, dass Ficker trotz „Truppenverschiebungen wegen Russland“ nicht im Kampfe wäre.¹³⁹

Am 16. Juni berichtete Ficker, nachdem ein Monat ohne Ablösung vergangen war, auch Karl Kraus von den „Strapazen und Entbehrungen der letzten Wochen“ im Felde, die ihn so erschöpft hätten: „auch bin ich bedeckt mit Schorf und schwärendem Ausschlag“.¹⁴⁰ Er legte dem Brief einen Erlass aus den ersten Tagen der Offensive bei, den er ihm schon früher einmal hätte schicken wollen, worauf sich Kraus in der *Fackel* in der Glosse *Ein starker und ein schwacher Esser* bezog.¹⁴¹ Seiner Frau teilte Ficker mit, dass Oberleutnant Franz Richter, sein Kompanie-Kommandant, am 18. Juni durch eine Wurfmine getötet worden sei, ein Umstand, der wiederum an der angeschlagenen Psyche Fickers zehrte: „das hat mir vollends den Rest gegeben, denn ich hatte ihn im Feld ausserordentlich schätzen gelernt.“¹⁴² Am selben Tag befand er sich abends „infolge allgemeiner Erschöpfung“ auf dem Bataillons-Hilfsplatz.¹⁴³ Cissi erhielt erst am 23. Juni die Nachricht von ihrem Mann: „Ich habe diese

Letzten Tage gefühlt, dass es Dir nicht gut war, und habe ich die letzten Nächte nur von Dir geträumt, Träume, die mich unruhig machten. Der Tod von Oberleutnant Richter hat mich thief erschüttert! Es ist ja alles so schwer, so schwer! Glaubst Du nicht, dass Du irgendwie Urlaub bekommen konntest?“¹⁴⁴

Sie berichtete am 27. Juni, dass sie in der Zeitung gelesen hatte, dass ein „Rückgang“ an der Front stattgefunden habe und „die Italiener zurückgeschlagen sind.“¹⁴⁵ Erleichtert erfuhr sie, dass es ihrem Mann „besser geht“, ihre Hoffnung auf Urlaubsgenehmigung wurde allerdings nicht erfüllt.¹⁴⁶ Ficker blieb „kaum eine Woche“ am Hilfsplatz und rückte am 25. Juni wieder zur Kompanie ein, obwohl ihn – vor allem nach länger andauerndem Artilleriefeuer – seine Beine „kaum mehr tragen“ wollten und er allabendlich von Schüttelfrösten heimgesucht wurde: „Jetzt ist ja alles so furchtbar erschwert, und man muss schon halb tot sein, ehe man Aussicht hat, ins Hinterland zu kommen.“¹⁴⁷ Nachdem sein Truppenkörper sich vom Feind „ganz unbemerkt losgelöst und eine rückwärtige Stellung bezogen hat“, gab er sich der Hoffnung hin, dass sein Bataillon „nach sieben Wochen nun endlich einmal eine Ruhestellung beziehen“ könne: „Die letzten drei Wochen, die wir an den Steilhängen des Monte Spin verbracht haben – erst weiter unten im Kreuzfeuer der feindlichen Artillerie und dann oben wehrlos den furchtbaren Wurfminen preisgegeben –, sind eben doch das Schrecklichste gewesen, das wir bisher mitmachen mussten.“¹⁴⁸

Als Nachfolger für Leutnant Josef Dittrich, den Ficker über Kurt Lechner schon aus Zeit der Ausbildung in Brixen kannte, hatte Fickers Kompanie „einen aktiveren Offizier als Komp.Komdt. bekommen: Oblt. Leide“.¹⁴⁹ Fickers psychischer Zustand war bedenklich: „Es geht mir augenblicklich nicht so schlecht, aber meine Nerven haben doch so viel Widerstandskraft eingebüßt, dass ich mich nach einer Artilleriebeschießung oft kaum mehr auf den Beinen zu halten vermag.“¹⁵⁰ Zu diesem Zeitpunkt war Cissi „wieder einmal ohne Nachricht“ von ihrem Mann: „Aber wegen Truppenverschiebungen wird wohl die Post jetzt wieder langsam gehen.“¹⁵¹

Juli

Am 2. Juli hoffte Cissi, dass es ihrem Mann „besser geht“ und er doch Urlaub bekommen würde, zumal er „bereits heute 6 Monathe im Felde“ war. Tags zuvor hatte sie von einem Bekannten erfahren, „dass die Kaiserjäger wahrscheinlich nach Galizien kommen werden, so dass ich heute Nacht vor lauter Unruhe fast nicht geschlafen habe.“¹⁵² Am 4. Juli fragte sie in Unkenntnis über seinen Aufenthaltsort, „da die ganze Front unten ja verändert worden ist“, ob sich sein Bataillon „in Reservstellung“¹⁵³ befände.

Am 6. Juli klagte Ficker, dessen Bataillon mittlerweile „in Ruhe und ohne jeden Verlust“ eine neue Stellung mit dem „Vorteil einer weit überhöhten Lage“ bezogen hatte, über „rheumatische Schmerzen in den Beinen“, woraus auch Schlafprobleme resultierten. Er hatte vor, ein Urlaubsgesuch einzubringen, da „jetzt Urlaube an Offiziere und, wie ich hoffe, auch an Offiziersanwärter bewilligt“ wurden. Letztlich hielt er es aber für „doch sehr zweifelhaft“, dass der Urlaub genehmigt werden würde, da er im Winter drei Wochen krank

zurück im Etappengebiet gewesen war, während laut Dienstvorschrift das Erfordernis bestand, „dass man durch 6 Monate ununterbrochen im Feld“ gedient hatte.¹⁵⁴

Zwei Tage später, nach wie vor in Kampfstellung, bezeichnete Ficker die italienische Gegenoffensive als „nicht so schrecklich wie sie Cadorna an die Wand malt.“¹⁵⁵ Am 10. Juli fand die Taufe von Gudula statt, Ficker war nicht anwesend, wie aus einem Schreiben an Cissi hervorgeht: „Wie gerne wäre ich dabei gewesen!“¹⁵⁶ Am 18. Juli schrieb er: „Mein Urlaub ist bewilligt worden. Nur wann ich ihn antreten kann, ist unbestimmt. Vielleicht noch im Juli, vielleicht erst im August.“¹⁵⁷ Cissi war verzagt, nachdem sie in den Zeitungen vom „Rückzuge und [von] Kämpfen mit den Italienern“ gelesen hatte.¹⁵⁸ Sie hoffte, dass ihr Mann zumindest im September Urlaub bekommen würde: „12 September ist gerade 6 Monate nach Deiner Lungenentzündung.“¹⁵⁹ Indessen wartete Ficker Tag auf Tag „hart“ auf die Marsch-Order. Er laborierte „an einem heftigen Darmkatarrh.“¹⁶⁰ Am 19. Juli schickte Cissi kopierte Briefe ihres Mannes an Karl Kraus.¹⁶¹ Sie war am 20. Juli der Auffassung, dass ihr Mann wahrscheinlich in den nächsten Tagen zu erwarten wäre.¹⁶² Am selben Tag wurde Ficker aber „unverhofft“ zum Bataillonskommando abkommandiert und musste „bis auf weiteres die Agenden des beurlaubten Bataillons-Adjutanten übernehmen.“¹⁶³ Es blieb somit ungewiss, wann er seinen seit 14. Juli bewilligten vierzehntägigen Urlaub¹⁶⁴ antreten würde; er hoffte dennoch, „so um den 5. Aug.“ heimzukehren.¹⁶⁵

Am 24. Juli äußerte er Cissi gegenüber, dass er „dieser Tage vom Baons-Stab zur Komp. zurückzukehren“ gedenke, da der erkrankte Stellvertreter des Adjutanten, für den er einspringen hätte sollen, unverhofft wieder genesen war. Ihm schien, als ob seine „äußere wie innere Widerstandskraft im Felde im Schwinden begriffen“ wäre, besonders seit Oberleutnant Richter tot war, „der uns ein so trefflicher Führer war.“¹⁶⁶ Am 26. Juli vermutete er, dass seine Kompanie bald weiter vorne neue Stellungen beziehen werde. Ficker musste laut Eigenaussage in einem Unterstand hausen, so klein, dass er „nicht einmal die Füße“ ausstrecken konnte. Oberleutnant Lechner war zu Fickers Bataillon gekommen und befehligte jene Nachbarkompanie, mit der kürzlich die Stellung getauscht worden war: „Es scheint doch, dass wir von dieser Front in absehbarer Zeit nicht abgezogen werden, worüber ich recht froh wäre.“¹⁶⁷

Am 27. Juli schloss Ficker, seit zwei Tagen wieder bei der Kompanie, indirekt aus gewissen Indizien, dass Kraus versucht hatte, ihm durch Beziehungen zu Militärkreisen seine Lage zu erleichtern.¹⁶⁸ Am 23. Juli hatte Cissi in Mühlau Besuch erhalten – von Alma von Máriássy, einer Freundin von Sidonie von Náderný. Kraus, in Sorge um Ficker, versuchte über von Máriássy zu erreichen, dass Ficker in Innsbruck Beschäftigung bekommen sollte: „Ich rieth ihr fast ab, denn er kann ja nichts machen, da Du ja zum 2 Rgte v. T. K. J. gehörst.“¹⁶⁹ Ficker, davon unterrichtet, war vom Besuch der mit Baronin Náderný „befreundeten Dame“ überrascht: „Um so mehr, da eben vorhin vom Regiments-Kommando ein Dienststück in die Kompagnie gelangte mit der Aufforderung, sofort meine Daten schriftlich zu erheben und sie ans Landesbezirks-Kommando Innsbruck weiterzuleiten.“ In seinem Frontabschnitt herrschte seit einigen Tagen Ruhe, „nachdem die Italiener im Feuer unserer flankierenden Höhenstellungen schwerste Verluste erlitten und ihre Linie zurücknehmen mußten“.¹⁷⁰

Am 29. Juli hielt er, so stark unter Rheumatismus leidend, dass er „mitunter – besonders bei Regenwetter – kaum mehr gehen, stehen und liegen kann“, resigniert fest: „Mit meinem Urlaub wird es vorläufig nichts sein, da unser Fähnrich den seinen (nach Galizien), obwohl er später eingereicht hatte und der meine längst bewilligt ist, früher antreten konnte. Er [...] dürfte nicht vor Ende August zurückkehren. In der Zwischenzeit ist aber keiner von uns anderen Zugskommandanten entbehrlich.“¹⁷¹ Cissi hoffte indes auf ein Zusammentreffen ihres Mannes mit Dallago, der „auch jetzt versuchen [wird] in Urlaub zu kommen“.¹⁷²

August

Anfang August kam es nach wochenlangem Zuwarten doch noch zu Fickers Urlaub in Innsbruck. Röck traf Ficker am 1. August „am Bahnhof“, am 2. „im C.[afé] Max“. Sie sprachen über Bruno Sanders neues Buch *Trübungen im schönen Lande*, dessen Gedichte Röck am 18. August „mit ja und nein“ versah.¹⁷³ Wie Kraus Cissi telegrafisch schon am 24. Juli angekündigt hatte, war er in den ersten Augusttagen in Innsbruck.¹⁷⁴ Kraus traf sich mit Ficker, wie eine gemeinsame Grußkarte an Karl Nádherný belegt.¹⁷⁵ Auch Dallago war froh, Ficker „wiederum unversehrt“ bei seiner Familie zu wissen.¹⁷⁶ Am 18. August endete der Urlaub; Cissi schrieb im Rückblick an ihren Mann: „Es ist nur fast wie ein Traum, dass Du zu Hause gewesen bist! Die Zeit ist ja so unglaublich rasch vergangen! Hoffentlich hast Du gute Fahrt gehabt.“¹⁷⁷

Am 19. August traf Ficker bei der Kompanie ein, „die allerdings inzwischen Stellung gewechselt hat und nun ganz im Tale liegt“.¹⁷⁸ Am 20. August berichtete er seiner Frau, dass Hauptmann Alois Halhammer, „der auch den Robert Michel kennt, da dieser in der Innsbrucker Kadettenschule seinerzeit sein Lehrer war“, neuer Kompanie-Kommandant sei; er nennt ihn „einen wirklich ausgezeichneten Vorgesetzten“.¹⁷⁹ Am 22. August schrieb Ficker, „dem die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht immer mehr als die problematischste Errungenschaft der Neuzeit erscheint“, an Cissi: „Nach und nach beginne ich mich wieder ein bisschen ‚einzugewöhnen‘, obwohl ich herzlich froh wäre, wenn der Krieg in absehbarer Zeit ein Ende nehmen wollte. Man hält es auf die Dauer doch schwer aus. Immerhin geht es mir augenblicklich recht gut. [...] Unsere Kompagnie liegt jetzt dicht hinter M.[olino]“.¹⁸⁰

Ende August 1916 waren die Gipfel im Fleimstal hart umkämpftes Terrain. Insbesondere der Monte Cauriol wurde vom 23. bis 27. August von zwei Alpini-Bataillonen angegriffen und schließlich erstürmt; die Italiener hatten damit einen wichtigen Geländeabschnitt erobert, denn der Weg ins Fleimstal (und damit ins Etschtal) war ungedeckt. Dieser strategische Vorteil wurde allerdings nicht ausgenützt, es kam zu keinem offensiven Durchstoß seitens der Italiener.¹⁸¹ Als Folge der Besetzung des Cauriol wurden die österreichischen Einheiten in diesem Frontabschnitt verstärkt, Kaiserschützen besetzten nun die benachbarten Gipfel Gardinal, Cima Busa Alta sowie Cima di Canzenagol.¹⁸²

September

Am 1. September berichtete Ficker, von einer heftigen Magen-Darm-Grippe befallen, dass das Bataillon eine neue vorgeschobene Stellung bezogen habe, „die nicht nur sehr unbehaglich, sondern vorderhand auch noch in ganz unfertigem Zustand“ sei: „Die Schützengräben zur Not verteidigungsfähig, aber keine Laufgräben noch, keine Unterstände.“¹⁸³ Cissi las am 2. September „im italienischen Berichte von abgeschlagenen Angriffe nördlich des Posina-Thales“: „Hoffentlich waren sie nicht bei Dir.“¹⁸⁴ Nach dem 4. September sollte es, so Ficker an Cissi, an eine andere Front gehen. Er hoffte, in die Nähe der allerersten Stellung zu kommen und „demnächst wieder durch B[runeck].“¹⁸⁵ Cissi hoffte, dass der neue Standort der Einheit nicht der Col di Lana werden würde: „denn für diesen Punkt habe ich ein furchtbares Schrecken – und hoffentlich kommt ihr nicht weg aus Tirol.“¹⁸⁶ Ficker hatte mit dem Bataillon „eine ziemlich angenehme Raststation“ bezogen, ohne zu wissen, an welcher Front er eingesetzt werden würde: „Wir sind noch immer in unserer Raststation und wissen nicht, für welche Front und welche Aktion wir bestimmt sind“,¹⁸⁷ er gab sich aber zuversichtlich, dass es nicht an die Ostfront ginge: „Ich denke, wir bleiben schon in Tirol.“¹⁸⁸ Die Tage verbrachte er, mittlerweile Fähnrich geworden, da die Kadetten-Charge abgeschafft worden war, mit Kurt Lechner, der zum selben Bataillon gekommen war: „darüber bin ich doch froh, auch für den Fall, dass mir etwas zustossen sollte.“¹⁸⁹ Cissi berichtete ihrem Mann am 10. September, dass Kurt Lechners Frau Alwi ihr erzählt hatte, dass Fickers Bataillon in Lechners alte Winterstellung kommen würde, was sie etwas beruhigte.¹⁹⁰ Am 12. September schrieb sie: „Hoffentlich kommt Ihr doch nicht fort von Tirol! Warum solltet Ihr in Reservestellung kommen?!“ Sie setzte Ficker auch von einem Telefonat mit Kraus „Sonntag Abend“ in Kenntnis:

„Er war auf der Durchreise von der Schweiz. [...] Wir verabredeten zusammen das Frühstück am Bahnhof den anderen Tag in der früh [...]. Er ist in einer rührenden Weise um Dich besorgt. Er hat noch keine Zeile von Dir bekommen. Vielleicht schreibst Du ihm doch. In Zürich hat er den Prof. Ray getroffen, der sich sehr nach Dir erkundigte. Wahrscheinlich im November wird er seine Vorlesung hier halten.“¹⁹¹

Anfang September 1916 erging der Befehl zur Verlegung des VI. Bataillons in den Kampfraum der Fassaner Alpen; bis zum 11. September befand es sich in Reservestellung in Serrada. Am 12. September verließ die Einheit Serrada, gelangte nach einem Marsch in strömendem Regen¹⁹² um 11:30 Uhr nach Calliano, wurde dort einwagoniert und nach Neumarkt verbracht, wo die Mannschaften die Baracken beziehen konnten.¹⁹³ Am 13. September erfolgte der Abmarsch nach Carano in die Nähe der Kampfstellungen der 55. Gebirgsbrigade. Am 14. September berichtete Ficker, dass er sich eine Nacht lang in einem Nachbarort von Varena (gemeint war Carano), der Sommerfrische Dallagos, aufgehalten habe. Er schrieb, dass er „noch einen größeren Gebirgsmarsch“ vor sich hätte: „dann sind wir am Ziel, das in den Generalstabsberichten der letzten Zeit wiederholt genannt ist.“¹⁹⁴ Am selben Tag erfolgte abends die Einteilung sowie die Ablösung der Besatzungen: Die

21. Kompanie wurde an der Malga Sadole postiert. Der Eintrag der Kompaniechronologie gibt über die Position der Einheit weiter Aufschluss: „21. Kp. ist beim Gruppenkdo Oberst Hadaszczok. 8^h n. m. geht 1. u. 2. Zug unter Kdo des Ltn. Dittrich in Reservestellung auf Busa alta, 3. u. 4. Zug unter Kdo Hptm. Halhammer auf Sforcella di Sadole. Beide Stellungen werden durch Art. stark beschossen.“¹⁹⁵

Am 16. September schickte Ficker Cissi einen Brief von der Front, wo die Kompanie hinter der 55. Gebirgsbrigade als Divisionsreserve für den Cauriol bereitgestellt war: „Hier finden erbitterte Kämpfe statt, gegenwärtig wohl die erbittertesten an der ganzen Südwestfront. Noch sind wir nicht eingesetzt, es heisst auch, dass dies nur im äussersten Notfall geschehen soll. [...] Von Oberleutnant Lechner bin ich jetzt getrennt, da die einzelnen Kompagnieen unseres Baons hier aufgeteilt wurden.“¹⁹⁶ Cissi hatte indes gehört, dass Lechner auch zu Fickers Frontabschnitt kommen sollte, was sie beruhigte.¹⁹⁷ Tatsächlich war am 16. September nach schwerem Artilleriefeuer ein Durchbruchversuch der Italiener im Kampfraum des Bataillons unternommen worden, der drei Tage andauerte. Am 20. September berichtete Ficker, dass er sich „noch in demselben Gebiet wie zuletzt“ befinde. In einer „steilen Fels- und Trümmerwüste von 2400 m Höhe“ an den Hängen der Cima Busa Alta¹⁹⁸ galt es, so Ficker an Cissi, „eine Schule der Abhärtung durchzumachen, gegen die die bisherigen Strapazen, die mir im Feld beschieden waren, kaum in Betracht kommen.“¹⁹⁹ Cissi hatte von Fickers Schwester Marie Dopsch gehört, dass Ficker sich „2500 m. hoch“ aufhielt: „und sicher habt Ihr sehr, sehr kalt.“²⁰⁰

Am 25. September stand Ficker, wie er verschlüsselt schrieb, „nicht auf dem C-1 [Cauriol] selbst“, sondern nach wie vor auf einem Nachbargipfel, der Cima Busa Alta. Seit 23. September hatte das Bataillon dort italienische Offensivoperationen abzuwehren, die von starkem Artilleriefeuer begleitet wurden: „Gestern und vorgestern hat der Feind täglich rund 3000 Granaten und Shrapnells gegen uns verschossen, dazu noch das dürftige Kampieren in Zelten im Schnee, 2300 m hoch, die Gefährlichkeit des steilen, felsigen Terrains [...]“²⁰¹ Fickers Schilderung von der Beschießung am 25. September wird durch den Kompaniebericht bestätigt: „8^h v. m. setzt das Art. Feuer neuerdings ein, wirkt hauptsächlich gegen Busa alta-Scharte, deren Steinmauer fast vollständig niedergelegt wird. Das Feuer hält fast ohne Unterbrechung in unverminderter Härte – man zählt wie am Vortage rund 3000 Granaten und Schrapnells – bis 6^h n. m. an. 11 Mann des 2. Zuges lösen 10^h 30 v. m. den 3. Zug ab, der Rest des 2. Zuges folgt 7^h 30 n. m. zur weiteren Verstärkung auf den Cancenagol.“²⁰² Am folgenden Tag verlief der Angriff bereits mit verminderter Heftigkeit, die italienische Artillerie feuerte nur mehr in „sehr mäßigem Tempo“.²⁰³ Nach einem letzten italienischen Vorstoß am 27. September trat eine „Erschöpfungspause“²⁰⁴ ein.

In einem Brief an Cissi, die beunruhigt ist, weil sie in der Zeitung „vom blutigen Nahkampf in den Fasanenalpen [!]“²⁰⁵ gelesen hatte, bestätigte Ficker am 29. September die Befürchtungen seiner Frau: „Die Kämpfe, von denen Du in der Zeitung gelesen hast, fanden und finden tatsächlich in unserem Abschnittsraum statt. Fast täglich erfolgen solche Angriffs- und Überraschungsversuche der Italiener und, wie ich Dir ja bereits mitteilte, ist es jetzt die härteste und beschwerlichste Situation, die ich im Krieg durchzumachen hatte.“²⁰⁶ Er berichtete, dass seine Stellung „neulich zwei Tage lang unter Trommelfeuer“ gestanden hatte: „Aber heute ist wieder Ruhe. [...] Im übrigen wären wir froh, von hier

abgelöst zu werden. Aber es scheint, dass wir länger bleiben.“²⁰⁷ Am selben Tag schrieb Kraus an Ficker: „Immer denke ich an Sie.“²⁰⁸

Oktober

Cissi war am 4. Oktober in großer Sorge, nachdem die Zeitungen „wieder von Angriffen in den Fasaneralpen“ berichtet hatten.²⁰⁹ Am selben Tag kündigte Ficker seiner Frau an, dass seine Kompanie in den allernächsten Tagen abgelöst und wieder mit dem Bataillon vereinigt werden sollte.²¹⁰ Diese blieb besorgt, zumal sie in der Zeitung „vom Geschützfeuer an der Fleimsthalfront“ gelesen hatte²¹¹ und noch ohne Nachricht von ihrem Mann war.²¹²

Anstelle der erhofften Ablösung geriet Ficker vom 6. bis 8. Oktober in die schwersten Kämpfe, die er seit seiner Verlegung an die Südwestfront erlebt hatte.²¹³ Im Zuge der Südtiroler Herbstoffensive an der Fleimsthalfront wurde auch das VI. Bataillon wieder aus seiner Reservestellung genommen und in den Kampf um die Busa Alta-Südspitze in die vordersten Linien geworfen. In diesen drei Tagen wirkte insbesondere die Artillerieunterstützung der Italiener stark; den Gefechtsberichten, die den Einsatz der 21. Kompanie nachzeichnen, ist zu entnehmen, dass die Einheit am 7. Oktober ein 12-stündiges Trommelfeuer²¹⁴ über sich ergehen lassen musste: „Von 10 Uhr angefangen die ganze Nacht, und bis nächsten Vormittag ununterbrochenes fdl. Art.Feuer, M.G.Feuer, Minen- und Inf.Feuer auf [die] oberte (!) Spitze, auf Scharte und speziell intensives Sperrfeuer auf Busa-alta-Spitze.“²¹⁵ Trotz des massierten Feuers gelang es der Kompanie am 8. Oktober kurzfristig, die Südspitze der Busa Alta einzunehmen. In der Folge kam es auf dem Grat zu blutigen Nahkämpfen, weil die Italiener die Rückeroberung versuchten:

„Um 8 Uhr 30 Min v.m. Meldung, dass Alpini in grossen Massen die Höhe angehen. Die geschwächte Besatzun[g], welche teilweise die Nacht vom 6. auf 7. im Wachdienst gestanden, teilweise den ganzen 7. Okt. sich auf dem Marsche befand und nun seit 10 Uhr n.m. des 7. bis zum Vormittag des 8. in ununterbrochenem Feuer stand, hielt dem Ansturm der fdl. Infanterie stand, wehrte sich – da Handgranaten bereits verbraucht waren – mit Steinen und hielt noch ca 1 Stunde im Handgemenge und Handgranatenkämpfe aus, bis der Komdt. (Ltn. Dittrich, T.J.R) einsah, dass ein Widerstand nur die sichere Aufreibung der braven Verteidiger sei und sich mit dem Rest bis an den Fuss der Spitze zurückzog.“²¹⁶

Als Fazit vermeldete der kommandierende Hauptmann Halhammer, dass bei den Mannschaften zirka die Hälfte von Ausfällen betroffen sei; eine Zahl, die auch Ficker bestätigt. Von den Ereignissen tief getroffen, schrieb er rückblickend an Cissi: „Ich bin Gott sei Dank noch am Leben und unverwundet. Aber ich habe [...] so entsetzliche Kämpfe mitgemacht, daß unsere Kompanie, die in erster Linie stand, die Hälfte ihres Bestandes eingebüßt hat. Wir sollten einen Felsgipfel, den die Italiener erstürmt hatten, zurückerobern; in der ersten Nacht mißglückte unser Sturmangriff, in der darauffolgenden gelang er, aber am Mittag des

folgenden Tages wurden wir nach einem kurzen, aber entschlossenen Trommelfeuer wieder zurückgeworfen. Darauf wurden wir endlich abgelöst und kommen nun für einige Zeit in Ruhestellung zum Bataillon.“²¹⁷ Am 10. Oktober schilderte er in einer weiteren Karte an seine Frau seine Eindrücke von den zurückliegenden Kämpfen, die von Kraus in der Glosse *Der Krieg*²¹⁸ wörtlich (?) zitiert werden und in denen die Erschütterung Fickers über das Kriegserlebnis zum Ausdruck kommt:

„Wie sehr hat unsere Kompagnie gelitten! Die Armen! Noch ist mein Mantel mit Blut bespritzt. Ich wage ihn gar nicht aufzurollen. Sonst packte mich aufs neue das Entsetzen. An einem schmalen Felsband eng aneinander gekeilt, längs eines schwindelnden Abgrunds krampfhaft angeklammert an ein Drahtseil, haben wir stehend das fürchterliche Trommelfeuer über uns ergehen lassen müssen: Granaten jeden Kalibers, Wurfminen, einen Regen von Handgranaten, und bei dem geringsten Versuch, uns von der Stelle zu bewegen, hat uns Maschinengewehrfeuer den Weg verlegt – und ich lebe noch, ich lebe noch, bin unverwundet dieser Hölle entkommen!“²¹⁹

Nach Erhalt der „Karten von 9–10 Oktober“ schrieb Cissi: „Seit langem habe ich nicht so geweint. [...] Wie glücklich bin ich nicht jetzt, dass Du in Ruhestellung bist!“²²⁰ Am 12. Oktober berichtete sie ihrem Mann, sie hätte gelesen, „dass die Beschiessung im Fleimsthal etwas nachgelassen“ habe.²²¹ Am selben Tag übermittelte sie Kraus in einem Schreiben eine Abschrift der beiden Feldpostkarten Fickers vom 9. und 10. Oktober.²²² Am 13. Oktober, „unterwegs in eine neue Höhenstellung, die der früheren nicht allzu fern ist“, empfahl Ficker seiner Frau den „feindlichen Bericht vom 9. ds.“²²³ zu lesen, denn: „Er gibt in kurzen Worten ein getreues Bild der Kämpfe, an denen unsere Kompagnie – allen voran – beteiligt war. Aber heute erscheint mir all das Grässliche nur mehr wie ein Traum.“²²⁴ Nachdem er kaum zwei Tage in der „neuen, ruhig gelegenen und landschaftlich entzückenden Stellung“ gelegen war, wurde er am 15. Oktober telefonisch zum Bataillons-Kommando berufen, wo er „bis auf weiteres“ zu bleiben hatte, um sich in „die Agenden eines Adjutanten“ bei einem in der Nähe gelegenen Unterabschnitts-Kommando einführen zu lassen. Ficker stand der Sache „vorderhand eher ablehnend gegenüber“, wollte sich aber „hineinfinden“, mit der Hoffnung doch noch zu seiner Stammkompanie zurückkehren zu können, wo er „mehr Erholung und weniger zu tun“ hatte.²²⁵ In der neuen Umgebung fühlte er sich „nicht recht wohl“, wie er am 16. Oktober bekennen musste.²²⁶ Am selben Tag schrieb Cissi: „In der Zeitung habe ich wieder gesehen, dass auf Busa Alta wieder Gegenangriffe waren. Ich habe so eine Angst, dass Du noch dabei warst!“ Sie zitierte ein Telegramm von Kraus vom Vortag, in dem es hieß: „Dankbar, wenn sie dem so wunderbar beschützten edlen Freunde sagen wollten wie sehr ich mit Ihnen an ihn denke. Ich übergab ihm sofort Deinen Gruss. Er hat jetzt am 18n seine Vorlesung in Wien zu der auch Baronin Nadhérny und Frau von Máriássy sein werden.“²²⁷

Am 20. Oktober zweifelte Ficker, ob er beim Bataillons-Kommando verbleiben würde, denn: „die Beschäftigung und die besonderen Anforderungen, denen hier zu genügen ist, machen mich nervöser als der Dienst bei der Truppe.“²²⁸ Vier Tage versah er „vorläu-

fig noch immer beim Baons-, bzw. Gruppenkommando“, das „sehr gut, fast komfortabel“ untergebracht sei, seinen Dienst: „Auch haben wir zum Frühstück und zu jeder Mahlzeit tadelloses Weißbäck. Nur leide ich stark an Schlaflosigkeit.“²²⁹ Cissi freute sich, dass ihr Mann „so gut gepflegt“ war, denn: „Bei uns im Hinterlande ist es ziemlich knapp. Kaum Mehl zu bekommen“.²³⁰

Am 26. Oktober befand sich Ficker am Standort Cazzorghe, wie ein Brief an seinen Burschen Ludwig Müller belegt. Die Frage nach seiner Zuteilung hatte sich inzwischen entschieden: „Es ist bestimmt, daß ich heute mit Herrn Hauptmann Ferrant als Adjutant des Stellungskommandos nach Valsorda abgehe. Meine Hoffnung, zur Kompagnie zurückkehren zu können, ist somit bis auf weiteres vereitelt.“²³¹ Am 29. Oktober schrieb er an Cissi: „Dass ich vorderhand noch nicht Leutnant werde, kann ich nicht ändern, berührt mich auch im Grunde nicht, das kann ich leicht erwarten. [...] Bin neugierig, ob und wie lange ich's in meinem neuen Amt aushalte [...]“.²³²

November

Am neuen Standort schien sich Ficker Anfang November nicht wohl zu fühlen, wie einem Brief Cissis vom 5. November zu entnehmen ist: „und doch bin ich so dankbar, dass Du dort bist.“²³³ Am 5. November erhielt Kraus von Alma von Máriássy die „unangenehm[e] Mittheilung, daß der T. [verm. Alexander Fürst von Thurn und Taxis] dem armen L. v. F. nicht mehr helfen kann [...]“.²³⁴ Am 6. November, annähernd ein Jahr, nachdem das Marschbataillon aus Beneschau in Böhmen in den Kriegseinsatz an die Südwestfront abgezogen worden war, war Ficker am Ende seiner Kräfte. Seinen Posten als Adjutant des Hauptmannes empfand er als Last, dem seine durch die letzten Kämpfe „arg mitgenommenen Nerven nicht mehr gewachsen“ waren. Von Schlaflosigkeit, Herzbeschwerden, einer „auffallende[n] Gedächtnisschwäche“ und einer „Ermüdung des Gehirns“ heimgesucht, musste er „in einer Höhe von 2300 m sitzen und dabei eine Arbeit leisten“ ohne Stundeneinteilung, tagsüber und wenn es sein musste auch nachts: „Wenn sich das nicht ändert, muss ich noch geistig zusammenbrechen.“²³⁵

Nachdem sich Kraus laut Cissi am 10. November telegrafisch nach Ficker erkundigt hatte,²³⁶ schickte Ficker diesem am 12. November aus dem Stellungskommando Val Sorda einen Auszug aus dem offiziellen Kompanie-Tagebuch der 21. Feldkompanie, IV. Zug, des 2. Tiroler Kaiserjäger-Regiments vom 6.–9. Oktober 1916, in dem von den verlustreichen Kämpfen im Raum Cancenagol – Busa Alta an der italienischen Front berichtet wird.²³⁷ Auf einem Brief von Kurt Lechner an Cissi hatte er tags zuvor notiert: „Nur das sollst Du heute schon wissen [...], dass wir nach wie vor in Kampfdebatten schwelgen.“²³⁸

Am 13. November berichtete Ficker seiner Frau, die seit 29. Oktober ohne Nachricht geblieben war, dass er gezwungen gewesen war, sich „durch die wochenlange Schlaflosigkeit und durch die ungewohnte dienstliche Inanspruchnahme“, die mitunter seine Nerven „allzu schwer belastet“ hatte, krank zu melden: „Der Hauptmann, der darin eine demonstrative Absicht wittern mochte, [...] befahl dem Sanitäts-Fähnrich, mich zu untersuchen [...]. Die Diagnose lautete auf Herzerweiterung und hochgradige Nervenstörungen [...]“.²³⁹ Vor der

Abschiebung ins Spital redeten ihm der Bataillonskommandant, Major Felix zur Helle, der zugleich Kampfgruppenkommandant war, und der Hauptmann zu, dass es für seine psychische wie physische Gesundheit zuträglicher wäre, „in der ruhigen Zeit weiter hier heroben im Hochgebirge zu bleiben, als ins Spital und dann zum Kader nach Beneschau und als Zugskommandant neuerdings ins Feld zu kommen.“²⁴⁰ Im Für und Wider der Unterredung erlitt Ficker einen Weinkampf. Er hatte „nicht die geringste Sehnsucht, weder nach dem Spital noch nach dem beschwerlichen Hinterlandsdienst in Beneschau“, und ließ sich, insbesondere weil er auf einen baldigen Urlaub hoffte, überreden, weiter auf seinem Posten zu verbleiben. In längstens zwei Wochen hoffte er, als Adjutant des Majors zur Helle wieder zum Gruppenkommando zu kommen.²⁴¹

Am 25. November meldete er an Cissi die „begründete Aussicht, für Weihnachten Urlaub zu bekommen“ und dass sich für die vakante Stelle eines Bataillonsadjutanten Ersatz gefunden hätte, so dass er vorderhand bei seinem Hauptmann bleiben konnte. Das Kommando lag zu diesem Zeitpunkt „auf einer Sattelstellung 2300m hoch“. Zu beiden Seiten stiegen die Stellungen „bis zu 2600m“ an. Die Verpflegung war „ausgezeichnet“: „mittags und abends sind wir mindestens 10 Herren bei gemeinsamer Tafel in der Offiziersmesse.“²⁴² Ficker bestellte bei seiner Frau ein Silberdöschen mit Gravur für seinen Burschen Ludwig Müller, für dessen Beistand in den letzten Kämpfen.²⁴³ Cissi berichtete am 26. November von einem weiteren Telegramm von Kraus, in dem es heißt: „Bitte geben Sie Herzensgruss, innigsten Dank für Brief vom 12 und thiest Wünsche dem lieben Freund von Kraus.“²⁴⁴

Ende November kam die Ablehnung des Urlaubsansuchens für Weihnachten seitens des Brigadiers – trotz der Befürwortung durch den Major und den Hauptmann.²⁴⁵ Ficker glaubte, „bestenfalls Mitte Februar wieder auf kurze Zeit nachhause [zu] kommen, vorausgesetzt, dass bis dahin der Urlaub nicht schon wieder gesperrt ist.“²⁴⁶ Während die Zugskommandanten laut Ficker „genug Zeit und Gelegenheit zum Skilaufen haben“, vergönnte ihm sein Dienst einerseits nicht die geringste körperliche Bewegung, andererseits fühlte er in der Selbstwahrnehmung sein Gehirn und die Nerven so schwer belastet, dass er befürchten musste, „binnen kurzem geistig völlig zerrüttet zu werden.“ Überdies hatte er Sorge, im Frühjahr doch wieder als Zugskommandant eingeteilt zu werden, zumal die Übernahme des Kommandos durch einen neuen Hauptmann bevorstand.

Dezember

Bis 18. Dezember war Fickers Stellung wegen der starken Schneefälle „durch mehr als 10 Tage fast von jedem Verkehr abgeschnitten“. Auch der Seilaufzug, der den Lebensnerv der Stellung darstellte, funktionierte nicht mehr. Ficker berichtete weiter: „Unsere Baracken verschwanden 5 m tief unter dem Schnee, am 13. Dez. war es so, als befänden wir uns auf einem sinkenden Schiff.“²⁴⁷ Der Winter zeigte sich „von einer fürchterlichen Härte“ und es wurde eine weitere grausame Facette des Hochgebirgskriegs offenbar: „Wir haben durch Lawinen schon mehr Leute verloren als in manchem Gefecht.“²⁴⁸

Am 19. Dezember informierte Cissi ihren Mann vom Tod German Siebenlists, des Geschäftsleiters des Brenner-Verlags: „Heute Abend, als ich in der Wagn. Buchhandlung

war, erfuhr ich dass, Herr Siebenlist gefallen ist.“²⁴⁹ Zur Enttäuschung Cissis und der Kinder musste Ficker Weihnachten im Feld verbringen: „Die Mannschaft war reich mit Liebesgaben bedacht worden und unsere Feier in der Offiziersmesse ist, wie gesagt, auch sehr eindrucksvoll und schön verlaufen.“²⁵⁰ Robert Michel zeigte sich am 25. Dezember beeindruckt über Fickers militärische Laufbahn: „Wer hätte das vor Jahren geglaubt, daß Du Dich in einem künftigen Krieg zum Truppenführer emporarbeiten wirst, und ich in der Etappe stecken bleiben werde.“²⁵¹

Schluss

Fickers Dienstzeit an der Südwestfront war mit Jahresende 1916 noch nicht beendet, allerdings stand er im folgenden Jahr nicht mehr im selben Ausmaß an der Front. Nach der neuerlichen Versetzung nach Beneschau im Frühjahr musste er nur noch zwei Mal für einige Tage die Schrecken des Hochgebirgskrieges erfahren. Anfang Juli 1917 wurde er am Kreuzberg in den Sextener Dolomiten leicht verwundet; ein Schrapnellsplitter hatte ihn am Hinterkopf gestreift. Nach Aufhalten im Militärspital in Wien und in Innsbruck wurde Ficker wieder nach Beneschau verlegt. Am 10. Dezember wurde das 2. Kaiserjägerregiment schließlich in Asiago,²⁵² „einem armseligen Gebirgsnest mit elenden Unterkünften, dabei von Truppen überfüllt (manche Offiziere müssen, um Platz zu finden, zu zweit in einem Bett schlafen)“,²⁵³ stationiert. Ficker erkrankte neuerlich, „nach ein paar schweren asthmatischen Anfällen“ wurde er – angeblich mit Nephritis – Ende Dezember ins Spital nach Mezzolombardo gebracht.²⁵⁴ Dort stellten die Divisionsärzte die Diagnose Bronchial-Asthma und erklärte ihn endgültig für gebirgsdienstuntauglich.²⁵⁵ Anfang 1918 wurde Ficker wieder nach Beneschau versetzt und versah in Folge ab dem Frühjahr bis Kriegsende in der Nähe von Lemberg in einem Heimkehrerlager seinen Dienst, wo er sich um die Repatriierung von aus der Gefangenschaft entlassenen Soldaten zu kümmern hatte. Unter Lebensgefahr zu absolvierende Fronteinsätze wie jene an der Dolomitenfront (und damit weitere unmittelbare Eindrücke des Tötens und Sterbens) blieben ihm hinfort erspart.

Wenn Ficker, wie eingangs erwähnt, gegenüber Karl Emerich Hirt die Behauptung aufstellte, dass die „Gnade der Vorsehung, die mir das Aergste, was einem geistig bewegten Menschen, der zugleich ein Christ ist, im Krieg passieren kann: die Tötung eines Nächsten, der unter demselben Zwange steht wie ich und der mir unter eigener Verantwortung auch nichts zu Leide getan, erspart hat“,²⁵⁶ so mag die Aussage angesichts der repressiven Militärgesetzgebung und der daraus resultierenden rigorosen Verfolgung und Ahndung von Defätismus zunächst beinahe als Kriegsdienstverweigerung erscheinen, insbesondere, weil Ficker betonte, dass er den „durch kein Gebot von aussen her zu beugende[n] Trieb nach ethischer Selbstbehauptung“, das selbst auferlegte Tötungsverbot, „gegebenenfalls auch Vorgesetzten nicht verhehlte“.²⁵⁷ Trotzdem musste Ficker in diesem Zusammenhang eine „Schuld, die nicht zu lösen ist“, eingestehen; offenbar konnte er trotz seiner Verweigerungshaltung nicht verhindern, dass er in seiner Funktion als Offiziersanwärter bzw. als Offizier genötigt war, den ihm anvertrauten Mannschaftssoldaten den Befehl zum Töten zu geben:

„Denn wie könnte ich – im tiefsten überzeugt, dass mit dem Grad der sittlichen Erkenntnis auch das Mass der sittlichen Verpflichtung wächst – wie durfte ich mir einer dumpfer leidenden Kreatur gegenüber diesen sittlichen Vorteil sichern und mich mit dem Bewusstsein trösten, selbst nicht getötet zu haben, da ich es andererseits doch nicht verhindern konnte, dass Leute, die meiner Obhut anvertraut waren und mitunter vielleicht ein rechtschaffeneres Leben geführt hatten als ich, der anbefohlenen Mordpflicht genügen mussten!“²⁵⁸

Die Chronologie der Ereignisse des Jahres 1916 illustriert, dass Ficker die Erfahrung, einen Menschen töten zu müssen, wegen spezifischer Umstände erspart geblieben ist. Zum einen kann der Militärverwaltung ein wesentlicher Einfluss zugeschrieben werden, denn die jeweiligen Kommandierenden hatten den zum Zeitpunkt 36-jährigen Offiziersanwärter immer wieder mit Verwaltungs- und Adjutantenaufgaben bedacht, die ihn weitgehend von der Hauptkampflinie bzw. von den schwersten Gefechten und Nahkämpfen fern hielten; selbst wenn Ficker davon schrieb, dass er sich an der „Front“ aufhalte, musste dies keinesfalls bedeuten, dass er unmittelbar einer Gefährdung von Leib und Leben ausgesetzt war. Zum anderen stellte das Hochgebirgsklima einen für Fickers Gesundheit (er war Asthmatiker) nicht gerade zuträglichen Faktor dar, was sich auch in häufigen krankheitsbedingten Ausfällen bemerkbar machte. Letztlich dürfte auch der Einfluss Kraus' nicht zu unterschätzen sein, der sich schon früh bei Oberstleutnant Lempruch für Ficker eingesetzt hatte und sein möglichstes tat, um dem Freund das Leben an der Front erträglicher zu machen.²⁵⁹

In ähnlicher Weise wie gegenüber Hirt hatte Ficker im Februar 1919 in einem Brief an Martina Wied seine Tätigkeiten im Ersten Weltkrieg umrissen, und ebenso knapp wie eindrücklich fiel sein Urteil aus, wenn er die Erfahrungen, die er während seiner Dienstzeit gemacht hatte, zu reflektieren versuchte: „Damals habe ich das ganze Elend des Krieges noch mit einem letzten Blick umfassen können; ich werde es nie mehr aus dem Auge verlieren. Im übrigen habe ich Glück gehabt – Glück, das mir manchmal fast unheimlich wurde.“²⁶⁰

Anmerkungen

- 1 LF an Karl Emerich Hirt, 16.2.1919. Sig. 41-57-73-2. Falls nicht anders angegeben, finden sich sämtliche nachfolgend zitierten Briefe im Forschungsinstitut Brenner-Archiv (FIBA).
- 2 Ebenda.
- 3 Ficker war am 15.2.1915 in Brixen als Einjährig-Freiwilliger eingerückt und hatte dort seine Offiziersausbildung begonnen; vgl. Tiroler Landesarchiv (im Folgenden kurz: TLA), Landsturm-Evidenzblatt Ludwig von Ficker, Nr. 161/16.
- 4 Anton Graf Bossi-Fedrigotti: Die Kaiserjäger im Ersten Weltkrieg. Graz: Ares 2009, 206.
- 5 Cissi von Ficker an LF, 2.1.1916. Sig. 65(3. Ewh.)-4-1.
- 6 Karl Röck: Tagebuch 1891–1946. Hg. u. erl. von Christine Kofler. 3 Bände. Salzburg 1976 (Brenner-Studien Sonderbände 2-4), Band 1, 260.
- 7 LF an Karl Kraus, 12.1.1916. FIBA, Kopiensammlung Korrespondenz Ludwig von Ficker. Original der Briefe von LF an KK siehe Teilnachlass Karl Kraus, Wienbibliothek im Rathaus. Veröffentlicht in: Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1914–1925. Hg. v. Ignaz Zangerle, Walter Methlagl, Franz Seyr u. Anton Unterkircher. Innsbruck: Haymon 1988 (Brenner-Studien Bd. 8), Band 2, 111.
- 8 LF an Cissi von Ficker, 3.1.1916. Sig. 65(3. Ewh.)-6-6.
- 9 Ebenda.
- 10 LF an Cissi von Ficker, 4.1.1916 (Anm. 8) – Die Verweise auf eine Anmerkung können sich (wie hier) auf die Signatur beziehen.
- 11 Vgl. Ernst Wißhaupt (Bearb.): Die Tiroler Kaiserjäger im Weltkriege 1914–1918. Bd. 2. Wien: Göth 1936, 148.
- 12 LF an Cissi von Ficker, 11.1.1916 (Anm. 8).
- 13 LF an Karl Kraus, 12.1.1916 (Anm. 7).
- 14 Ebenda; vgl. auch LF an Cissi von Ficker, 14. u. 17.1.1916 (Anm. 8).
- 15 LF an Cissi von Ficker, 20.1.1916 (Anm. 8).
- 16 Vgl. K.u.k. 2. Regiment der Tiroler Kaiser-Jäger: Zeitweiser für das Jahr 1919 nebst einem kurzen Auszug aus der Regimentsgeschichte. Bozen: Tyrolia [1918], 98.
- 17 LF an Cissi von Ficker, 21.1.1916. Sig. 41-57-4-4. Vgl. auch Hugo Neugebauer an LF, 23.1.1916. Sig. 41-33-39-5. Vgl. auch LF an Cissi von Ficker, 24.1.1916 (Anm. 8).
- 18 Vgl. Wißhaupt: Kaiserjäger im Weltkriege (Anm. 11), 148.
- 19 „Die 21. Feldkomp. liegt im Lager von Arabba gleich neben der Kirche.“ Bericht über die Tätigkeit des Prov. Offiz. des VI. Baons. Feldpostamt 207 am 4. Februar 1916. TLA, Feldakten Tiroler Kaiserjäger, 2. Regiment, Gruppe II, Karton 16.
- 20 Vgl. Viktor Schlemfil: Col di Lana. Geschichte der Kämpfe um den Dolomitengipfel 1915–1917. Nürnberg: Buchdienst Südtirol-Kienesberger (Nachdruck von 1935) 1983, 19.
- 21 Ebenda, 18-19.
- 22 Ebenda, 20.
- 23 LF an Cissi von Ficker, 21.1.1916 (Anm. 17).
- 24 Cissi von Ficker an LF, 24.1.1916 (Anm. 5).
- 25 LF an Cissi von Ficker, 24.1.1916 (Anm. 8).
- 26 LF an Cissi von Ficker, 27.1.1916. Sig. 41-57-4-5. Veröffentlicht in: Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 7), 111-112.
- 27 Ebenda. An den im Brief unterstrichenen Buchstaben lässt sich ablesen, dass Ficker von der Stellung „Arabba“ spricht.
- 28 Vgl. Bericht über die Tätigkeit des Prov. Offiz. des VI. Baons. Feldpostamt, 207 am 4. Februar 1916. TLA, Feldakten Kaiserjäger (Anm. 19).
- 29 LF an Cissi von Ficker, 27.1.1916 (Anm. 26).
- 30 LF an Cissi von Ficker, 29.1.1916. Sig. 41-57-4-6.
- 31 Cissi von Ficker an LF, 20.1.1916 (Anm. 5).
- 32 Kurt Lechner an Cissi von Ficker, 30.1.1916. Sig. 41-27-47-1.
- 33 LF an Cissi von Ficker, 4.2.1916. Sig. 41-57-5-1.

- 34 Ebenda.
- 35 LF an Cissi von Ficker, 8.2.1916. Sig. 41-57-5-2.
- 36 LF an Cissi von Ficker, 9.2.1916 (Anm. 8).
- 37 LF an Bruno Sander, 9.2.1916. Sig. 41-59-79-2 [= urspr. Beilage zu Brief Ficker an Sander, 9.3.1916. Sig. 41-59-79-3].
- 38 Ebenda.
- 39 Cissi von Ficker an LF, 10.2.1916 (Anm. 5). Das Gerücht stellte sich als Tatsache heraus; vom 17.2.–2.3.1916 wurden die Bataillone III-VI und der Regimentsstab des 2. Kaiserjägerregiments von Corvara nach Trient verlegt; vgl. K.u.k. 2. Regiment der Tiroler Kaiser-Jäger: Zeitweiser (Anm. 16), 98.
- 40 LF an Cissi von Ficker, 13.2.1916. Sig. 41-57-5-3.
- 41 Ebenda.
- 42 Cissi von Ficker an LF, 19.2.1916 (Anm. 5).
- 43 Cissi von Ficker an LF, 20.2.1916 (Anm. 5).
- 44 LF an Karl Kraus, 5.4.1916. Veröffentlicht in: Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 7), 114–116.
- 45 LF an Cissi von Ficker, 21.2.1916 (Anm. 8). Vgl. auch: LF an Cissi von Ficker, 18.2.1916 (Anm. 8).
- 46 LF an Bruno Sander, 9.3.1916 (Anm. 37); auch LF an Karl Kraus, 5.4.1916. Veröffentlicht in: Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 7), 114–116.
- 47 Cissi von Ficker an LF, 27.2.1916 (Anm. 5).
- 48 LF an Bruno Sander, 9.3.1916 (Anm. 37).
- 49 Carl Dallago an Cissi von Ficker, 6.3.1916. Sig. 41-6-53-1.
- 50 LF an Bruno Sander, 9.3.1916 (Anm. 37).
- 51 LF an Robert Michel, 12.3.1916. FIBA, Kopiensammlung Korrespondenz Ludwig von Ficker.
- 52 Ebenda.
- 53 Vgl. LF an Cissi von Ficker, 1.4.1916. Sig. 65(3. Ewh.)-6-7.
- 54 Cissi von Ficker an Karl Kraus, 16.3.1916. Wienbibliothek im Rathaus, HS, H.I.N.162081. Zit. nach Marcel Atze: Cissi von Ficker informiert Karl Kraus über die Fronterlebnisse ihres Mannes Ludwig. In: Marcel Atze/Kyra Waldner (Hg.): „Es ist Frühling und ich lebe noch“. Eine Geschichte des Ersten Weltkrieges in Infinitiven. Von Aufzeichnen bis Zensieren. St. Pölten u.a.: Residenz 2014, 150–155; hier 151f.
- 55 Vgl. Wißhaupt: Kaiserjäger im Weltkriege (Anm. 11), 153.
- 56 Vgl. LF an Cissi von Ficker. 3.4.1916. Sig. 41-57-5-5.
- 57 Vgl. Marco Rech (Hg.): I Tiroler Kaiserjäger sul fronte italiano 1915–1918/Tiroler Kaiserjäger an der italienischen Front. 1915–1918. Seren del Grappa: Ed. DBS 2001, 18; weiters vgl. Wißhaupt: Kaiserjäger im Weltkriege (Anm. 11), 149.
- 58 LF an Cissi von Ficker, 18.3.1916 (Anm. 8).
- 59 Lempruch wurde Rayonskommandeur von Westtirol.
- 60 LF an Cissi von Ficker, 3.4.1916 (Anm. 56).
- 61 Vgl. Eduard von Steinitz/Theodor Brosch von Aarenau: Österreich-Ungarns letzter Krieg, Ergänzungsheft 10: Die Reichsbefestigung Österreich-Ungarns zur Zeit Conrads von Hötzendorf. Wien: Verlag der Militärwissenschaftlichen Mitteilungen 1937, 28.
- 62 LF an Cissi von Ficker, 23.3.1916. Sig. 41-57-5-4.
- 63 LF an Cissi von Ficker, 28.3.1916 (Anm. 53).
- 64 LF an Cissi von Ficker, 1.4.1916 (Anm. 53).
- 65 LF an Cissi von Ficker, 3.4.1916 (Anm. 53). Veröffentlicht in: Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 7), 112–114.
- 66 Ebenda.
- 67 Die von Ficker genannte Zahl von 20 schweren Artilleriegeschützen war korrekt; vgl. Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918. Hg. vom österreichischen Bundesministerium für Landesverteidigung und vom Kriegsarchiv. Vierter Band: Das Kriegsjahr 1916. Erster Teil. Wien 1933, 256; vgl. auch: Christian Haager u.a. (Hg.): Die Tiroler Kaiserjäger. Die Geschichte der Tiroler Eliteregimenter. Gründung – Einsätze – Ausrüstung. Cremona: Persico Ed. 1996, 99: „Im ganzen waren [...] beim XX. Korps 176 leichte, 54 schwere, 20 schwerste Geschütze aufgeboden“.

- 68 Vgl. LF an Cissi von Ficker, 3.4.1916. Sign. 41-57-5-5: „Eine Charge meines Zugs, Unterjäger Fesele aus Innsbruck, fährt heute mit einem kleinen Transport hinaus, um in einigen Tagen wieder zurückzukehren. Ich ergreife die Gelegenheit, um Dir Nachricht zukommen zu lassen“.
- 69 LF an Karl Kraus, 5.4.1916. Veröffentlicht in: Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 7), 114–116.
- 70 Ebenda. Die zitierten Verse stammen aus dem Gedicht *Verwandlung*. In: Karl Kraus: Worte in Versen I. Leipzig: Verlag der Schriften von Karl Kraus 1916, 7.
- 71 LF an Cissi von Ficker, 7.4.1916 (Anm. 53); vgl. auch LF an Cissi von Ficker, 10.4.1916 (Anm. 53).
- 72 Cissi von Ficker an LF, 12.4.1916. Sig. 65 (3. Ewh.) 4-2.
- 73 Gerhard Prassnigger: Hunger in Tirol. In: Klaus Eisterer/Rolf Steininger (Hg.): Tirol und der Erste Weltkrieg. Innsbruck, Wien: StudienVerlag 1995, 179–210, hier 179.
- 74 Manfred Rauchensteiner: Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie. Wien u.a.: Böhlau 2013, 517.
- 75 Ende 1916 belief sich die auf Marken ausgegebene Tagesration in Tirol auf 941 Kalorien; vgl. Oswald Überegger/Matthias Rettenwander: Leben im Krieg. Die Tiroler ‚Heimatfront‘ im Ersten Weltkrieg. Bozen: Athesia 2004, 169.
- 76 Vgl. Prassnigger: Hunger in Tirol (Anm. 73), 179f.
- 77 Cissi von Ficker an LF, 11.4.1916 (Anm. 72).
- 78 Cissi von Ficker an LF, 6.4.1916 (Anm. 72).
- 79 LF an Cissi von Ficker, 13.4.1916 (Anm. 53).
- 80 LF an Cissi von Ficker, 15.4.1916 (Anm. 53).
- 81 LF an Cissi von Ficker, 17.4.1916 (Anm. 53).
- 82 Vgl. Wißhaupt: Kaiserjäger im Weltkriege (Anm. 11), 149; vgl. Bossi-Fedrigotti: Kaiserjäger im Ersten Weltkrieg (Anm. 4), 247.
- 83 Innsbrucker Nachrichten, 19.4.1916, 4.
- 84 LF an Cissi von Ficker, 22.4.1916 (Anm. 53). Veröffentlicht in: Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 7), 116–118.
- 85 Cissi von Ficker an LF, 21.4.1916 (Anm. 72).
- 86 Cissi von Ficker an LF, 23.4.1916 (Anm. 72).
- 87 Cissi von Ficker an LF, 30.4.1916 (Anm. 72).
- 88 Res. Nr. 286 des k.u.k. XX. Korpskommando vom 23.IV.1916; TLA, Feldakten Tiroler Kaiserjäger (Anm. 19).
- 89 Wolfgang Etschmann: Die Südfront 1915–1918. In: Eisterer/Steininger (Hg.): Tirol und der Erste Weltkrieg (Anm. 73), 27–60; hier 31.
- 90 Cissi von Ficker an LF, 2.5.1916. Sig. 65(3. Ewh.)-4-3.
- 91 LF an Cissi von Ficker, 4.5.1916. Sig. 41-57-5-7.
- 92 Ebenda.
- 93 Etschmann: Die Südfront 1915–1918 (Anm. 89), 33.
- 94 LF an Cissi von Ficker, 4.5.1916 (Anm. 91).
- 95 LF an Cissi von Ficker, 7.5.1916 (Anm. 53).
- 96 Cissi von Ficker an LF, 9.5.1916 (Anm. 90).
- 97 LF an Cissi von Ficker, 10.5.1916 (Anm. 53).
- 98 Carl Dallago an LF, 17.5.1916. Sig. 41-6-53-2. Veröffentlicht in: Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 7), 118–119.
- 99 Rauchensteiner: Der Erste Weltkrieg (Anm. 74), 523.
- 100 Vgl. Erwin A. Schmidl: Kriegführung: Die österreichisch-ungarische „Südwestfront“. In: Hermann J. W. Kuprian/Oswald Überegger (Hg.): Katastrophenjahre. Der Erste Weltkrieg und Tirol. Innsbruck: Wagner 2014, 347–366; hier 351.
- 101 Vgl. Gerhard Artl: Die österreichisch-ungarische Südtiroloffensive 1916. Wien: Österr. Bundesverlag 1983, 108.
- 102 Vgl. Rauchensteiner: Der Erste Weltkrieg (Anm. 74), 528ff.
- 103 Vgl. Haager u.a. (Hg.): Die Tiroler Kaiserjäger (Anm. 67), 99ff. Manfred Rauchensteiner verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass die Bezeichnung „Strafexpedition“ noch eine weitere semantische Dimension

- beinhaltet, nämlich den Aspekt, den deutschen Bündnispartner für seinen Hochmut abzustrafen; vgl. Rauchensteiner: Der Erste Weltkrieg (Anm. 74), 526.
- 104 Ebenda, 101.
- 105 Ebenda.
- 106 Cissi von Ficker an LF, 2.5.1916 (Anm. 90).
- 107 Artl: Südtiroloffensive 1916 (Anm. 101), 110.
- 108 Vgl. Innsbrucker Nachrichten, 17.5.1916, 1: „Genau eine Woche vor dem Jahrestag der italienischen Kriegserklärung hat die Vergeltung für den Treubruch des Verräters begonnen. [...] Seit Montag tobt an unserer ganzen Südfront von der Adria bis ins Etschtal eine einzige ungeheure Schlacht.“
- 109 Cissi von Ficker an LF, 16.5.1916 (Anm. 90).
- 110 Vgl. Wißhaupt: Kaiserjäger im Weltkriege (Anm. 11), 159.
- 111 Hans-Dieter Hübner: Unterwegs auf historischen Spuren. Wanderungen und Exkursionen zu den Schwerpunkten der österreichisch-ungarischen Südtiroloffensive 1916. Bd. 2. Norderstedt: Books on Demand 2013, 140.
- 112 LF an Cissi von Ficker, 16.5.1916. Sig. 41-57-6-1. Vgl. auch LF an Cissi von Ficker, 19.5.1916. Sig. 65(3. Ewh.)-5-7.
- 113 Gefechts-Bericht über den 16. Mai 1916. TLA, Feldakten Tiroler Kaiserjäger (Anm. 19).
- 114 Allein im Frontabschnitt des XX. Korps, der vom Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef befehligt wurde, wirkte knapp die Hälfte der eingesetzten Geschütze; vgl. Hübner: Unterwegs auf historischen Spuren (Anm. 111), 140.
- 115 Gefechts-Bericht über den 16. Mai 1916 (Anm. 19).
- 116 Vgl. Bossi-Fedrigotti: Kaiserjäger im Ersten Weltkrieg (Anm. 4), 273.
- 117 Gefechts-Bericht über den 16. Mai 1916 (Anm. 19); vgl. auch Dienstzettel vom 29. Mai 1916 des Op. Kdo 364/1, ebenda.
- 118 Ebenda.
- 119 LF an Cissi von Ficker, 22.5.1916. Sig. 41-57-6-2.
- 120 Vgl. Wißhaupt: Kaiserjäger im Weltkriege (Anm. 11), 164.
- 121 Gefechtsbericht über den 17. Mai 1916. TLA, Feldakten Tiroler Kaiserjäger (Anm. 19).
- 122 LF an Cissi von Ficker, 19.5.1916 (Anm. 90).
- 123 LF an Cissi von Ficker, 22.5.1916 (Anm. 119). Dem Brieflegte Ficker in Abschrift den Bataillons-Kommando-Befehl vom 19. Mai 1916 bei.
- 124 Cissi von Ficker an LF, 26.5.1916 (Anm. 90).
- 125 LF an Cissi von Ficker, 25.5.1916 (Anm. 53).
- 126 Cissi von Ficker an LF, 24.5.1916 (Anm. 90).
- 127 Cissi von Ficker an LF, 27.5.1916 (Anm. 90).
- 128 LF an Cissi von Ficker, 28.5.1916. Sig. 41-57-6-3. Ficker bezog sich hier auf den Weiler Molino in der Nähe von Laghi (Val di Ferre).
- 129 LF an Cissi von Ficker, 2.6.1916 (Anm. 53).
- 130 Wißhaupt: Kaiserjäger im Weltkriege (Anm. 11), 177.
- 131 Etschmann: Die Südfront 1915–1918 (Anm. 89), 33.
- 132 LF an Cissi von Ficker, 2.6.1916 (Anm. 53).
- 133 Vgl. Wißhaupt: Kaiserjäger im Weltkriege (Anm. 11), 178.
- 134 LF an Cissi von Ficker, 8.6.1916 (Anm. 53).
- 135 LF an Cissi von Ficker, 11.6.1916 (Anm. 53).
- 136 Cissi von Ficker an LF, 5.6.1916 (Anm. 90).
- 137 LF an Cissi von Ficker, 14.6.1916. Sig. 65(3. Ewh.)-6-8.
- 138 Cissi von Ficker an LF, 20.6.1916 (Anm. 90).
- 139 Cissi von Ficker an LF, 15.6.1916 (Anm. 90).
- 140 LF an Karl Kraus, 16.6.1916. Veröffentlicht in: Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 7), 120.
- 141 Karl Kraus: Ein starker und ein schwacher Esser. In: Die Fackel 431-436, 2.8.1916, 60.
- 142 LF an Cissi von Ficker, 19.6.1916 (Anm. 137).
- 143 Ebenda.

- 144 Cissi von Ficker an LF, 23.6.1916 (Anm. 90).
- 145 Cissi von Ficker an LF, 27.6.1916 [Brief 1] (Anm. 90).
- 146 Cissi von Ficker an LF, 27.6.1916 [Brief 2] (Anm. 90).
- 147 LF an Cissi von Ficker, 27.6.1916 (Anm. 137). Veröffentlicht in: Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 7), 121–122.
- 148 LF an Cissi von Ficker, 29.6.1916 (Anm. 137).
- 149 Ebenda.
- 150 Ebenda.
- 151 Cissi von Ficker an LF, 30.6.1916 (Anm. 90).
- 152 Cissi von Ficker an LF, 2.7.1916. Sig. 65(3. Ewh.)-5-4.
- 153 Cissi von Ficker an LF, 4.7.1916, ebenda.
- 154 LF an Cissi von Ficker, 6.7.1916 (Anm. 137).
- 155 LF an Cissi von Ficker, 8.7.1916 (Anm. 137).
- 156 LF an Cissi von Ficker, 18.7.1916 (Anm. 137).
- 157 Ebenda.
- 158 Cissi von Ficker an LF, 14.7.1916 (Anm. 152).
- 159 Cissi von Ficker an LF, 16.7.1916 (Anm. 152).
- 160 LF an Cissi von Ficker, 18.7.1916 (Anm. 137).
- 161 Vgl. Atze: Cissi von Ficker informiert Karl Kraus (Anm. 54), 153.
- 162 Cissi von Ficker an LF, 20.7.1916 (Anm. 152).
- 163 LF an Cissi von Ficker, 20.7.1916 (Anm. 137).
- 164 LF an Cissi von Ficker, 24.7.1916 (Anm. 137).
- 165 LF an Cissi von Ficker, 20.7.1916 (Anm. 137).
- 166 LF an Cissi von Ficker, 24.7.1916 (Anm. 137).
- 167 LF an Cissi von Ficker, 26.7.1916 (Anm. 137).
- 168 Am 26. Juli 1916 schickte Kraus an Sidonie Nádherný von Borutin, „alles, was sich auf den Fall des armen L. v. F. bezieht“. Karl Kraus an Sidonie Nádherný von Borutin, Nr. 448, 26.7.1916. In: Kraus: Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin 1913–1936, Band 1. Göttingen: Wallstein 2005, 408.
- 169 Cissi von Ficker an LF, 23.7.1916 (Anm. 152).
- 170 LF an Cissi von Ficker, 27.7.1916. Sig. 41-57-6-4. Veröffentlicht in: Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 7), 122. Bei der Dame dürfte es sich um Alma von Máriássy gehandelt haben.
- 171 LF an Cissi von Ficker, 29.7.1916 (Anm. 137).
- 172 Cissi von Ficker an LF, 29.0.1916 [Brief 1] (Anm. 152).
- 173 Karl Röck: Tagebuch 1891–1946 (Anm. 6), 267.
- 174 Cissi von Ficker an LF, 25.7.1916 (Anm. 152).
- 175 Karl Kraus, Sidonie Nádherný, Alma [von Mariassy?] und Ficker an Karl Nádherný, Innsbruck, Nr. 453, 4.8.1916. In: Kraus: Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin 1913–1936, Band 1 (Anm. 168), 410.
- 176 Carl Dallago an LF, 6.8.1916. Sig. 41-6-53-3.
- 177 Cissi von Ficker an LF, 20.8.1916 (Anm. 152).
- 178 LF an Cissi von Ficker, 20.8.1916. Sig. 41-57-6-5; vgl. auch Hugo Neugebauer an LF, 19.8.1916. Sig. 41-33-40-1.
- 179 LF an Cissi von Ficker, 20.8.1916 (Anm. 178).
- 180 LF an Cissi von Ficker, 22.8.1916. Sig. 41-57-6-6.
- 181 Vgl. Heinz von Lichem: Gebirgskrieg 1915–1918, Bd. 2: Die Dolomitenfront von Trient bis zum Kreuzbergsattel. Bozen: Athesia 2003, 237.
- 182 Ebenda.
- 183 LF an Cissi von Ficker, 1.9.1916 (Anm. 137).
- 184 Cissi von Ficker an LF, 3.9.1916. Sig. 65(3. Ewh.)-5-5.
- 185 LF an Cissi von Ficker, 4.9.1916 (Anm. 137).
- 186 Cissi von Ficker an LF, 8.9.1916 (Anm. 184).
- 187 LF an Cissi von Ficker, 11.9.1916 (Anm. 137).
- 188 LF an Cissi von Ficker, 9.9.1916 (Anm. 137).
- 189 Ebenda.

- 190 Cissi von Ficker an LF, 10.9.1916 (Anm. 184).
- 191 Cissi von Ficker an LF, 12.9.1916 (Anm. 184).
- 192 Vgl. Wißhaupt: Kaiserjäger im Weltkriege (Anm. 11), 192.
- 193 TLA, Feldakten Tiroler Kaiserjäger (Anm. 19).
- 194 LF an Cissi von Ficker, 14.9.1916 [Brief 2]. Sig. 41-57-6-7.
- 195 TLA, Feldakten Tiroler Kaiserjäger (Anm. 19).
- 196 LF an Cissi von Ficker, 16.9.1916 (Anm. 137).
- 197 Cissi von Ficker an LF, 21.9.1916 (Anm. 184).
- 198 Vgl. Wißhaupt: Kaiserjäger im Weltkriege (Anm. 11), 192.
- 199 LF an Cissi von Ficker, 20.9.1916 (Anm. 137). Veröffentlicht in: Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 7), 123-124.
- 200 Cissi von Ficker an LF, 20.9.1916 (Anm. 184).
- 201 LF an Cissi von Ficker, 25.9.1916 (Anm. 137). Vgl. auch Karl Kraus an Sidonie Nádherný von Borutin, Nr. 467, 28./29.9.1916. In: Kraus: Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin 1913–1936, Band 1 (Anm. 168), 419-420, hier 419.
- 202 Kompaniebericht des VI. Bataillons, 17.IX.–30.IX.16. TLA, Feldakten Tiroler Kaiserjäger (Anm. 19).
- 203 Gefechtsbeobachtungen Ludwig von Fickers, 26.–28.9.1916. Sig. 41-88-11-1.
- 204 Wißhaupt: Kaiserjäger im Weltkriege (Anm. 11), 192.
- 205 Cissi von Ficker an LF, 26.9.1916 (Anm. 184).
- 206 LF an Cissi von Ficker, 29.9.1916. Sig. 41-57-7-4.
- 207 Ebenda.
- 208 Karl Kraus an LF, 29.9.1916. Sig. 41-25-29-3. Veröffentlicht in: Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 7), 124.
- 209 Cissi von Ficker an LF, 4.10.1916. Sig. 65(3. Ewh.)-5-6.
- 210 LF an Cissi von Ficker, 4.10.1916. Sig. 41-57-7-3.
- 211 Cissi von Ficker an LF, 7.10.1916 [Brief 1] (Anm. 209).
- 212 Cissi von Ficker an LF, 9.10.1916 (Anm. 209).
- 213 LF an Cissi von Ficker, 9.10.1916. Sig. 41-57-7-5.
- 214 Gefechtsbericht Hauptm. Halhammer vom 12.X.1916. TLA, Feldakten Tiroler Kaiserjäger (Anm. 19).
- 215 Ebenda.
- 216 Ebenda.
- 217 LF an Cissi von Ficker, 9.10.1916 (Anm. 213).
- 218 Karl Kraus: Der Krieg. In: Die Fackel 437-442, 31.10.1916, 222.
- 219 LF an Cissi von Ficker, 10.10.1916. Sig. 41-57-7-6. Veröffentlicht in: Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 7), 124-125.
- 220 Cissi von Ficker an LF, 12.10.1916 [Brief 1] (Anm. 209).
- 221 Cissi von Ficker an LF, 12.10.1916 [Brief 2] (Anm. 209).
- 222 Vgl. Atze: Cissi von Ficker informiert Karl Kraus (Anm. 54), 153.
- 223 Vgl. „Der Bericht Cadornas. Vom 9. Oktober“. In: Innsbrucker Nachrichten, 11.10.1916, 4: „Abends am 7. Oktober griff der Feind unsere Stellungen bei Cardinal und Busa Alta an, wurde aber überall zurückgeschlagen. Er unternahm in der Nacht einen neuen, sehr heftigen Angriff auf die Höhe 2456 und zwang unseren rechten Flügel, sich ein Stück zurückzuziehen. Nachdem die Reserven herbeigeeilt waren, unternahmen wir am 8. Oktober morgens einen kräftigen Stoß, der, von einem genauen Feuer unserer Artillerie unterstützt, den Gegner in die Abgründe der Busa Alta zurückwarf. Er erlitt dabei sehr schwere Verluste.“
- 224 LF an Cissi von Ficker, 13.10.1916. Sig. 41-57-7-7.
- 225 LF an Cissi von Ficker, 15.10.1916 (Anm. 137).
- 226 LF an Cissi von Ficker, 16.10.1916 (Anm. 137).
- 227 Cissi von Ficker an LF, 16. 10. 1916 (Anm. 209).
- 228 LF an Cissi von Ficker, 20.10.1916 (Anm. 137).
- 229 LF an Cissi von Ficker, 24.10.1916. Sig. 41-57-8-1.
- 230 Cissi von Ficker an LF, 28.10.1916 (Anm. 209).

- 231 LF an Ludwig Müller, 26.10.1916. Sig. 41-59-21-1. Veröffentlicht in: Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 7), 125.
- 232 LF an Cissi von Ficker, 29.10.1916 (Anm. 209).
- 233 Cissi von Ficker an LF, 5.11.1916. Sig. 65(3. Ewh.)-5-7.
- 234 Siehe Karl Kraus an Sidonie Nádherný von Borutin, Nr. 482, 5.11.1916. In: Kraus: Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin 1913–1936, Band 1 (Anm. 168), 437–438, hier 437. Alma von Máriássy war mit Sidonie seit dem gemeinsamen Aufenthalt in Meran 1896 bekannt.
- 235 LF an Cissi von Ficker, 6.11.1916. Sig. 41-57-8-2.
- 236 Cissi von Ficker an LF, 12.11.1916 (Anm. 233).
- 237 Ludwig von Ficker: Auszug aus dem Kompanie-Tagebuch (2. Rgt. der Tiroler Kaiserjäger, 21. Feldkompanie, IV. Zug). Wienbibliothek im Rathaus, HS, H.I.N. 162088. Vgl. Atze: Cissi von Ficker informiert Karl Kraus (Anm. 54), 155. Vgl. auch LF an Kraus, 12.11.1916 [Entwurf]. Sig. 41-58-72-6. Veröffentlicht in: Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 7), 125–126. Kraus nimmt am 24./25. November in einem Brief an Sidonie Nádherný darauf Bezug: „Er [Ficker] schickt mit einem grauenvollen, über alles bisher Gehörte und Geahnte hinaus marternden Tagebuch Grüße an Baronin N. [...].“ Kraus an Sidonie Nádherný von Borutin, Nr. 500, 24./25.11.1916. In: Kraus: Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin 1913–1936, Band 1 (Anm. 168), 460–464, hier 461. Im FIBA hat sich nur eine Abschrift (Typoskript) des Auszugs aus dem Kompanie-Tagebuch der 21. Feldkompanie erhalten. Veröffentlicht in: Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 7), 126–130. Im TLA befindet sich eine weitere, mit dem Truppenstempel des 2. Kaiserjägerregiments versehene Hektographie dieses Typoskripts; TLA, Feldakten Tiroler Kaiserjäger (Anm. 19).
- 238 Kurt Lechner an LF, 11.11.1916. Sig. 41-27-47-7.
- 239 LF an Cissi von Ficker, 13.11.1916. Sig. 41-57-8-3.
- 240 Ebenda.
- 241 Ebenda.
- 242 LF an Cissi von Ficker, 25.11.1916. Sig. 41-57-8-4.
- 243 Ebenda.
- 244 Cissi von Ficker an LF, 26.11.1916 (Anm. 233).
- 245 Vgl. das Urlaubsansuchen Ludwig von Fickers an das Bataillonskommando vom 3.12.1916 mit dem Verweis, das Ansuchen im Februar 1917 nochmals einzubringen. Sig. 41-88-11-3.
- 246 LF an Cissi von Ficker, 29.11.1916 (Anm. 137).
- 247 LF an Cissi von Ficker, 18.12.1916. Sig. 41-57-8-6.
- 248 LF an Cissi von Ficker, 10.12.1916. Sig. 41-57-8-5. In der Zeit vom 10. auf 14. Dezember gab es in Fickers Frontabschnitt über 900 Tote durch Schneesturmkatastrophen. Siehe LF an Cissi von Ficker, 25.12.1916. Sig. 41-57-9-1.
- 249 Cissi von Ficker an LF, 19.12.1916 (Anm. 233). Siebenlist ist am 8. Dezember 1916 in Frankreich gefallen. http://www.weltkriegsopfer.de/Krieg-Opfer-German-Siebenlist_Soldaten_0_718464.html.
- 250 LF an Cissi von Ficker, 25.12.1916. Sig. 41-57-9-1.
- 251 Robert Michel an LF, 25.12.1916. Sig. 41-31-52-4.
- 252 Vgl. K.u.k. 2. Regiment der Tiroler Kaiser-Jäger: Zeitweiser (Anm. 16), 108–109; vgl. Wißhaupt: Kaiserjäger im Weltkrieg (Anm. 11), 292.
- 253 LF an Cissi von Ficker, 12.12.1917. Sig. 41-57-12-3.
- 254 LF an Karl Kraus, 20.1.1918. FIBA, Kopiensammlung Korrespondenz Ludwig von Ficker. Original siehe Teilnachlass Karl Kraus, Wienbibliothek im Rathaus. Veröffentlicht in: Ficker: Briefwechsel 1914–1925 (Anm. 7), 138.
- 255 Ebenda.
- 256 LF an Karl Emerich Hirt, 16.2.1919 (Anm. 1).
- 257 Ebenda.
- 258 Ebenda.
- 259 Vgl. Karl Kraus an Sidonie Nádherný von Borutin, Nr. 280, 20.7.1915. In: Kraus: Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin 1913–1936, Band 1 (Anm. 168), 205–210, hier 206.
- 260 LF an Martina Wied, 23.2.1919; FIBA, Kopiensammlung Korrespondenz Ludwig von Ficker.

Kriegswirtschaftslehre, Sozialisierung und Bildstatistik

Neues über den Gesellschaftstechniker Otto Neurath

von Michael Schorner (Innsbruck)

Dem Leben und Werk eines der „am meisten vernachlässigten Genies des 20. Jahrhunderts“, wie Otto Neurath noch Anfang der 1970er Jahre von dem amerikanischen Kulturhistoriker William Johnston bezeichnet wurde, bringt man, wie ein Blick auf die letzten fünf Jahre zeigt, auch außerhalb des akademischen Betriebes wieder verstärktes Interesse entgegen: Neuraths Engagement in der Wiener Siedlerbewegung und seine bildstatistischen Arbeiten standen 2009 im Zentrum der Ausstellung *Otto Neurath. Gypsy Urbanism* im Österreichischen Museum für Angewandte Kunst, Wien (MAK), Beispiele seiner *Wiener Methode der Bildstatistik* (international unter dem Namen *Isotype* bekannt) wurden im selben Jahr auch im Rahmen der großangelegten Rückschau auf die Wiener Zwischenkriegszeit *Kampf um die Stadt – Politik, Kunst und Alltag um 1930* im Wienmuseum präsentiert. Etliche Beiträge des Wittgenstein-Symposiums in Kirchberg, das 2010 unter dem Thema *Bild und Bildlichkeit in Philosophie, Wissenschaft und Kunst* stand, befassten sich mit Neuraths Werk, drei Jahre später veranstaltete das Künstlerhaus Wien in Kooperation mit dem Institut Wiener Kreis einen *Tribute to Otto Neurath*, dem 2014 ein *Isotype-Workshop* folgte. Auch das ehrwürdige Victoria & Albert Museum in London brachte mit der Ausstellung *Isotype: international picture language* (2009/10) Neurath einem breiteren Publikum näher.

Die Wiederentdeckung von Neuraths Werk, das nach seinem Tod Ende 1945 im Londoner Exil bald in Vergessenheit geriet, wurde erst Mitte der 1970er Jahre mit der Übersetzung der wichtigsten Schriften angekurbelt, in Österreich geschah das kurz darauf mit einer fünfbandigen Werkausgabe und der 1982 von Friedrich Stadler organisierten Ausstellung zur *Arbeiterbildung in der Zwischenkriegszeit* samt einem Katalog, in dem noch etliche von Neuraths Mitarbeitern und Weggefährten zu Wort kamen.

Zwei vor kurzem erschienene Publikationen widmen sich aus höchst unterschiedlichen Blickwinkeln dem aus Wien stammenden Ökonomen, Wissenschaftstheoretiker und Arbeiterbildner: Während sich der Politikwissenschaftler Günther Sandner der verdienstvollen Aufgabe angenommen hat, eine längst überfällige Biographie zu verfassen, wird in einem von Christopher Burke, Eric Kindel und Sue Walker herausgegebenen Sammelband in bisher nicht dagewesener Akribie der Fokus auf Neuraths bildpädagogische Arbeiten gerichtet. Jene von Neurath erfundene *Wiener Methode der Bildstatistik* und seine Rolle als organisatorischer Motor des Wiener Kreises und des Logischen Empirismus prägen bis heute sein Image. Die zahlreichen Veröffentlichungen zu Neurath, der in der Philosophiegeschichte und in der Informationsgraphik gleichermaßen rezipiert wird, konzentrieren sich auf einzelne Facetten des kaum überschaubaren und auf den ersten Blick äußerst heterogenen Werks. Der Polyhistor Neurath hat sich auf so vielen Gebieten als Neuerer hervorgetan, dass ein Gesamtüberblick bisher als kaum zu bewerkstelligen galt.

Dieser Herausforderung hat sich nun Günther Sandner mit einer politischen Biographie Otto Neuraths gestellt, einem Versuch, die Verbindungslinien zwischen den Teilen von Neuraths Werk aufzuzeigen und dieses dabei in den Kontext der Brüche der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu stellen, die sich auch in Neuraths Lebensgeschichte widerspiegeln: 1914, 1918/19, 1933/34, 1938 und 1945 – Krieg, Revolution, Hoffnung auf den Sozialismus, Aufstieg von Faschismus und Nationalsozialismus, erneut Krieg und Neuordnung. Besonderes Augenmerk schenkt Sandner bisher nicht oder nur wenig beachteten Episoden und Einflüssen, ausgiebig behandelt werden etwa Neuraths Jugendjahre, seine Rolle in der Münchner Räterepublik und das Exil in Holland und Großbritannien. Die Biographie beleuchtet auch Neuraths bisher kaum erforschte Rolle als Wirtschaftspolitiker: Bis in die frühen 1920er Jahre zielte er mit vielbeachteten und umstrittenen Beiträgen auf eine neue Gesellschaftsordnung ab, in der nicht der Profit, sondern das menschliche Glück im Mittelpunkt stehen sollte. In der auf etlichen bisher unausgewerteten Quellen basierenden Arbeit gelingt es Sandner, Spekulationen über Neuraths privates Leben auszusparen, ohne jene Beziehungen zu vernachlässigen, die für seine intellektuelle Entwicklung entscheidend waren.

Otto Neurath kommt 1882 in Wien als Sohn des Nationalökonomen Wilhelm Neurath und dessen Gattin Gertrud Kaempfert zur Welt. Ab 1901 studiert er in Wien und Berlin Mathematik, Geschichte, Philosophie und Ökonomie und wird 1906 in Berlin mit der Arbeit *Zur Anschauung der Antike über Handel, Gewerbe und Landwirtschaft* promoviert. Sandner beleuchtet erstmals die Rolle des bereits 1901 verstorbenen Vaters, der großen Einfluss auf den Sohn ausübt. Die Reformvorschläge des radikalen Kapitalismuskritikers Wilhelm Neurath, zu denen die Institutionalisierung von Gewerkschaften und Kapitalorganisationen zählt, sowie eine Wertlehre, die durch transparente Kalkulation von Angebot und Nachfrage Überproduktion verhindern soll, tauchen in den ökonomischen Arbeiten des Sohnes immer wieder auf. Beleuchtet wird in Sandners Biographie auch die Rolle, die der Soziologe und Ökonom Ferdinand Tönnies als väterlicher Freund und Mentor einnimmt. Tönnies war es, der Neurath den Zugang zu etlichen Persönlichkeiten an der Berliner Universität verschafft, die für Neurath noch wichtig werden sollten.

Bereits als Schüler tritt Neurath mit der schwedischen Reformpädagogin Ellen Key in Kontakt, ihre Veröffentlichungen lenken Neuraths Interesse auf die ‚Frauenfrage‘, ein Thema seines lebenslangen sozialpolitischen Engagements. Die zunehmende Politisierung ist auch dem Einfluss seiner ersten Frau, der schon 1911 kurz nach der Geburt des gemeinsamen Sohns Paul verstorbenen Schriftstellerin Anna Schapire zuzuschreiben. Mit ihr gibt er ein Lesebuch der Volkswirtschaftslehre heraus und übersetzt Francis Galtons *Genie und Vererbung*. In der Zeitschrift *Der Arbeiterfreund* schreibt Neurath 1903: „Drei Fragen treten im alten Griechenland sowohl als heute in den Vordergrund: die soziale Frage, die Frauenfrage und die Friedensfrage“. Bedingung für den Friedenserhalt ist für Neurath in erster Linie die Analyse des Krieges. In einem Brief an Tönnies berichtet er von seinem Vorhaben, ein zweibändiges Werk über die *Philosophie des Krieges* herauszubringen, wenig später beginnt er Material für die nie fertiggestellte Habilitationsschrift *Der Krieg und die Moralprinzipien* zu sammeln. 1918

wird Neurath Direktor des Kriegswirtschaftsmuseums in Leipzig, eine Position, die er durch seine Arbeiten zur Kriegswirtschaftslehre erlangt. Anfang der 1920er Jahre plant er eine nie erschienene Enzyklopädie des Weltkriegs, in der Gründe und Auswirkungen des Krieges analysiert werden sollen.

Die Kriegswirtschaftslehre als Teil der Nationalökonomie steht bereits für den jungen Neurath im Mittelpunkt des Interesses. Er wendet sich gegen die verbreitete Meinung, ein Krieg hätte ausschließlich negative wirtschaftliche Auswirkungen. Dahinter steckt Neurath immer wieder beschworene Idee einer Planwirtschaft, wie sie in Kriegszeiten zum Einsatz kommt, für Neurath jedoch auch in Friedenszeiten die Idealform des Wirtschaftens darstellt. Die ersten Forschungen zur Kriegswirtschaft ermöglicht ihm die Carnegie-Stiftung bereits während der Balkankriege 1912/13. Anders als bei vielen Zeitgenossen macht sich bei Neurath beim Ausbruch des Weltkriegs keine Euphorie bemerkbar. Der Krieg, zu dem auch er 1914 eingezogen wird, stellt für ihn eine Chance dar, die Mängel der Wirtschaftsform, wie sie in Friedenszeiten ausgeübt wird und in der sich die Produktivkräfte aufgrund des Profitstrebens nicht vollständig entfalten können, zu erkennen. Die dominierende Wirtschaftsordnung (der Kapitalismus) treibt laut Neuraths Auffassung den Krieg nicht nur voran, sondern bringt ihn notwendigerweise mit sich. 1916 erhält Neurath eine leitende Funktion in dem vom k.u.k. Kriegsministerium eingerichteten *Wissenschaftlichen Komitee für Kriegswirtschaft*, in dem er die von ihm geforderte Institutionalisierung einer Kriegswirtschaftslehre verwirklicht sieht.

In jenen Jahren entwickelt Neurath seine Theorien zur Sozialisierung, ein Thema, das ihn Zeit seines Lebens beschäftigt. Unter dieses Schlagwort fallen verschiedene, nach dem Weltkrieg entwickelte Reformpläne, die zum Teil auch aus dem bürgerlichen Lager kommen und mit denen man Gegenmodelle zum englischen Liberalismus schaffen will. Für Neurath ist Sozialisierung eine logische Fortführung der Wirtschaftsorganisation des Krieges und bald zählt er, wenn auch bei vielen umstritten, zu den einflussreichsten Sozialisierungstheoretikern seiner Zeit. Für ihn bedeutet Sozialisierung immer Vollsozialisierung, also eine planmäßige Wirtschaftsverwaltung „durch die Gesellschaft für die Gesellschaft“ und nicht bloß vereinzelte Verstaatlichungen, ein Gedanke, der sich nicht mit den Prinzipien einer Marktwirtschaft verträgt. Eine erste Gelegenheit zur praktischen Umsetzung erhält Neurath als Mitarbeiter an einem Sozialisierungsplan für Sachsen und bald darauf in den beiden kurzlebigen Münchner Räterepubliken – ein Kapitel, das um ein Haar tragisch endet und über das Sandner viele Quellen erstmals ausgewertet hat. So etwa die Akten der Sitzungen des Ministerrats, mit denen Neuraths Rolle als Präsident des Zentralwirtschaftsamts beleuchtet wird – eine Funktion, die er nur eineinhalb Monate innehat. Die Räterepublik sollte laut Neuraths Plänen zu einem Versuchslabor werden: eine auf Naturalrechnung basierende gesamtwirtschaftliche Planung soll den Markt und damit auch das Geld beseitigen. In fünf bis zehn Jahren hofft Neurath in Bayern die Vollsozialisierung, in der er auch eine „Waffe gegen die bolschewistische Gefahr sah“, zu erreichen. Nach der Niederschlagung der zweiten Räterepublik wird er im Mai 1919 verhaftet, wegen Beihilfe zum Hochverrat angeklagt und zu einer Haftstrafe verurteilt. Nur der Intervention des Freundes Otto Bauer, damals österreichischer Staatssekretär für Äußeres,

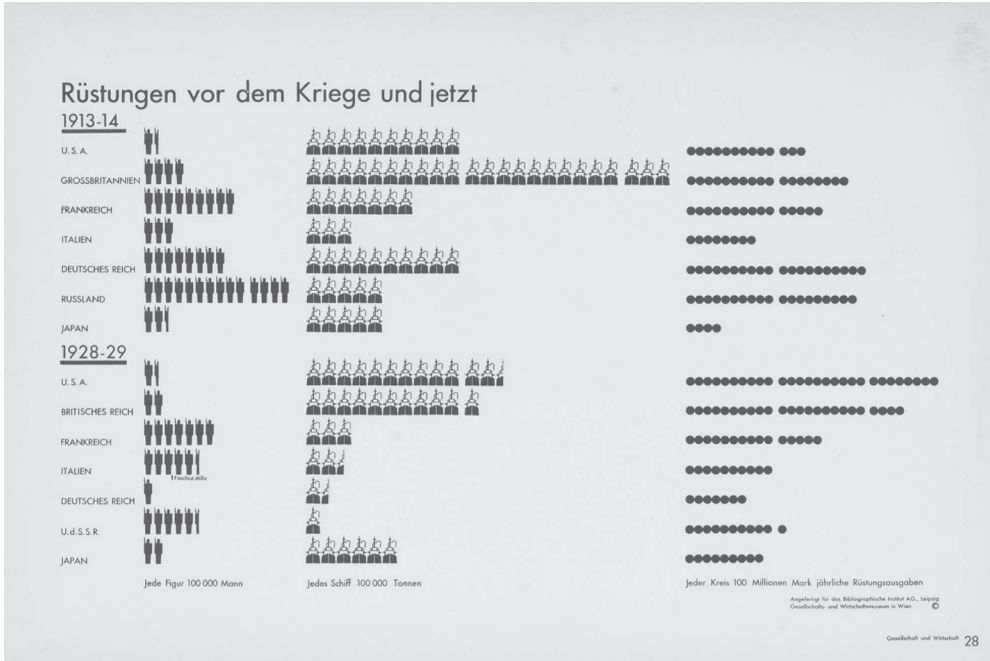
ist es zu verdanken, dass die Sache glimpflich ausgeht: Nach sechs Wochen Untersuchungshaft wird Neurath gegen eine Kautions auf freien Fuß gesetzt und nach Österreich ausgewiesen. Sandner, der sowohl die Darstellungen der Ereignisse durch Neurath nahestehende Personen, als auch durch politische Gegner recherchiert hat, zeigt übrigens, dass keiner der beim Prozess geladenen Zeugen Neurath der politischen Unterstützung der Räterepublik bezichtigte. Die Venia für politische Ökonomie, die ihm 1917 auf Fürsprache Max Webers von der Universität Heidelberg verliehen worden war, wird Neurath jedoch gerade unter Berufung auf eine solche Kooperation entzogen – so zumindest laut Sandners Interpretation. Jedenfalls bleibt Neurath dadurch eine weitere akademische Karriere verwehrt. Neurath selbst bezeichnet sich als „Gesellschaftstechniker“, seiner Ansicht nach ist Sozialisierung nicht an eine bestimmte Regierungs- oder Parteiform gebunden. Aus dem Lager des Wirtschaftsliberalismus gibt es Kritik (etwa von Ludwig von Mises), das hat aber nicht automatisch Sympathiebekundungen der Marxisten zur Folge. Neurath steht dem Marxismus reserviert gegenüber, die marxistische Arbeitswertlehre etwa lehnt er ab. Der Sozialdemokrat bleibt in den eigenen Reihen ein Außenseiter, auch wenn seine Aktivitäten nach der Rückkehr untrennbar mit dem roten Wien verknüpft sind, etwa als Leiter des Hauptverbandes für Siedlungs- und Kleingartenwesen, einer Bewegung, die durch die kriegsbedingte Wohnungsnot und Lebensmittelverknappung entstanden ist, oder als Sekretär der Wohnungs- und Baugilde.

Eine der Einrichtungen, die Neurath in Kooperation mit der Gemeinde Wien realisieren kann, eröffnet ihm neue berufliche Perspektiven: das 1925 in der Volkshalle des Wiener Rathauses eröffnete Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum (GWM), ein „Ort der Volksaufklärung und der politischen Bildung“, an dem den Wienern, insbesondere der Arbeiterschaft das Erkennen von sozialen und ökonomischen Zusammenhängen ermöglicht werden soll. Zu diesem Zweck entwickelt Neurath mit einem Stab von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern die *Wiener Methode der Bildstatistik*, mit der komplexe Fakten und Zusammenhänge mit Piktogrammen vermittelt werden, gemäß Neuraths Motto „Worte trennen – Bilder verbinden“. Für Neurath, der mit seiner bildpädagogischen Arbeit bald über die österreichischen Grenzen hinaus bekannt wird, ist die Bildstatistik ein Instrument des proletarischen Klassenkampfes zur Überwindung von Bildungsprivilegien. Eine Anhebung des Bildungsstandards in der Arbeiterschaft ist auch Ziel seiner Tätigkeiten in der Wiener Volks- und Arbeiterbildung, wie Sandner anhand von Neuraths Vorträgen in der Urania oder seiner Lehrtätigkeit an der Wiener Arbeiterhochschule dokumentiert. Dass die Arbeiterbildung einen Beitrag zur Verbreitung einer wissenschaftlichen Weltauffassung darstellte, wie sie vom Wiener Kreis propagiert wurde, wird in Sandners Biographie deutlich. Neurath ist eine der treibenden Kräfte für die Popularisierung der Ideen des Wiener Kreises, zu dessen „linkem Flügel“ er zählt. Eines der zentralen Anliegen des Kreises ist die Überwindung der Metaphysik – Neurath will diese nicht nur in der Wissenschaftssprache, sondern auch in der Alltagskommunikation überwinden. Die Bildstatistik ist ein Beitrag dazu: „Bilderschrift kennt ein Schwert und einen Tisch, aber kein Sein“. Neuraths bildpädagogische Tätigkeiten führen auch zur Zusammenarbeit an einem neuen Stadtentwicklungsplan mit namhaften Architekten wie Adolf Loos, Peter Behrens,

Josef Hoffmann und Josef Frank. Neurath ist außerdem im Vorstand des Österreichischen Werkbunds, für die internationale Bauausstellung in Berlin 1931 gestaltet das GWM die österreichische Abteilung, 1932 beteiligt sich Neurath an der Ausstellung der Internationalen Werkbundsiedlung in Wien. Eine Kooperation mit internationalen Architekten gibt es 1933 beim Congrès Internationaux d'Architecture Moderne (CIAM) in Athen, an dem Neurath teilnimmt, um über Fragen der Visualisierung von Architektur und Stadtplanung zu referieren. Während Sandners Buch einige Fragen zu Neuraths vierjähriger Zusammenarbeit mit dem sowjetischen Izostat Institut offenlässt – Neurath half zwischen 1931 und 1934 beim Aufbau eines Instituts für Bildstatistik in Moskau –, wird den darauffolgenden Jahren des Exils in Holland und England umso mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Zur Zeit der Februarkämpfe, der Niederschlagung der Arbeiterbewegung und der Errichtung des Ständestaats befindet sich Neurath gerade in Moskau und reist auf Umwegen nach Holland, wo er kurz zuvor das Mundaneum in Den Haag und die International Foundation for Visual Education gegründet hat – an eine Rückkehr nach Österreich ist nicht mehr zu denken und es kommt auch später nicht mehr dazu. Nach der deutschen Invasion der Niederlande gelingt Neurath mit seiner zweiten Frau Olga und seiner Mitarbeiterin Marie Reidemeister in einem überfüllten Boot gerade noch die Flucht nach England. Erstmals wird von Sandner die Korrespondenz ausgewertet, in der Neurath über seine acht Monate dauernde Internierung als „alien enemy“ berichtet. Wenig bekannt war bisher über Neuraths letzte Tätigkeiten in England, etwa über seine nicht mehr fertiggestellte Arbeit an einem Stadtentwicklungsprojekt für die Industriestadt Bilston. Man will die Wohnverhältnisse der Arbeiter verbessern und anstatt der Slums moderne Wohnanlagen errichten, an deren Planung die Bevölkerung mithilfe einer auf *Isotype* basierenden Ausstellung einbezogen werden soll.

Sehr informativ wird auch über Neuraths Verhältnis zu den verschiedenen politischen Gruppierungen der Exilösterreicher berichtet, über seine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und die Pläne für eine Re-Education. Obwohl Neurath für eine Mitarbeit am Wiederaufbau Österreichs vorgesehen ist, geht aus Sandners Recherchen hervor, dass eine Rückkehr für ihn selber wohl nicht in Frage gekommen wäre.

Sandner macht in seiner Biographie deutlich, dass Otto Neurath „nicht nur Produkt, sondern auch gestaltender Akteur der Geschichte“ war. Trotz offensichtlicher Sympathien für Neurath ist es ihm gelungen, eine kritische Distanz zu bewahren und dabei das Gesamtbild nicht aus den Augen zu verlieren. Auch wenn viele Zusammenhänge durch die nun vorliegende Biographie erst erkennbar werden, verfällt Sandner nicht der „Bourdieschen biographischen Illusion einer logisch-kohärenten Lebensgeschichte“. Die Quellen für diese Biographie, von denen viele erstmals ausgewertet wurden, stammen aus fast 30 Archiven, Neuraths Nachlass allein ist auf drei Archive verteilt: das Wiener Kreis Archiv in Haarlem (NL), die Otto and Marie Neurath Isotype Collection in Reading (UK) und, als gemeinsamer Nachlass von Otto und seiner dritten Frau Marie Neurath (geb. Reidemeister), die Handschriftensammlung der Nationalbibliothek in Wien.



Aus Otto Neuraths 1930 erschienenem *Atlas für Gesellschaft und Wirtschaft*, Tafel 28.
Quelle: Österreichisches Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum.

Der Sammelband *Isotype – design and contexts 1925–1971* ist das Ergebnis eines Forschungsprojekts, das zum einen auf eine Neubewertung von *Isotype* abzielte und in dem zum anderen bisher nicht oder kaum erforschte Aspekte und Anwendungen von Neuraths bildstatistischer Methode behandelt wurden. Die Herausgeber Christopher Burke, Eric Kindel und die Herausgeberin Sue Walker, alle vom Department of Typography and Graphic Communication der University of Reading, zeichneten auch für die erfolgreiche Ausstellung *Isotype – design and contexts* verantwortlich, die vor drei Jahren im Londoner Victoria & Albert-Museum stattfand. Das Buch setzt dort an, wo die im selben Verlag 2010 erschienene, rekonstruierte und vervollständigte Autobiographie *From Hieroglyphs to Isotype* aufhört, in der Neurath über seine ersten Erfahrungen mit Bildern in der umfangreichen Bibliothek des Vaters berichtet und einen historischen Abriss der graphischen Informationsvermittlung liefert. Es vermittelt Einblicke in die verschiedenen Phasen der Entwicklung von *Isotype* als einer auf Universalität und Internationalisierung abzielenden Methode und dokumentiert ausführlich die zahlreichen Projekte, die auf Neuraths Bildersprache basieren, die noch Jahrzehnte nach dessen Tod unter der Leitung seiner dritten Frau eingesetzt wurde.

Die Dokumentation beinhaltet die Vorgeschichte und die zahlreichen Ausstellungen des GWM mit seiner Zentrale in der Volkshalle des Wiener Rathauses und den Zweigstellen

am Parkring und im Fuchsenfeldhof, einem der größten im roten Wien entstandenen Gemeindebauten. Ausführlich wird hier erstmals die Entwicklung der auf strengen wissenschaftlichen Standards basierenden graphischen Darstellung von Statistiken gezeigt, auch werden die Rollen verdeutlicht, die den einzelnen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Neuraths Team zukamen. Marie Reidemeister etwa hatte die Aufgabe, die von den Wissenschaftlern erhobenen Daten in geeignete Darstellungsweisen zu transformieren, die wiederum von den Graphikern perfektioniert wurden. Die berühmten Piktogramme, die bis heute die Informationsgraphik beeinflussen, wurden von dem Maler und Graphiker Gerd Arntz entwickelt.

Ein eigenes Kapitel wird dem *Atlas für Gesellschaft und Wirtschaft* gewidmet, einer vom Bibliographischen Institut in Leipzig in Auftrag gegebenen, aufwendig produzierten Mappe mit 100 großformatigen Bildtafeln, die der erste und einzige jemals erschienene Teil von Neuraths großangelegtem Projekt eines visuellen Thesaurus war, einer Art illustrierter Enzyklopädie. Zu dem Vorhaben ermuntert wurde Neurath etwa von Albert Einstein, der dem Thesaurus eine ähnliche Bedeutung für die Massen bescheinigte, wie sie die französische Enzyklopädie im Frankreich des 18. Jahrhunderts für das Bildungsbürgertum hatte.

Die Rechercharbeiten der Autorinnen und Autoren von *Isotype – design and contexts* brachten auch die nicht immer positiven Reaktionen auf die *Wiener Methode der Bildstatistik* zutage, die mit dem *Atlas für Gesellschaft und Wirtschaft* erstmals einem breiteren internationalen Publikum bekannt wurde. Während es für das 1930 erschienene Werk, das Neurath auch dem Wiener Bürgermeister Karl Seitz vorstellte, Lob aus sehr unterschiedlichen Richtungen gab (etwa von Kurt Tucholsky und Jan Tschichold), kam substantielle Kritik in erster Linie von Ökonomen, wie Wladimir Woytinsky und Benedikt Kautsky.

Als bisher kaum erforscht galt bisher das Verhältnis zwischen der Wiener Bildstatistik und dem figurativen Konstruktivismus, einer in den 1920er Jahren im Umfeld der Gruppe progressiver Künstler entstandenen Stilrichtung, mit der man gesellschaftliche Zusammenhänge (und Missstände) aufzeigen und unmittelbar auf die Gesellschaft einwirken wollte. Der politisch links orientierte Gerd Arntz, der dem figurativen Konstruktivismus zugeordnet wird, verstand seine Arbeiten als „Lehrbilder“ für bevorstehende Aufgaben (wie etwa eine Fabrikbesetzung). Etliche der graphischen Elemente, die er in seinen Bildern einsetzte, seine stilisierten Figuren von Arbeitenden etwa, verwendete er für die Gestaltung der Piktogramme weiter.

In dem Band wird auch zum ersten Mal eine Sammlung von Photographien gezeigt, die vom GWM teilweise ebenfalls als Vorlage für die Entwicklung von Piktogrammen in Auftrag gegeben wurden. Die hauptsächlich von Walter Pfitzner, einem Mitarbeiter des GWM, aufgenommenen Bilder dokumentieren den Alltag im roten Wien und heben auch einige der von der Sozialdemokratie verwirklichten Projekte wie Gemeindebauten und Kindergärten hervor. Etliche der Photographien zeigen Personen bei der Ausübung ihres Berufs und erinnern stark an die zeitgenössischen Arbeiten der Neuen Sachlichkeit wie etwa die bekannten Portraits des Photographen August Sander. Der dokumentarische Charakter der Bilder erfüllte auch Neuraths Anspruch, Fakten hervorzuheben, ohne dabei „ästhetische Gefühle zu erwecken“, wie er in seiner Abhandlung *Die Museen der Zukunft* schreibt.

Eine Fülle von neuen Forschungsergebnissen zu einem der spannendsten, zugleich aber bis heute mythenumrankten Kapitel der Geschichte von Neuraths Bildstatistik bietet das Kapitel *Picturing Soviet progress: Izostat, 1931-4* von Emma Minns. Neurath erhielt den Auftrag, am Aufbau eines sowjetischen Instituts für Bildstatistik in Moskau mitzuwirken. Die Kontakte kamen über die sowjetische Gesellschaft für kulturelle Verbindung der Sowjetunion mit dem Ausland und der Österreichischen Gesellschaft zur Förderung der geistigen und wirtschaftlichen Beziehungen mit der UdSSR zustande, zwei Institutionen, über die Neurath bereits für das GWM sozialwissenschaftliches und städtebauliches Material aus der Sowjetunion erhalten hatte. Eine Abordnung des GWM, zu der Neurath, Gerd Arntz und Marie Reidemeister gehörten, reiste jedes Jahr nach Moskau, um im Auftrag des Zentralen Exekutivkomitees der UdSSR das Izostat Institut aufzubauen und sowjetische Mitarbeiter auszubilden. Zu den wichtigsten Ergebnissen dieser Zusammenarbeit zählen bildstatistische Publikationen in russischer und englischer Sprache, die Ergebnisse des ersten Fünfjahresplans, aber auch – entgegen den Prinzipien der *Wiener Methode für Bildstatistik* – Prognosen für den zweiten Fünfjahresplan enthalten. Für Neuraths Team in Moskau gab es keine Möglichkeiten, die zweifellos geschönten Statistiken zu kontrollieren. Eine Bildtafel von 1932 zeigt zum Beispiel die angeblich stetig wachsende Schuhproduktion zwischen 1928 und 1931, die laut Plansoll 1932 noch gesteigert werden sollte – Angaben, die einer Überprüfung nicht standgehalten hätten, denn tatsächlich zählten Schuhe nach wie vor zu den am schwierigsten zu beschaffenden Gütern in der Sowjetunion. Sowohl in Günther Sandners Biographie als auch in Emma Minns Beitrag wird die Frage gestellt, was den kommunistuskritischen Sozialdemokraten Neurath überhaupt dazu bewog, mit dem bolschewistischen Regime zusammenzuarbeiten. Für Sandner sind es vor allem neue Herausforderungen, die Neurath suchte, und ein schon länger bestehendes Interesse an der Entwicklung der Sowjetunion, hauptsächlich für den sowjetischen Städte- und Wohnbau. Minns bringt Neuraths öfters geäußerte Selbsteinschätzung als unpolitischen Techniker ins Spiel, als weiteren möglichen Grund nennt sie Neuraths Freundschaft zu dem russischen Avantgardisten El Lissitzky, der gelegentlich selbst an bildstatistischen Publikationen mitarbeitete.

Jedenfalls verschlechterte sich Neuraths Haltung zur Sowjetunion angesichts der politischen Repression, Stalins Säuberungspolitik und des alltäglichen Elends, das in scharfem Kontrast zu den Statistiken zur Lebenslage der Bevölkerung stand und auch dem Team des GWM nicht verborgen blieb. Die Belege für die wachsende Distanzierung vom bolschewistischen Regime sind zwar spärlich, eine Folge davon war aber das Zerwürfnis mit der langjährigen Freundin Margarete Schütte-Lihotzky, von dem die Architektin in ihren Erinnerungen berichtet. Neuraths Kooperation mit *Izostat* wurde 1934 von den Sowjets beendet, der Einfluss der Wiener Methode auf die bildstatistischen Arbeiten, die noch in den 1940er Jahren in der Sowjetunion entstanden, wird in dem Aufsatz von Minns ebenfalls gezeigt. Ein weiterer Beitrag in *Isotype – design and contexts* fasst Neuraths Arbeiten in den Niederlanden zusammen – dazu zählen etwa zwei Publikationen (*International picture language* und *Basic by Isotype*), die in Zusammenarbeit mit Charles Ogden, dem Erfinder der Plansprache *Basic English*, entstanden. Hisaya Ihara behandelt Neuraths Kooperationen in den USA von 1930

bis 1939, aus denen Broschüren zur Tuberkulosebekämpfung, Beiträge zu dem weitverbreiteten Lexikon *Compton's pictured encyclopedia* und das aufwendig produzierte Buch *Modern Man in the Making* hervorgingen. Vor allem in den USA wurde der „Social Showman“, wie Neurath 1936 in einer Ausgabe der Zeitschrift *Survey Graphic* bezeichnet wurde, allerdings zunehmend mit verschiedenen *Isotype*-Plagiaten konfrontiert.

Nachdem Otto Neurath und Marie Reidemeister im Februar 1941 aus dem britischen Internierungslager auf der Isle of Man entlassen worden waren und bald darauf heirateten (Neuraths zweite Frau Olga starb im Sommer 1937 in Den Haag), wurden sie von offizieller Seite zu Projekten zur Unterstützung der englischen Kriegsanstrengungen sowie zur Darstellung von sozialpolitischen Reformen eingeladen. Zu den Aktivitäten der Neuraths in dieser Zeit zählen Filmprojekte, die gemeinsam mit dem Filmemacher Paul Rotha für das British Ministry of Information realisiert wurden. Der einzige heute noch erhaltene Film, der ausschließlich auf *Isotype* basiert, ist *A few ounces a day* (1941), mit dem die Bevölkerung auf die kriegswichtige Bedeutung der Wiederverwertung von verschiedenen Materialien aufmerksam gemacht werden sollte. Weitere Kooperationen mit Rotha, in denen *Isotype* zum Einsatz kommt, waren *Blood transfusion* (1942), *World of plenty* (1943) und *Land of promise* (1945). Der Beitrag *Animated Isotype on Film 1941-7* bietet nicht nur einen Überblick über die realisierten Filme samt Korrespondenz und Storyboards, sondern dokumentiert auch erstmals Neuraths Projekte, die über die Planungsphase nicht hinausgekommen sind.

Der von Sue Walker verfasste Beitrag *Graphic explanation for children 1944-71* ist den in erster Linie von Marie Neurath konzipierten *Isotype*-Büchern für Kinder gewidmet, die bis in die frühen 1970er Jahre in mehreren Übersetzungen und hoher Auflage erschienen.

Dass *Isotype* gerade für Länder geeignet ist, in denen Bildungsarmut und Analphabetismus dominieren, war für Neurath evident. Wenige Monate vor seinem Tod begann er noch Möglichkeiten einer Zusammenarbeit mit dem *British Colonial Office* für das geplante Projekt *Human Life in Africa* auszuloten, eine Ausstellung, die in England und in Teilen der britischen Kolonien gezeigt werden sollte, jedoch nie realisiert wurde. Zum Einsatz von *Isotype* in Afrika kam es erst in den 1950er Jahren in den drei westafrikanischen Kolonien Goldküste, Sierra Leone und Nigeria, die sich alle auf dem Weg in die Unabhängigkeit befanden. Eric Kindel dokumentiert mit *Isotype in Africa* die unter der Leitung von Marie Neurath zwischen 1952 und 1958 realisierten Projekte zu Entwicklungsprogrammen aus dem Bereich der Gesundheitsvorsorge, Landwirtschaft und politischen Aufklärung.

Christopher Burke widmet seinen Beitrag *Pictogram Design – Vienna and Beyond* der Entwicklung der graphischen Elemente von *Isotype* sowie den Einflüssen auf die moderne Informationsgraphik. Abschließend finden sich in einem Appendix Übersetzungen von drei von Otto und Marie Neurath verfassten Texten zur Bildstatistik.

Neben einer vorbildlich recherchierten Geschichte und Analyse von *Isotype* bietet der Band eine Fülle von bisher unveröffentlichtem Bildmaterial aus der Otto and Marie Neurath *Isotype Collection* der University of Reading.

Letztlich ging es dem Gesellschaftstechniker und Utopisten Otto Neurath immer um das Aufzeigen gesellschaftlicher Mechanismen, das dazu dienen sollte, auf demokratischem

Wege die Gesellschaft mitzugestalten und somit die „Glückssumme“ zu vergrößern. Für den „consulting sociologist of human happiness“ – die letzte Berufsbezeichnung, die sich Neurath selbst gab – waren Utopien keine Illusionen, sondern „wissenschaftlich konstruierte Entwürfe des Möglichen“. Die Gestaltung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens nach rationalen Grundsätzen war der gemeinsame Nenner seiner Aktivitäten, was sowohl in Günther Sandners Biographie als auch in *Isotype – design and contexts* deutlich wird. Die schönste Formulierung dafür findet sich im letzten Satz der Programmschrift des Wiener Kreises: „Die wissenschaftliche Weltauffassung dient dem Leben und das Leben nimmt sie auf.“

Günther Sandner: Otto Neurath – eine politische Biographie. Wien: Zsolnay 2014.

Christopher Burke, Eric Kindel, Sue Walker (Hg.): *Isotype – design and contexts 1925–1971*. London: Hyphen Press 2013.

„Those familiar pages“

Schrift und Material sowie Intermedialität in Turi Werkners „Büchern“

von Max Mayr (Innsbruck)

Im vielfältigen Schaffen des österreichischen Künstlers Turi Werkner stellt seine Arbeit mit Büchern einen Schwerpunkt dar. Es handelt sich nicht um Bücher im konventionellen Sinn, sondern um Kunstwerke in Buchform, die sich aus einer Vielzahl von Materialien, Medien und semiotischen Systemen zusammensetzen. Dabei lassen sich neben wenigen ‚Kleinformen‘ (z.B. Exzerpthefte und Telefonzeichnungen, also Zeichnungen, die während des Telefonierens in eigenen Büchlein festgehalten wurden¹), vier Hauptgruppen ausmachen: Notiz-, Tage-, Kunst- und Hauptbücher.² Die Worte „those familiar pages“, die Werkner auf der ersten Seite³ des *Hauptbuchs Nr. 4* festhält, sind provokant. Die Seiten, aus denen Werkners Bücher bestehen, mögen zunächst zwar ‚familiar‘ – also vertraut – wirken, bei genauerer Betrachtung sind die Inhalte aber unbekannt und ungewohnt. Im Dezember 2009 hatte Werkner 498 Kunstbücher, 105 Notizbücher, 90 Tagebücher und 6 Hauptbücher fertiggestellt.⁴ Was die Hauptbücher betrifft, dürfte Werkner mittlerweile bei Nr. 8 angelangt sein, denn Nr. 7, 2009 noch in Arbeit,⁵ ist bereits auf der Homepage des Künstlers angeführt und dort mit einigen Scans vertreten.⁶

Der vorliegende Aufsatz bezieht sich auf die Kunst- und Hauptbücher Werkners und soll einen Einblick in diesen Schaffungsbereich des Künstlers geben.

Zu den Kunstbüchern

Sie bilden die umfangreichste Gruppe in Werkners Buchproduktion. In Summe sind sie wohl auch die heterogenste. Damit sind nicht nur die vielfältigen Inhalte der Bücher gemeint, sondern auch ihr äußeres Erscheinungsbild. Während Notiz- und Hauptbücher ein gleichbleibendes Format haben (allein das *Hauptbuch Nr. 7* weicht mit 46 x 31 cm vom DIN A4 Format seiner Vorgänger ab⁷), unterscheiden sich die Kunstbücher sowohl in Größe als auch im Umfang stark voneinander. Das dickste umfasst 468 Seiten, während das dünnste nur aus zwei Buchdeckeln besteht.⁸

Alle Bücher werden von Werkner schon als solche erstanden, bevor er mit der Arbeit an ihnen beginnt. Es werden also nie vollendete Werke zu einem Buch gebunden, sondern der Bindevorgang ist bereits erfolgt.⁹ Das ist insofern wichtig, als die Beschaffenheit der Bücher Werkners Arbeitsvorgang maßgeblich mitbestimmt. Wie gut nimmt das Papier Wasserfarbe auf? Sind die Oberflächen matt oder glänzend? Trocknen Farben und Tinte schnell oder langsam? Das sind die Fragen, die der Künstler in der Folge berücksichtigen muss,¹⁰ und die ihm nicht Restriktion, sondern Herausforderung sind. In einzelnen Fällen „läßt Werkner auch Papier, das ihm besonders geeignet erscheint, zu einem Buch binden, um es anschließend zu

bearbeiten.¹¹ Das Misslingen von nur einer Seite kann Folgen für das gesamte Buch haben. Oft lässt sich ein Schaden durch das Verkleben von ‚fehlerhaften‘ Seiten beheben, was nach Aussage des Künstlers etwa zwei bis drei Mal pro Buch vorkommt.¹² Einige Male mussten ganze Bücher wegen eines Fehlers verworfen werden.¹³

Den unterschiedlichen Anforderungen der Bücher entsprechend, aber auch je nach ‚Thema‘, füllt Werkner ihre Seiten mit unterschiedlichsten Materialien unter Anwendung grundverschiedener Techniken. Häufig hat man den Eindruck, dass er nicht ein bestimmtes Gesamtkonzept verfolgt, sondern schlicht die Verwendung bestimmter Farben erprobt bzw. die Effekte, die er damit von Seite zu Seite erzielen kann. So gibt es ein Buch, das er mit einer Klammer fest geschlossen hielt, während er die Seitenränder immer wieder mit ‚Tinte und Wasser und Pinselwaschwasser‘¹⁴ eingepinselt hat, damit diese sich damit vollsaugen konnten. In andere Bücher hat er Löcher gemacht (mit Bohr- oder Nähmaschine), die er anschließend mit Farbe auffüllte. Im Fall des ‚Nähmaschinenbuchs‘ beschäftigte sich Werkner unter anderem mit der Frage, ob die Symmetrie, die durch die Löcher immer an denselben Stellen der Buchseiten entsteht, kitschig wirkt. Auch wenn er darauf keine Antwort gefunden hat,¹⁵ kann man an diesem Beispiel gut erkennen, dass es ihm unter anderem um das Verhalten der Farbe auf dem Papier sowie um die daraus gewonnenen Erkenntnisse geht.

Auch wenn bei den Kunstbüchern kaum eines dem anderen gleicht, bilden sie, als einzelne Objekte betrachtet, oft homogene Einheiten, wie es beim *Kunstabuch Nr. 87*¹⁶ der Fall ist. Das Leitthema des Buches ist Manganblau, eine Farbe, die 1907 von einem deutschen Chemiker entwickelt wurde und einige besondere Eigenschaften besitzt. Das Manganpigment ist besonders schwer und setzt sich deshalb, verglichen mit anderen Farben, deutlich schneller ab. Nebenbei ist es hochgiftig und darf weder inhaliert noch verschluckt werden, weshalb die Produktion dieser Farbe schließlich eingestellt wurde. Werkner, auf den die Farbe selbst, aber auch ihre potentielle Schädlichkeit und schließlich ihre knappe Verfügbarkeit große Faszination ausüben, hat deshalb einen lebenslangen Vorrat an Restbeständen aufgekauft.¹⁷ Im *Kunstabuch Nr. 87* wurde nun jede einzelne Seite mit dieser Farbe gestaltet; den einzigen Kontrast dazu bilden die pinkfarbenen Buchdeckel. Das bedeutet keineswegs, dass das Buch nicht abwechslungsreich wäre. Man kann unter anderem die verschiedenen Effekte verfolgen, die Werkner mit dieser Farbe erzielte, indem er sie auf unterschiedliche Weisen auf die Buchseiten aufgetragen hat. „Das Bild [in diesem Fall die Farbe] beschäftigt sich nur mit sich selbst und seiner Entwicklung von einer Buchseite zur anderen, es improvisiert sich selbst weiter, so wie ein musikalisches Thema.“¹⁸ Abgesehen davon gibt es auch einige wenige Motive, die von Werkner bewusst hervorgehoben wurden.

Damit die Arbeit an den Kunstbüchern schneller vonstatten geht, beschleunigt Werkner die Trocknung mithilfe seiner vier Inkubatoren. Es handelt sich dabei um Trocknungsanlagen mit Glühbirnen, die er speziell für seine Bücher verwendet.¹⁹ Abgesehen davon arbeitet er meist an mehreren Büchern gleichzeitig, sodass er sich einem anderen widmen kann, wenn eines in den Inkubator muss. Bücher, die er gleichzeitig bearbeitet, sind thematisch trotzdem absolut unterschiedlich. Werkner behält bei jedem Buch eine eigene thematische Linie bei und trennt klar zwischen den einzelnen Büchern.²⁰

Zu den Hauptbüchern

Viele Charakteristika der Kunstbücher lassen sich auch in Werkners Hauptbüchern wiederfinden. So ist auch hier ein gebundenes, leeres Buch der Ausgangspunkt der Arbeit. Es kommt „sozusagen mit seinen Eigenschaften als Halbfertigprodukt zu [Werkner].“²¹ Dabei handelt es sich bei den Hauptbüchern bis zur Nr. 6 um Büromaterial. Es sind Geschäftsbücher, die als solche keinerlei Kunstcharakter besitzen.²² Genau aus diesem Grund sind sie für Werkner gut geeignet. Einer der Hauptzwecke der Hauptbücher ist es nämlich aufzuzeichnen, zu ordnen und zu konservieren – also genau das zu tun, wofür Geschäftsbücher gedacht sind. Sie bilden eine „Zentrale sprachlicher und visueller Einfälle, die hier zunächst einmal produziert werden, ehe sie andernorts weiterverfolgt, abgewandelt oder archiviert werden.“²³ Für gewöhnlich werden in den Hauptbüchern verschiedene Ideen aufgezeichnet, die an und für sich nichts miteinander zu tun haben, auch wenn sie möglicherweise am selben Tag festgehalten wurden, was sich an den Datierungen nachvollziehen lässt, mit denen Werkner seine Einträge mehr oder weniger konsequent versieht. Häufig ist es nur das Medium Buch, das durch seine Linearität Ordnung schafft, sodass die Werke trotzdem Hand und Fuß haben. (Ein überdeutlicher Hinweis darauf findet sich auf dem Buchdeckel und -rücken von *Hauptbuch Nr. 1* mit dem Abdruck einer Hand sowie eines Fußes.) Trotzdem finden sich manche Bezüge, die der Künstler zwischen einzelnen Einfällen bzw. Seiten herstellt. Auch gibt es Themen, die sich über größere Teile der Bücher erstrecken, sich aber nur bei genauem Hinsehen ausfindig machen lassen. In *Hauptbuch Nr. 4* wurde beispielsweise ein Briefkuvert mit der Aufschrift „PSCHT“ eingeklebt. Dieses „PSCHT“ fordert offenbar zum Stillschweigen über den Inhalt des Kuverts auf; man geht intuitiv davon aus, dass es ein Geheimnis beinhaltet, etwas, das man eigentlich (noch) nicht wissen sollte. Doch alles, was man findet, wenn man es schließlich öffnet, ist eine Liste verschiedener Dinge, darunter Fingernägel, Tee, Tabak, Zigarettenasche usw. Was zunächst aussieht wie Nonsense, stellt sich als Vorausdeutung auf spätere Seiten heraus, denn dort wurden eben diese Gegenstände in das Buch eingeklebt. Es gibt auch eine Menge anderer Buchseiten, in die Löcher gebrannt oder geschnitten wurden. Oft haben diese die Funktion von Gucklöchern auf die Folgeseite.

Im direkten Vergleich mit den Kunstbüchern fällt in den Hauptbüchern auch die Menge an Text auf: Während sich der Inhalt der Kunstbücher vor allem auf einer bildlichen Ebene abspielt, werden in den Hauptbüchern verstärkt auch sprachliche Informationen festgehalten. Die Verwendung von Sprache nimmt in den jüngeren Hauptbüchern sogar verhältnismäßig zu, was ein Vergleich zwischen dem noch eher bildlastigen²⁴ *Hauptbuch Nr. 1* und dem *Hauptbuch Nr. 5* zeigt, in der sich Text und Bild in etwa die Waage halten.

Entsprechend ihrem Zweck sind die einzelnen Hauptbücher, verglichen mit anderen Büchern Werkners, deutlich vielfältiger, was ihre Gestaltungstechniken und -mittel betrifft. Während für das erwähnte *Kunstbuch Nr. 87* beinahe ausschließlich Manganblau verwendet wurde, bearbeitet der Künstler die Hauptbücher mit Tusche, Aquarellfarben, Tinte, Bleistift, Holzfarben und vielem mehr. Zeitungsausschnitte oder Bilder werden zu Collagen verarbeitet, zuweilen stößt man auf besondere Objekte, wie z.B. einen Büstenhalter und ein

Röntgenbild (*Hauptbuch Nr. 2*) oder Zigarettenstummel und Pflaster, die sich in so gut wie allen Hauptbüchern finden.

In ihrer Gesamtheit bieten die Hauptbücher einen Einblick sowohl in die Ideenwelt Werkners als auch in seine künstlerischen Techniken. Er reflektiert darin (seine) künstlerische Arbeit, etwa in *Hauptbuch Nr. 2* auf den Doppelseiten 90 und 91. Werkner musste hier (wahrscheinlich für die Akademie der bildenden Künste in Wien, an der er von 1967 bis 1971 studierte) ein Stilleben mit einer Zigaretenschachtel zeichnen, doch neben einer halb angefangenen Kritzelei steht nur: „ein angefangenes Stilleben. / ich weigere mich, es zu vollenden. / das ist mir zu blöd.“ Weiters hält er fest: „überhaupt sollte man den Gedanken aufgeben, / dass Kunst etwas Fertiges ist. / die Andeutung des Gedankens, eine Schachtel Marlboro abzuzeichnen, / genügt vollkommen.“ Und auf der nächsten Seite: „konsequenterweise begnüge ich mich jetzt mit / dem Satz: / ich habe das Projekt, ein Stilleben zu zeichnen, das eine Schachtel Marlboro darstellt.“ / dieser Satz ersetzt das fertige Stilleben / vollkommen. / 14. Februar 1970.“ Dazu bekommt man über die Bücher in komprimierter Form einen Eindruck von der breiten Palette an Gestaltungstechniken sowie von seinen bevorzugten Materialien. Nicht umsonst nennt sie sein Bruder „eine Art Gedächtnis oder Querschnitt/Bestandsaufnahme dessen, was sich in [Werkners] künstlerische[r] Arbeit tut.“²⁵

Wegen ihrer Archiv-, Ideensammlungs- und Tagebuchfunktion (letztere wurde nach *Hauptbuch Nr. 3* in die Tagebücher ausgelagert²⁶) werden die Hauptbücher von Werkner nicht wie die Kunstbücher als Ausstellungsstücke verstanden. Der Künstler betrachtet sie als Nebenprodukte, die der Zwischenspeicherung von Einfällen dienen²⁷ und unter anderem private, eigentlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Informationen enthalten. Trotzdem wurde bereits 1969 das *Hauptbuch Nr. 2*, neben anderen Werken des Künstlers, in der Galerie am Dom in Innsbruck ausgestellt.²⁸ Und auf der ersten Seite des *Hauptbuchs Nr. 4* spricht Werkner die RezipientInnen direkt an und bezeichnet sie sogar als „Leser“.

Die Bedeutung des Materials

„Material“ bezeichnet sowohl das jeweilige Buch (in der Form, in der es zu Werkner kommt, bevor dieser seine Arbeit damit beginnt) als auch alles, mit dem es gefüllt wird. Dazu zählen Farben, Tinte, Fotos, Zeitungsausschnitte und diverse andere Objekte. Betrachtet man das *Hauptbuch Nr. 2* in geschlossenem Zustand, macht es den Eindruck, als würde es gleich platzen. Es wölbt sich, weil Seiten großzügig mit mehreren Schichten Farbe überzogen wurden und Fotos, Plastikplakate, Zigarettenstummel und andere Dinge darin kleben.

Das Papier der bevorzugt verwendeten Geschäftsbücher ist beispielsweise besonders, da es, so Werkner, speziell für den Gebrauch von Tinte gemacht ist. Auch wenn er sie komplett mit Tinte einlässt, wellen sich die Seiten kaum.²⁹ Er arbeitet aber auch radikaler mit dem Papier, bohrt oder brennt etwa Löcher hinein (wie in *Hauptbuch Nr. 1*, s.o.). Anlässlich der gemeinsamen Ausstellung *Buch/Zeit* im Jahr 1999 sagt Roman Scheidel über seinen Künstlerkollegen Werkner und dessen Arbeitsweise: „Er legt eine Schichte auf und erzeugt

eine gewisse Erosion, um die Schicht wieder abzutragen, oder er läßt Farbe darauf regnen oder schneien. Also, er macht alles, um der Struktur Leben zu verleihen.³⁰ Farben werden also nicht verwendet, um etwas darzustellen, sondern im Hinblick auf ihre Materialität. In diesem Sinn ist Werkner ein Materialkundler, der unter anderem gerne mit Farbaufträgen experimentiert und beobachtet, wie sie sich bei Lichteinwirkung verändern.³¹ Das geht in manchen Fällen so weit, dass der Künstler zum Handwerker wird und seine einzige Funktion darin sieht, Farbe aufzutragen. In einem Interview erklärt Werkner:

„Ich verlasse mich auf meine Materialien, sie werden es schon richtig machen – wenn sie gut sind, brauchen sie mich kaum. Im Extremfall: es reicht, wenn ich die fragile Fläche nur einstreiche, vollkommen interesselos, wie ein Anstreicher eben eine Wand weiß anmalt. Das wäre ideal – und daß trotzdem nicht eine fade weiße Wand herauskommt, nicht zum hundertsten mal das weiße, schwarze oder sonstwie monochrome Bild, sondern eines mit dem ‚gewissen Etwas‘.“³²

Mit dieser Faszination für Materialien hängt sein Interesse für Technik und Methodik zusammen. Für das Kunstmagazin *Parnass* hat Werkner einmal eine Rubrik vorgeschlagen, die sich nur damit beschäftigt, in Ateliers von Künstlern zu blicken und Fragen nach Mischverhältnissen von Farben, verwendeten Pinseln usw. nachzugehen.³³

In vielen Fällen dienen Materialien und ihre Verwendung besonders der Herausbildung des haptischen Elements, das diesen Kunstwerken innewohnt. Wenn Werkner Seiten mit mehreren dicken Farbschichten bestreicht, fühlt man das schon beim Umblättern. Zusätzlich scheinen Materialien, wie beispielsweise Glitzerstaub in *Hauptbuch Nr. 4*, ganz bewusst auf Seiten, Bildern oder Textelementen verteilt worden zu sein, um zum Anfassen zu verleiten und Inhalte im wahrsten Sinn des Wortes zu ‚begreifen‘. Wenn man mit den Fingerspitzen über so präparierte Seiten bzw. Inhalte streicht, bekommt man neben der visuellen Information auch einen haptischen Eindruck und somit eine zusätzliche Information, die nur ertastet werden kann. Inhalt des Buchs, Materialität und visuelle Gestaltung bilden so eine untrennbare Einheit.³⁴ Manche Elemente müssen sogar betastet und bearbeitet werden, um bis zur eigentlichen Information vordringen zu können. In *Hauptbuch Nr. 2* zum Beispiel wurde auf der Doppelseite 17 ein grünes Blatt eingeklebt und wie ein Briefkuvert zusammengefasst. Zusätzlich wurde darauf die Zeichnung einer Hand geklebt. Die Aufforderung zum Öffnen ist unmissverständlich, und tatsächlich findet sich nach einiger ‚Auffalt-Arbeit‘ ein verborgenes Bild. Im Zusammenhang mit Material und Haptik steht das Thema Verschleiß, das Werkner in besonderer Weise interessiert. Es geht ihm darum zu erkunden, wie sich seine Bücher verändern, wenn Leute sie bei Ausstellungen anfassen und durchblättern oder wenn beim Reden möglicherweise kleine Spucketröpfchen auf die Seiten gelangen.³⁵ Auch an diesem Interesse zeigt sich, dass die Bücher zum Anfassen und Ausstellen gedacht sind, und dass Haptik in ihrem Kontext eine wichtige Rolle spielt.

Sprache und Schrift

Die Sprache und ihre Verwendung in Werkners Büchern ist in vielerlei Hinsicht komplex und geprägt von unterschiedlichen Einflüssen. Sie erfüllt eine Vielzahl von Funktionen, die vom herkömmlichen Sprachgebrauch abweichen. In erster Linie manifestiert sie sich in den Büchern natürlich auf visueller Ebene, nämlich durch Schrift, die Werkner im Übrigen auf sehr experimentierfreudige Art verwendet. Doch auch lautliche Qualitäten spielen eine wichtige Rolle. Als übergeordnetes Prinzip, nach dem Werkner mit Schrift und Sprache, wie auch mit den anderen Materialien in den (Haupt-)Büchern arbeitet, wird das Erzeugen von „Informationsmaxima“³⁶ angenommen – also das Ziel, auf beschränktem Raum, in diesem Fall einer Buchseite, möglichst viele Informationen anzusammeln. Vorhaben dieser Art werden in Bezug auf Werkners Arbeiten immer wieder erwähnt³⁷ und bei näherer Beschäftigung mit seinem Schaffen sind sie nur allzu deutlich erkennbar. In den Hauptbüchern werden ‚Informationsmaxima‘ spätestens mit dem *Hauptbuch Nr. 3* zentral. Auf schriftlicher Ebene werden sie mitunter durch Techniken, wie „Hudel-Kalligrafie“ (eine nicht lesbare Pseudoschrift)³⁸ oder extrem klein geschriebene, aneinandergesprezte Worte erzeugt, die oft gar nicht mehr lesbar sind. Trotz oder gerade wegen ihrer unglaublichen Informationsdichte geben sie kaum Informationen preis. Sie entziehen sich „der Vermittlung von Inhalten oder einem leserlichen ‚Sinn‘“,³⁹ halten aber andere, ungewohnte Informationen bereit. Wenn der Text auf Seite 112 im *Hauptbuch Nr. 4* von einer krakeligen Linie abgelöst wird, schreibt Werkner zwar immer noch, der Vorgang wird aber auf eine motorische Bewegung reduziert, die von jeglicher Bedeutungsvermittlung im Schriftsinn losgelöst ist. Indem Schriftzeichen in Interaktion mit anderen visuellen Materialien – Farben, Bildern, Zeichnungen usw. – treten, wird die Informationsmenge potenziert.

Wortmaterial unterliegt bei Werkner häufig einem Sammelprinzip. Ein Beispiel dafür sind die Wortlisten, die er (oft in alphabetischer Ordnung) anlegt. Im *Hauptbuch Nr. 5* findet sich eine Liste mit Wörtern wie „ANGEL“, „BOOT“, „FUNK“ und „STAB“. Bei genauerer Betrachtung wird ersichtlich, dass alle diese Wörter sowohl im Deutschen als auch im Englischen existieren, in den beiden Sprachen aber unterschiedliche Bedeutungen haben. Die Liste selbst wurde mehrmals überarbeitet und erweitert und findet sich in (vorläufig) vollständiger Form in Werkners *Idiomatik* (2008).⁴⁰ Auch dabei handelt es sich übrigens um ein Werk, das zwischen Kunst und Literatur steht. Es ist, wie Iris Kathan feststellt, ein Lexikon mit Selbstzweck, „ein einziges Furioso des Sprachspiels.“⁴¹ Abgesehen vom Buch führt Werkner Idiomatik-Zettelkästen, in denen seine Sammlung von Worten und Aussprüchen ständig wächst.⁴²

Eine besondere Spielart in Sprache bzw. Schrift erreicht der Künstler durch seine Arbeit mit ‚Sonderzeichen‘. Er verwendet ein *E* mit vier und ein *F* mit drei Querbalken, ein *B* mit drei Ausbuchtungen, ein *S* mit einer zusätzlichen Windung und ein *I* mit zwei Punkten (vor allem in den *Hauptbüchern 3* und *4*). Außerdem finden sich Buchstaben aus dem griechischen Alphabet, geometrische Figuren, die, in schriftartiger Manier aneinandergereiht, Inhalt suggerieren, und vieles mehr. Auch die Anordnung der Buchstaben spielt eine Rolle. Buchstaben

und/oder Worte werden oft extrem aneinandergespresst, sodass die Informationsdichte zwar erhöht, das Abrufen der Information aber erschwert wird. Die Buchstabenanordnung kann aber auch in das andere Extrem umschlagen: Auf Seite 74 im *Hauptbuch Nr. 4* beginnt Werkner plötzlich, Buchstaben einzelner Wörter in sehr großen Abständen voneinander zu schreiben. Mit den größer werdenden Abständen zwischen den Buchstaben werden die Wortgrenzen immer schwerer erkennbar, sodass man auf den ersten Blick nur eine Menge von Buchstaben wahrnimmt, nicht aber Worte. Man kann hier den Einfluss konkreter Poesie vermuten. Worte werden segmentiert und das Material, aus dem sie bestehen, wird in den Fokus gerückt. In dem Moment, in dem es gelingt, die Buchstaben wieder zu Worten zusammensetzen, gewinnt die Sprache ihr verweisendes Element bzw. ihren Inhalt zurück – wobei das nicht bedeuten muss, dass man auch versteht, was man liest.

Auch Werkners assoziatives und thematisch extrem sprunghaftes Schreiben ermöglicht das Vermitteln möglichst vieler ‚Inhalte‘ auf begrenztem Raum (ganz im Sinn der ‚Informationsmaxima‘). Oft sind es kaum mehr als ein bis drei Worte, mit denen ein Thema abgehandelt wird, nur um sofort vom nächsten abgelöst zu werden. Im besten Fall stehen mehrere Sinneinheiten in Bezug zueinander, oft ist es aber nur die Buchseite, die sie aneinander bindet. Werkners Vokabular wird dabei „stets humorvoll sowie intellektuell eingesetzt.“⁴³ Sein Umgang mit Sprache ist spielerisch-experimenteller Natur:

„Piff Paff‘. Der Zustand als vorübergehende Erscheinung. Wen sie ich? Den er ich? Erzbriefträger. Fabeln lesen. Leben. Es sich homogen machen. Plüp Plüp. ‚Negerlein‘. Gringo de mi pensamiento. Ein Spezifikum einnehmen. Penisfisch. Ausversehen versucht, mit der UHU-Tube eine Zigarette anzuzünden.“⁴⁴

Werkner verwendet in diesen wenigen Zeilen Lautmalereien („PiffPaff“), Wortneuschöpfungen („Erzbriefträger“) und Tabuworte, allerdings in Anführungszeichen („Negerlein“), andere Worte stellt er in einen neuen Kontext („Spezifikum einnehmen“). Zudem wird eine Fremdsprache (in diesem Fall Spanisch – andernorts finden sich auch Italienisch, Französisch und Altgriechisch, vor allem aber Englisch) verwendet. Andere Methoden sind z.B. die bewusste Falschschreibung von Worten, um ihre Bedeutung zu erweitern oder zu verändern (wie „Brotokoll“ auf der ersten Seite von *Hauptbuch Nr. 4*), oder das Ersetzen deutscher Wörter mit englischen, die zwar gleich ausgesprochen werden, aber etwas völlig anderes bedeuten („Geldgear“). Dem ersten Teil des Wortes „Penisfisch“, das im obigen Textauszug vorkommt, liegt das Wort *Penis* zugrunde. Werkner arbeitet oft und gerne mit, wie er es auf Seite 109 im *Hauptbuch Nr. 4* nennt, „Banalerotik“.

Selten findet sich ein längerer roter Faden. Manches lässt sich in eine Verbindung bringen, wie „Leben“ und „es sich homogen machen“; Sprünge zu Worten wie „Erzbriefträger“ sind aber kaum nachzuvollziehen. Da bleibt man ein „Gringo“ in Werkners „pensamiento“ – ein Fremder in seinen Gedanken. Aber das trifft ebenso auf Werkner zu, der selbst nicht weiß, in welche Richtung ihn die aufgezeichneten Inhalte führen. Er sammelt einfach, nimmt

alles auf und daraus entsteht ein Kontext, in dem verborgene Zusammenhänge sichtbar oder – umgekehrt – dekontextualisiert und dekonstruiert werden.⁴⁵ Immerhin gibt es leichter nachvollziehbare Assoziationsketten wie die folgende aus *Hauptbuch Nr. 2*: „All american hero. Marilyn Monroe. Hugh Hefner. John Birch Society. Richard Milhous Nixon. Milhouse? Mouse? Mice nice men.“ Beginnend mit „All american hero“ werden positive und negative Ikonen der amerikanischen Kultur aufgezählt, bis vom zweiten Namen Nixons schließlich „Mouse“ und der Satz „Mice nice men.“ abgeleitet werden.

Werkner überlässt „seine Arbeiten, sobald sie das Atelier verlassen haben, der Gedankenarbeit anderer.“⁴⁶ Wie in vielen seiner Bilder finden die Leserinnen und Leser auch in seinen Büchern „ein riesiges Chiffrenreich, eine Welt unbekannter phantastischer Zeichen“.⁴⁷ „Nicht das einzeln isolierte Zeichen sondern erst das Zusammenspiel unzähliger Informationen ergibt ein Bild von geordneter Unordnung der Welt.“⁴⁸

Intermedialität

Nach Irina Rajewsky gibt es verschiedene Stufen der Medienkombination als Form von Intermedialität, die von „einer bloßen Kontinuität, einem Nebeneinander, bis hin zu einem weitestgehend ‚genuinen‘ Zusammenspiel der Medien [reichen], bei dem – idealerweise – keines von beiden privilegiert wird.“⁴⁹ Gerade bei Werkner grenzt die Verwendung unterschiedlicher Medien an totale Verschmelzung, z.B. wenn Schrift so in Zeichnungen eingeflochten wird, dass die beiden „konventionell als distinkt wahrgenommene[n] Medien“⁵⁰ kaum mehr voneinander zu trennen sind. Auch die ungewöhnlichen Materialien, die er verwendet, lassen sich nicht mit dem konventionellen Medium Buch in Einklang bringen. Die Schallplatte im *Hauptbuch Nr. 3* wäre wahrscheinlich weniger als Medienkombination, sondern eher als ein intermedialer Bezug⁵¹ aufzufassen: Hier wird Musik nicht abgespielt, aber auf sie verwiesen, indem eines ihrer Trägermedien in das Buch aufgenommen wird. Weitere Verweise auf Musik finden sich in Notensystemen, die Werkner in Bilder hinein zeichnet. Andere Gegenstände, wie Zigarettenstummel oder das genannte Röntgenbild, gleichen in ihrer Verwendung oft dem Konzept eines Ready-mades oder sind im Kontext einer Seite des Buchs bzw. des Buchs als Ganzem wiederum als Teile von Collagen zu verstehen.

Die Haupt- und Kunstbücher beinhalten eine Vielzahl verschiedener Materialien, Medien und semiotischer Systeme. Erste Schwierigkeiten bei der Beschreibung und Klassifizierung intermedialer Phänomene ergeben sich bereits vor dem Aufschlagen; betrachtet man die Bücher einzeln und als Ganzes, scheint schon die Bezeichnung Buch problematisch. Zuallererst handelt es sich bei Werkners Büchern um eine Sonderform, die nichts mit den Erzeugnissen aus Papier und Text zu tun hat, die im engeren Sinn als ‚Buch‘ bezeichnet werden. Sie sind zunächst nicht Träger von (schriftlichen) Informationen, sondern bestehen aus leeren Seiten. Einzig die Geschäftsbücher, die die Ausgangspunkte für die Hauptbücher bilden, beinhalten manchmal Informationen in Form von Spalten für Einträge von Soll und Haben oder Linierungen.⁵² Buchcharakter haben sie deshalb, weil es sich um gebundene Seiten zwischen

zwei Deckeln handelt. Auch Werkner macht keine Bücher im besagten engeren Sinn aus ihnen. Er füllt sie mit Informationen in jeder nur erdenklichen Form – nicht umsonst gab er nach beendetem Kunststudium ‚Informationsmechaniker‘ als Berufsbezeichnung an, was übrigens auch in seinen Reisepass eingetragen wurde.⁵³ Die Verwaltung dieser Informationen erfolgt auf eigenwillige Art und Weise. Die Kombination von Text- und Bildelementen ist nichts Neues, es ist die Art der Kombination, das Ineinanderfließen verschiedenster Inhalte, was Werkners Bücher besonders macht, etwa auf Seite 112 im *Hauptbuch Nr. 4*: „Lobby Bobby im Breibergwerk // der Tunkenbold // vgl. Tunkenbold; Saucier!“ Die zu den Worten gehörende Zeichnung stellt den Kopf eines Mannes dar und wurde nachträglich in das Buch eingeklebt. Vorher wurde sie aber noch in Wasser (oder eine andere Flüssigkeit) eingetaucht, sodass die Tinte der Zeichnung verlaufen ist und der dargestellte Mann wortwörtlich zum „Tunkenbold“ wurde. ‚Tunken‘ wird sowohl als Wort genannt als auch als konkrete Handlung dargestellt. Werkner kombiniert Text und Bild mittels Materialbearbeitung.

Vor allem in Anbetracht der Kunstbücher, in denen Werkner oft ausschließlich mit Farben und Maltechniken experimentiert, kommen möglicherweise Zweifel darüber auf, ob das Buch überhaupt ein angebrachtes Medium für derartige Produktionen ist. Wäre nicht eine Leinwand besser geeignet? Zwar ist der Gedanke von Sammlung und Konservierung, der den Büchern anhaftet, ein zentrales Element für Werkner, aber man bedenke nur den zeitlichen Aufwand, der mit den ständigen Trocknungsvorgängen verbunden ist. Warum also Bücher? Eine Antwort auf diese Frage gibt der Künstler in einem Interview: „Weil ich mir meine Bilder nicht als falsch montierte Fußabstreifer oder Wandschoner wünsche. Die Bilder müssen weg von der Wand [...]. Betrachterle [sic!] muss drumherum gehen können, muss sehen können, was hinten los ist. Es ist vollkommen verkehrt, die Rückseite der Bilder zu verstecken. Und das Buch – das ist auch: weg von der Wand.“⁵⁴

Was die Inhalte angeht, gibt es vor allem in den Hauptbüchern inter- bzw. intramediale Bezugnahmen: Verweise, Zitate und Motive, die sich auf Bücher, Autoren und Autorinnen oder Liedtexte beziehen, „Nachtwerther“ in *Hauptbuch Nr. 4*, Variationen von Textzeilen der Beatles („Ike in the skies with diamonds“ in *Hauptbuch Nr. 1*) und Bob Marleys („I phot the pheriff, but I didn’t phoot the deputy“ im *Hauptbuch Nr. 4*). Besonders in Bezug auf andere Bücher und Texte sind solche Verweise aus intermedialer Sicht schwer zu klassifizieren. In Fällen, in denen ein (literarischer) Text auf einen anderen verweist bzw. sich darauf bezieht, spricht Rajewsky wie üblich von „Intertextualität“. Diese stellt einen Teilbereich der Intramedialität dar, weil die Bezüge die Mediengrenzen nicht überschreiten.⁵⁵ Nun kann man die Hauptbücher Werkners aber nicht einem Medium zuordnen. Sie sind an sich ein multimediales Gebilde.⁵⁶ Die Frage, ob man von Intramedialität sprechen kann, wenn Werkner durch Sprache auf andere Texte verweist, scheint vor diesem Hintergrund durchaus angebracht.

Eine in diesem Sinn erwähnenswerte Bezugnahme auf einen literarischen Stoff findet sich im *Hauptbuch Nr. 1*: Werkner setzt sich hier in Text und Bild mit Aldous Huxleys dystopischem Roman *Brave New World* auseinander. Die Bezugnahme wird über drei Seiten entfaltet und weitergesponnen. Auf der ersten Seite findet sich die Skizze eines Menschen in übertrieben aufrechter Haltung. Daneben wiederholt Werkner des Öfteren das altgriechische

Wort $\sigma\omega\mu\alpha$ (soma = Körper). Darunter steht „conform = comfort“. Am unteren Seitenrand liest man dann noch „Brave New World“. Die nächste Seite ist zur Gänze bemalt, die Farben sind dunkel gehalten, es dominieren Grau, Blau und Schwarz. Man erkennt zwei Figuren, die der Skizze auf der vorhergehenden Seite ähneln. Sie kommen aus einer Art Tor, über dem erneut das Wort „conform“ steht. Auf der nächsten Seite steht dann noch „W. Bokanowski“ in grüner Wasserfarbe. In Huxleys Buch bezeichnet der Bokanowski-Prozess eine Form des Klonens, die dazu dient, gezielt Menschen für die unteren Gesellschaftsschichten Gamma, Delta und Epsilon zu produzieren.⁵⁷ Dementsprechend dürfte das Bild auf der vorhergehenden Seite auf Klonung und Konformität anspielen. Auch „ $\sigma\omega\mu\alpha$ “ ist in diesem Kontext wichtig. Die Bedeutung ‚Körper‘ spielt ebenfalls auf die Klonung an und die Verwendung griechischer Buchstaben verweist auf die Klassen der hierarchisch geordneten Gesellschaft (Alpha bis Epsilon) in Huxleys Buch. Schließlich wird auch die Droge, die die Bevölkerung im Buch ruhig und zufrieden hält, ‚Soma‘ genannt.⁵⁸

Werkner ist übrigens nicht der einzige österreichische Künstler, der Bücher besonderer Art produziert. Neben ihm gibt es Wolfgang Buchta, Roman Scheidl und Felix Waske, die man beim Stichwort Kunstbuch erwähnen kann.⁵⁹ Speziell Waske ist in seiner Arbeitsweise mit Büchern zum Teil mit Werkner vergleichbar. „Seine Radierungen und Zeichnungen entstehen in kontemplativ versunkenem, vielleicht gedankenlosem, hypnotischem Zustand. Die Hand arbeitet, der Geist wandert [...]. Das Denken verläuft automatisch im Einklang von Hirn und Hand, die feine Striche zieht, Schraffuren und Figuren, kleine Strukturen, in die noch kleinere eingeschrieben sind. Waske bezeichnet sein Tun als selbstreferenzielles Gemurmel.“⁶⁰ Zum einen ist es der Detailreichtum, der an Werkners Streben nach ‚Informationsmaxima‘ erinnert, zum anderen aber auch das selbstreferenzielle Element, das beiden Künstlern zu eigen ist, allerdings bei Werkner stärker vorhanden zu sein scheint.⁶¹ Im Jahr 2008 kam es zu einer Zusammenarbeit zwischen Buchta, Scheidl, Waske und Werkner bei einer gemeinsamen Ausstellung ihrer Bücher in der Galerie *mel contemporary* von Reinhold Sturm.⁶² 2009 gingen die vier zusammen mit Martin Adel noch ein Stück weiter und starteten ein Gemeinschaftsprojekt, bei dem sie kleinformatische Leporellos bearbeiteten. Zu jedem Buch trug jeder der Künstler eine oder mehrere Doppelseiten bei. Zum Schluss wurde ausgelost, wer welches Buch bekommt. Sie tragen übrigens den Titel: *Five Men In A Book, Not To Mention The Boat / Dog / Zip / Zap / Tit / Map / Hat / Mop / Hut / Pop / Dud* Bd. 1 bis 5.⁶³

Über seine großformatigen Bilder sagt Werkner, dass sie im Idealfall mehrere Bilder auf einmal wiedergeben.⁶⁴ Ganz ähnlich verhält es sich auch mit den Büchern: Man kann sie auf unterschiedlichen Ebenen beschreiben, auf Buchcharakter und Rezeptionsmodi eingehen oder sich mit den Inhalten beschäftigen, die sich in ihrem Inneren häufen und miteinander vermischen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Patrick Werkner: Über Turi Werkners Hauptbücher und ihre Systematik. In: Turi Werkner: Hauptbuch N° 6. Wien [u.a.]: Folio Verlag; Innsbruck: innsbruck university press 2010, 5-14, hier 8. Dem vorliegenden Aufsatz liegt eine Bachelorarbeit zugrunde, die von Christine Riccabona und Anton Unterkircher betreut wurde.
- 2 Die *Hauptbücher Nr. 1 bis 5* befinden sich in der Sammlung Turi Werkner im Forschungsinstitut Brenner-Archiv, (Nachlassnr. 209, Kassetten 1 und 2).
- 3 In Werkners Büchern gibt es meist keine Seitenzahlen. Sofern doch welche vorhanden sind, sind sie oft kaum brauchbar und/oder brechen plötzlich wieder ab. In *Hauptbuch Nr. 2* wurden beispielsweise nur einige Doppelseiten nummeriert, die Paginierung in *Hauptbuch Nr. 4* beginnt bei 114 und läuft anschließend rückwärts, endet aber etwa in der Mitte des Buches. (Vgl. dazu auch Werkner (Anm. 1), 9.) Viele der Beispiele in diesem Artikel konnten deshalb nicht mit Hinweisen auf genaue Seitenzahlen versehen werden. Auszüge aus den *Hauptbüchern Nr. 1 bis 5* finden sich auf der Homepage des Brenner-Archivs (<http://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/archiv/werkner.html>).
- 4 Vgl. Werkner (Anm. 1), 8f.
- 5 Vgl. ebenda, 8.
- 6 Vgl. <http://www.werkner.at/007/index.html> – 24.10.2013.
- 7 Vgl. Werkner (Anm. 1), 8f.
- 8 Vgl. Stefan Ladis: Turi Werkner. Bücher. In: Turi Werkner. Bücher in der Galerie Heike Curtze. Katalog zur Ausstellung von Oktober bis November 1996. Wien: Renaprint 1996, 18-19, hier 18.
- 9 Vgl. Frank Höpfel: Turi Werkner. In: Ein Weg. 25 Jahre Galerie Heike Curtze. Ausstellungskatalog. Hg. Galerie Heike Curtze. Wien, Düsseldorf 1999, 120.
- 10 Vgl. Ladis (Anm. 8), 18.
- 11 Vgl. ebenda.
- 12 Vgl. Wilhelm Missauer: Interview. Zwiegesang. Verhör. In: Turi Werkner (Anm. 8), 41-47, hier 42.
- 13 Vgl. Ladis (Anm. 8), 18.
- 14 Vgl. Andrea Schurian: Flirt. In: Turi Werkner (Anm. 8), 49-52, hier 50.
- 15 Vgl. ebenda.
- 16 Vgl. http://www.werkner.at/bindex_dfr.html – 2.11.2013.
- 17 Vgl. Ladis (Anm. 8), 18.
- 18 Vgl. Philipp Maurer, Elisabeth Parth: Die Kunst im Buch. In: Um:druck. Zeitschrift für Druckgraphik und visuelle Kultur. H. 9, 2008, 1-4, hier 4.
- 19 Vgl. Missauer (Anm. 12), 42.
- 20 Vgl. ebenda.
- 21 Vgl. ebenda.
- 22 Vgl. Werkner (Anm. 1), 6.
- 23 Vgl. Ladis (Anm. 8), 18.
- 24 Der Begriff ‚Bild‘ muss in diesem Fall etwas weiter gefasst werden, denn er schließt hier auch Farben, Muster, Formen und andere Arten visueller Gestaltung ein, die nichts mit Schrift zu tun haben.
- 25 Vgl. Werkner (Anm. 1), 5.
- 26 Vgl. ebenda, 8.
- 27 Vgl. ebenda.
- 28 Vgl. ebenda, 7.
- 29 Vgl. Missauer (Anm. 12), 42.
- 30 Vgl. Martin Adel: Buchzeit. In: Parnass. H. 1, 1999, 136-137, hier 137.
- 31 Vgl. Missauer (Anm. 12), 46.
- 32 Vgl. Schurian (Anm. 14), 50.
- 33 Vgl. ebenda, 51.
- 34 Vgl. Maurer/Parth (Anm. 18), 1.
- 35 Vgl. Missauer (Anm. 12), 42.

- 36 Vgl. Werkner (Anm. 1), 12.
- 37 Vgl. unter anderem Werkner (Anm. 1), 7 und Ladis (Anm. 8), 19.
- 38 Vgl. Werkner (Anm. 1), 6.
- 39 Vgl. Maurer/Parth (Anm. 18), 4.
- 40 Vgl. Turi Werkner: *Idiomatik*. Innsbruck: innsbruck university press 2008.
- 41 Vgl. http://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/literatur/tirol/rez_08/kathan_idomatik.html – 7.11.2013.
- 42 Vgl. Ladis (Anm. 8), 19.
- 43 Vgl. Sieglinde Hirn: Turi Werkner. *Gier nach Bildern*. In: *Parnass*. H. 5, 1988, 104.
- 44 Vgl. Hauptbuch Nr. 4, Sign. 209-2-1.
- 45 Vgl. Johann Holzner: Zu Turi Werkner „Notizbuch Nr. 68“ (29.5.–12.12.2005). In: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv*. 29, 2010, 147.
- 46 Vgl. Hirn (Anm. 43), 104.
- 47 Vgl. Magdalena Hörmann (Bemerkung zu Arbeiten Turi Werkners). In: *arttirol '95*. Katalog zur Ausstellung „Irene Dapunt, Norbert Pümpel, Markus Strieder, Arthur Salner, Ernst Trawöger, Elmar Trenkwalder, Turi Werkner – arttirol '95“ in der Galerie l'embarcadère, Lyon, 19.9.–3.10.1995. Hg. v. Kulturreferat der Tiroler Landesregierung. [Ohne Seitenzahlen].
- 48 Vgl. ebenda. Hörmann bezieht sich hier ausschließlich auf Zeichnungen und Malbilder Werkners; ihre Feststellungen sind aber auch in Bezug auf seine Bücher zutreffend.
- 49 Vgl. Irina Rajewski: *Intermedialität*. Tübingen, Basel: Francke 2002 (UTB Wissenschaft), 15.
- 50 Vgl. ebenda.
- 51 Vgl. ebenda, 16.
- 52 Vgl. Abbildungen in: Werkner (Anm. 8).
- 53 Vgl. Werkner (Anm. 1), 7.
- 54 Vgl. Schurian (Anm. 14), 49.
- 55 Vgl. Rajewsky (Anm. 49), 12.
- 56 Vgl. zur Multimedialität: Rajewsky (Anm. 49), 15.
- 57 Vgl. Aldous Huxley: *Brave New World*. London: Harper Collins 1994, 3f.
- 58 Vgl. ebenda, 47f.
- 59 Vgl. Maurer/Parth (Anm. 18), 1-4.
- 60 Vgl. ebenda, 4.
- 61 Vgl. ebenda.
- 62 Vgl. ebenda, 1.
- 63 Vgl. Werkner (Anm. 1), 13.
- 64 Vgl. Missauer (Anm. 12), 45.

Eine Jung-Tiroler Ehrung des „deutschen Volksdichters“ Nestroy „Der Scherer“ zum 100. Geburtstag des Dramatikers

von Sigurd Paul Scheichl (Innsbruck)

Die hier¹ behandelte deutschvölkische Umdeutung und Instrumentalisierung des ‚Kanons‘, zu dem Nestroy 1901 noch gar nicht so recht gehörte, im Innsbrucker *Scherer* ist nicht so sehr für die Geschichte der Nestroy-Rezeption von Interesse wie für die Haltung der Zeitschrift. Es ist überraschend genug, dass man in ihr den Wiener Satiriker geschätzt zu haben scheint, denn eigentlich liebte dieses entschiedene Provinz-Blatt Wien und Wiener Autoren nicht besonders; man würde in diesem Milieu auch keinen Sinn für Nestroys spezifischen Witz erwarten. Die Dinge sind, wie so oft, komplizierter, als man meinen möchte.

Von 1899 bis 1903 erschien in Innsbruck (später in Linz und zuletzt in Wien) das dem *Simplicissimus* nachgebildete *Witzblatt* – heute würde man von einer satirischen Zeitschrift sprechen – *Der Scherer*,² das, dem politischen Programm Georg von Schönerers bzw. Karl Hermann Wolfs verpflichtet, ziemlich extreme völkische Positionen vertrat, sowohl mit der Los von Rom-Bewegung als auch (und vielleicht noch mehr) mit den germanischen Göttern sympathisierte;³ auch grafisch war das Niveau deutlich niedriger als jenes des Münchner Vorbilds. Herausgeber des *Scherer* war Karl Habermann; literarisch prägte ihn der Tiroler Lyriker Arthur von Wallpach (1866–1946). Aufgrund der Tiroler Verhältnisse – ungebrochene Stärke der Kirche wie des politischen Katholizismus – dominierte im *Scherer* der (manchmal recht witzig zum Ausdruck kommende) Antiklerikalismus fast noch mehr als der Antisemitismus, so präsent dieser auch ist, etwa in üblen Karikaturen, von denen sich eine auch in dem hier vorzustellenden Heft findet.⁴ Neben den Karikaturen pflegte die Zeitschrift vor allem eine sehr aggressive politische Lyrik; Prosabeiträge sind seltener.

Wie fremd die Welt ist, mit der man es im *Scherer* zu tun hat, belegt ein Detail: Im Sinne Schönerers weicht (ab dem 2. Jahrgang) die Datierung vom Üblichen ab: Das Blatt zählt die Jahre nicht ab Christi Geburt, sondern ab Noreia (113 v. u. Z.) – weil in den Berichten über diese Schlacht zum ersten Mal in der Geschichte von den Germanen die Rede ist.⁵ *Der Scherer* beging Nestroys 100. Geburtstag also nicht 1901, sondern im Jahr 2014 ...

Literarisch war die Zeitschrift ein Sprachrohr der Jung-Tiroler,⁶ die, atypisch für Deutschnationale, eine Öffnung der Tiroler Literatur- und Kulturszene zur Moderne anstreben,⁷ wobei sie sich allerdings eher am Naturalismus als an Jung-Wien orientierten und mehr nach München blickten als nach der Hauptstadt Österreichs. Diese Orientierung der ‚innovativen‘ Literaten ist wohl damit zu erklären, dass sich anderswo Neues in einem liberalen (und kapitalistischen) Umfeld, zumeist gegen dieses, durchsetzen musste, während die politischen und sozialen Strukturen Tirols, zumal außerhalb der Städte, viel archaischer gewesen sind.

Deutschnationale und Völkische waren in der Regel für Satire nicht besonders hellhörig; man denke an die Schwierigkeiten Josef Nadlers mit Nestroy. Der Witz, den manche Texte des *Scherer* gleichwohl haben,⁸ überrascht geradezu. Insofern passt es doch zur Zeitschrift, dass

sie zum 100. Geburtstag des Dramatikers einen kleinen Nestroy-Schwerpunkt gesetzt hat, ein eher seltenes Beispiel für die Rezeption des Dramatikers in diesem politischen ‚Lager‘.

Die Hommage des *Scherer* an Nestroy ist auch als eine Stimme der ‚Provinz‘ zum damals noch viel gespielten, aber literarisch erst selten ernst genommenen Wiener Autor bemerkenswert, wobei der Nestroy-Beitrag vielleicht weniger echtem Interesse am Dramatiker entspricht als dem Bedürfnis nach Legitimierung des eigenen satirischen Schreibens – und, wie zu zeigen sein wird, unmittelbar politischen Absichten. Insgesamt interessierten sich die Jung-Tiroler nicht besonders für die Literatur Österreichs im 19. Jahrhundert.

Anders als das Klischee von dem erst durch Kraus (1912) wieder entdeckten Satiriker es will, ist Nestroy zu diesem Jubiläum auch anderswo geehrt worden,⁹ auf Wiener Bühnen durch Inszenierungen, zum Teil erweitert durch Huldigungsprologe, im Jantsch-Theater (gespielt wurde *Eulenspiegel*), im Raimund-Theater und im Deutschen Volkstheater; in einem großen Feuilleton der *Neuen Freien Presse: Johann Nestroy. (Zu seinem hundertsten Geburtstage.)* von Karl Glossy (7.12.1901, 1-5) und in Feuilletons anderer Zeitungen¹⁰ – während z.B. *Neues Wiener Journal* (apolitisch liberal) und *Reichspost* (christlichsozial) von dem 100. Geburtstag in der Tat keine Notiz genommen zu haben scheinen.

Ganz allein stand die Ehrung Nestroys durch den *Scherer* selbst in dessen Umfeld nicht. Der Verfasser des Nestroy-Beitrags – es könnte sich um einen Wiener Mitarbeiter des Blatts gehandelt haben – beruft sich seinerseits auf eine „vor Jahresfrist“ in der gesinnungsverwandten Wiener *Ostdeutschen Rundschau* erschienene Aufsatzreihe über Nestroy.¹¹ Im zwar deutschvölkischen, aber zunehmend zu den Christlichsozialen tendierenden Wiener *Deutschen Volksblatt* erschien zum 100. Geburtstag am 7. Dezember 1901 ein längeres Feuilleton von P. Thaler: *Ein Jahrhundert Nestroy* (1-5), am darauf folgenden Tag, einem Sonntag, sogar eine Nestroy-Beilage. Ein etwas früheres Beispiel ist die lange, acht Seiten umfassende Liste von Nestroy-Zitaten in der kleine Broschüre *Geflügelte Worte aus und über Österreich. Ein Supplement zu Büchmann's „Geflügelten Worten“* von Argus [Franz Friedrich Masaidek], 1896 im alldeutsch orientierten Wiener Verlag Friedrich Schalk erschienen (der übrigens gelegentlich im *Scherer* inseriert hat); an der Spitze dieser Zitatenserie steht: „Von keinem anderen österreichischen Schriftsteller sind so viele ‚geflügelte Worte‘ im Umlauf, wie von Johann Nestroy [...]“¹²

Die Nestroy-Doppelseite (6ff.) im ersten Dezember-(Jul-)Heft (Nr. 23) des Jahrgangs 3 (1901 bzw. „2014“) des großformatigen *Scherer* beginnt links mit einer fast die ganze Seite einnehmenden Grafik von Erich Heermann. Der relativ kurze, nicht gezeichnete Würdigungsaufsatz (6f.) fängt mit der Feststellung an: Nestroy „wusste mit genialem Reichthum der Laune und Erfindung das eigentlichste Wesen des Wiener Volksthum's bühnenwirksam festzuhalten.“ (6) Implizit enthält der Satz wohl eine Polemik gegen jene Wiener Literatur, die das „Wiener Volksthum“ nicht in seinem „eigentlichsten Wesen“ erfasst, ob das nun die Jung-Wiener sind oder, oft jüdische, Unterhaltungsaufsteller. Die „Sündfluth von Ehebruchsdramen, Familienkatastrophen und Überbrettelpoesien“ (6), von der im Weiteren polemisch die Rede ist, kann man auf beide Gruppen beziehen.

Wörtlich zitiert wird Nestroy in dem Artikel nicht, mit Ausnahme des „unsterblichen Lumpazi“ (6) werden nicht einmal Werkstitel genannt. Überhaupt erweckt der Verfasser nicht

den Eindruck, ein profunder Kenner des Dramatikers zu sein; gleich am Anfang lässt er ihn sogar in Wien statt in Graz sterben. Oft verwendet er Leerformeln wie: Nestroy sei „ein Glied der reichen Kette deutscher Dichter“ (7) und „ein wahrhaftiger Poet“ (7). Nicht viel anders: „Der ‚Scherer‘, der ebenfalls Humor und Satyre auf sein Banner geschrieben hat, möchte heute [...] gerne das Andenken an den Großmeister des Witzes mitfeiern und ein paar Worte über Nestroys Werke und das berü – hmte Wienerthum sprechen.“ (7)

Dieses etwas verkrampfte Wortspiel auf ‚berühmt‘ und ‚berüchtigt‘ führt zu einem anderen, wahrscheinlich dem zentralen Aspekt des Artikels: Nestroy wird als Vertreter des alten gegen das neue Wien instrumentalisiert, gegen „unser heutiges verluegertes, mit Powideln, Liguorimoral und Koscherfleisch gefülltes, in Weihrauch geselchtes Wien“ (7), „weil Wien eben d i e s e s Wien geworden ist, weil aus der frischen Wäsch’ von 1848 eben wieder zum großen Theile vormärzlich-reactionäre Haderlumpen geworden sind, die heute jedem noch so guten Österreicher [...] seine engere Heimath verekeln.“ (7)¹³ Dass sich die „Powideln“ auf die tschechische Zuwanderung beziehen, ist ebenso klar wie der Angriff auf die in Wien gerade wieder erstarkende katholische Kirche durch „Liguorimoral“ und „Weihrauch“ sowie die antisemitische Funktion des Worts „Koscherfleisch“. „Liguorimoral“ steht hier wohl nicht primär als Anspielung auf die in *Freiheit in Krähwinkel* vertriebenen Liguorianer (eigentlich: Redemptoristen), sondern hat einen aktuellen Hintergrund: die heftige antiklerikale Polemik gegen den hl. Alfons Liguori, den Gründer dieses Ordens; vor allem dessen Beichtspiegel wurde wegen der detaillierten Fragen zum Sexualverhalten der (zumal weiblichen) Beichtkinder als versteckte Pornografie angegriffen.

Aus den angedeuteten politischen Gründen zitiert *Der Scherer* dann ausführlich aus einem Werk, „das vielleicht das allersatyrischeste ist, leider aber fast niemals gegeben wird“ (7), nämlich aus *Freiheit in Krähwinkel*. Die Zitate aus „dieser politischen Satyre auf die Erhebung von 1848 und die darauffolgende Reaction“ nehmen fast die ganze Seite 7 und den Beginn von Seite 8 ein.

Wegen der antihabsburgischen Orientierung der Revolution und ihres großdeutschen Gedankenguts berief sich der deutschvölkische oder alldeutsche Radikalismus in Österreich gerne auf das Jahr 1848.¹⁴ Für die Jung-Tiroler war 1848 noch zusätzlich bedeutsam, weil ihre Identifikationsfigur Adolf Pichler als Student in Wien an der Revolution teilgenommen hatte.¹⁵ Insbesondere Metternich war ein traditionelles Feindbild der österreichischen Deutschnationalen, welche die franzisko-josephinischen Regierungen in diese Tradition rückten. Das eifrige Walten des Zensors gegen den antiklerikalen und antisemitischen *Scherer*¹⁶ mag dem eine gewisse Berechtigung geben. Die zensurfeindliche *Scherer*-Karikatur „Herr Beschlagnahmek an der Arbeit“ wurde auch als Postkarte vertrieben, und in der Einleitung zu den Zitaten aus *Freiheit in Krähwinkel* wird Nestroys Bürgermeister als das „wahre Abbild unseres Herrn von Bšlagnahmek“ vorgestellt; die Schreibweise des Namens ermöglicht gleich noch einen Fußtritt gegen die slawischen Völker Österreichs, zumal gegen die Tschechen. Die im Grunde staatsfeindliche Berufung auf das Ereignis, das am Beginn der Regierung Franz Josephs steht, macht diese Nestroy-Ehrung über die – als solche doch eher belanglose – literarische Rezeption hinaus interessant.¹⁷

Diesem mehr politischen als literarischen Kontext entspricht die Auswahl der (notwendiger Weise) aus dem Zusammenhang gerissenen Stellen aus Nestroys Revolutionskomödie, vorwiegend aus deren I. Akt. Selbstverständlich finden sich Ultras Worte über die Zensur (I, 14; 26f.), Ultras Nationale (I, 15; 28f.) und die antiliguorianischen Szenen (I, 17, 31ff. und III, 12, 63f.) bzw. Teile davon; insgesamt wird aus neun Szenen mehr oder minder ausführlich zitiert.¹⁸ Die einleitende Charakterisierung einzelner Figuren habe ich schon erwähnt; zu Klaus heißt es beispielsweise, wiederum aktualisierend (und nicht ganz unzutreffend), „ein kleiner Lueger, Busenfreund der Liguorianer und Spitzel.“ (7) Die Tendenz der Auswahl ist klar: Abgedruckt wird, was in die politischen Konzepte der Zeitschrift passt; *Freiheit in Krähwinkel* wird instrumentalisiert, als Satire gegen die Kirche sowie gegen die österreichische Regierung vor 1848 und ihre Praktiken (wobei der Konservatismus der späten franzisko-josephinischen Zeit mitgemeint ist).

Am Beginn von Seite 7, vor den Zitaten, stellt eine Leiste „Nestroy als Ultra“ einen, übrigens kaum erkennbaren, Nestroy in den vier Verkleidungen seiner Hauptfigur, seiner Rolle dar. Der Grafiker (wohl kaum Heermann) wird nicht genannt.

Dass Nestroy das Freiheitspathos, das Ultra auch in einigen der zitierten Stellen artikuliert, subtil in Frage stellt,¹⁹ ist dem *Scherer*-Mitarbeiter entgangen, vielleicht hat er es auch nicht bemerken wollen. Ihm kam es auf die antiluegerische und antiklerikale, wohl auch anti-habsburgische Aktualisierung an, weniger auf das Verständnis Nestroys. Immerhin bringt *Der Scherer* keine Zitate aus *Judith und Holofernes*, verzichtet also auf eine denkbare antisemitische Aktualisierung.²⁰ Der Grund dafür könnte schlicht und einfach Unkenntnis sein (obwohl der Titel der Hebbel-Parodie in der Grafik erscheint); vielleicht war dem *Scherer* auch der in *Freiheit in Krähwinkel* zu findende Antiklerikalismus wichtiger. Von der Distanz Nestroys gegenüber der schwarz-rot-goldenen Begeisterung der 1848er Revolutionäre ist in der Zeitschrift erst recht nicht die Rede.

Für den *Scherer* typisch ist die Verbindung von Text und Grafik. Das Bild, das etwa ein Drittel des Beitrags ausmacht, stammt von dem aus Liegnitz gebürtigen, aber zum Teil in Tirol aufgewachsenen, 1901 in München, später in Berlin lebenden Grafiker Erich Heermann (1880–1947?).²¹ Für die Jahrhundertwende auffällig ist die Wahl einer sehr aufwändig gestalteten Antiqua-Schrift für das Bild statt der eher zu erwartenden Fraktur (in der die Zeitschrift selbstverständlich gesetzt ist).

Um ein mit „Joh. Nestroy“ unterschriebenes Bild – kein Rollenbild, sondern das Porträt von Alois Schwinger²² – sind in einer mit Bühnenmasken geschmückten Dekoration auf sechs asymmetrisch verteilten ‚Urkunden‘ Titel von Nestroy-Stücken verzeichnet: Der gefühlvolle Kerkermeister. Höllenangst. D. Zerrissene. Tritschtratsch. Frühere Verh[ältnisse].²³ D. beiden Nachtwandler (links oben); Nur Ruhe! Hinüber Herüber. D. Schützling. Lohengelb. [!] Robert der Teuxl. Nagerl u. Handschuh (links Mitte); Liebesg'schichten u. Heiratsachen. D. Mädal a. d. Vorst. Unverhofft. D. Färber u. sein Zwillingbruder. D. verhängnisvolle Faschingsn. (links unten); Lumpacivagabundus. Einen Jux will er sich machen. 30 Jahre aus d. Leben eines Lumpen. Der Talisman [!]. (rechts oben); Zu ebener Erde und 1. Stock. D. gebildete Hausknecht. (rechts oben außen); Die Freiheit im [!] Krähwinkel. Kampl. Judith u. Holofernes.

D. Geheimnisse d. grauen Hauses. – Umsonst. (rechts Mitte). Nicht zuletzt die Abkürzungen erwecken den Eindruck, dass möglichst viele Titel untergebracht werden sollten.

Deren ungenaue Schreibung verrät wiederum nicht gerade enge Vertrautheit mit dem Werk Nestroys. Insofern sind Überlegungen dazu müßig, warum gerade diese 26 Stücke in den ‚Ehrenkranz‘ aufgenommen worden sind – wobei überdies unklar ist, ob die Titel Heermann ausgewählt oder der, wie wir gesehen haben, nicht besonders Nestroy-kundige Mitarbeiter (oder jemand aus dem Herausgeberkreis des *Scherer*) sie ihm vorgeschlagen hat. Vielleicht haben der Grafiker und seine Ratgeber deshalb zum Nennen von Titeln gegriffen, weil sie mit den Stücken nicht vertraut genug waren, um sie durch charakteristische Szenen oder Figuren zu präsentieren. Das würde den eher ‚abstrakten‘ Charakter der Grafik erklären, den Verzicht auf die berühmten (damals freilich vielleicht nicht mehr und noch nicht wieder bekannten) Rollenbilder.

Einige Auffälligkeiten dieses wahrscheinlich eher zufällig entstandenen Nestroy-‚Kanons‘ seien notiert. Eine ist das Vorkommen vieler früher Stücke. Von den späten Stücken fehlt *Der Unbedeutende*; auch *Die Schlimmen Buben in der Schule* und *Häuptling Abendwind* würde man aus heutiger Sicht erwarten. Besonders überraschend ist die Präsenz des *Gebildeten Hausknechts*, eines Stücks von David Kalisch, das Nestroy nur bearbeitet (1858) und in dem er gespielt hat. Das Vorkommen dieses auch in der damals einzigen Nestroy-Ausgabe von Chiavacci und Ganghofer nicht enthaltenen Einakters in diesem Jubiläumsbild kann nur mit Wissen über die Theaterpraxis erklärt werden, ist er doch die Basis von „Nestroys größtem schauspielerischem Erfolg der letzten Jahre“²⁴ gewesen. Auch der Titel *Lohengeln* verweist auf mehr oder minder aktuelles Wissen über das Theater, denn er wurde für eine späte, von anderen stammende, sich aber auf Nestroy berufende Bearbeitung (1870) der Parodie von 1859 verwendet.²⁵

Die Masken auf dem Bild könnten einen Bezug zu einem Werk Nestroys haben, nämlich zu *Eulenspiegel* (1835). Der unterste Kopf könnte als Eulenspiegel gedeutet werden, der Kopf rechts dann als Natzi, der Kopf links als Specht oder auch als eine der reaktionären Figuren aus *Freiheit in Krähwinkel*.²⁶ Andererseits fehlt in der Grafik gerade der Titel *Eulenspiegel*, obwohl dieses heute wenig geschätzte Stück „zumindest bis in die 1920er Jahre“ populär war.²⁷ (1900 wurde es am Innsbrucker Stadttheater im Rahmen des Kindertheaters, 1901 am Wiener Jantsch-Theater zum 100. Geburtstag gespielt.) Heermann könnte dieses oft gespielte Stück gesehen und daher selbst den Einfall gehabt haben, eben diese Masken zu zeichnen. Auf jeden Fall sind Grafik und redaktioneller Text kaum koordiniert; denn dieser hätte Masken nach *Freiheit in Krähwinkel* erfordert. Es ist aber nicht auszuschließen, dass die Masken auf Heermanns Grafik konventionelle Bühnenmasken ohne direkten Bezug zu Nestroy sind.

Die Nestroy-Grafik des Hefts findet sich, dem anderen Format angepasst, auf der hier abgebildeten „Schererkarte“ wieder, für die im folgenden Heft (H. 24, 15.12.1901, 11), geworben wird – in einer aparten Verbindung: „Neue Schererkarten erschienen. Nr. 87: Zu Bismarcks Gedenken. Nr. 90: ‚Nestroy‘. Zum 100. Geburtstage des deutschen Volksdichters. Stück 10 Heller.“ Heft und Karte sind also gleichzeitig geplant worden. Die Karte hat ein etwas kleineres als das (heute) übliche Ansichtskarten-Format, nämlich 13,7 x 9,1 cm. Neben dem Namen

des Grafikers steht das Datum 1901, wodurch auch auf ihr der Bezug zum 100. Geburtstag Nestroys hergestellt wird. (Der Verzicht auf die ‚richtige‘ Jahresangabe 2014 lässt vermuten, dass sie nicht nur an Gesinnungsgenossen verkauft werden sollte.)

Solche Karten mit Autorenporträts und mit Szenen aus Werken der deutschen Literatur, auch ganze Kartenserien, scheinen im Deutschen Reich und in Österreich um 1900 populär gewesen sein; sie sind ein, soweit ich sehe, noch völlig unerforschter Bereich der Rezeption.²⁸ Schiller- und Raabe-, Storm- und Marlitt-Karten finden sich in großer Zahl im Katalog eines



jeden Ansichtskartenantiquariats, auch auf Flohmärkten werden sie angeboten. Sicher wurden solche Karten auch für Nachrichten verwendet – auf der Rückseite der Nestroy-Karte²⁹ steht in einer Jugendstilschrift mit orangefarbenen Buchstaben „Correspondenz-Karte“ –, waren aber vielleicht doch eher für Sammler bestimmt; mein Exemplar ist – wie viele von den einschlägigen Antiquariaten angebotene Karten dieser Art – jedenfalls nicht ‚gelaufen‘.

Viele dieser Karten hatten eine politische Funktion; die *Scherer*-Karten etwa „stellen zum erstenmale vollbewusst die Ansichtskarte in den Dienst des freien deutschen Volksgedankens.“³⁰ An der hier zitierten Stelle wird u.a. für Karten mit den Motiven „Schönerer in Tirol“, „Ausreibung der protestantischen Zillerthaler“ [1837], „Balder und Nana“ und mit der schon erwähnten Karikatur „Herr Beschlagnahmek an der Arbeit“ geworben, ferner für zwei Karten mit 1848-Motiven.³¹ Wahrscheinlich sollten die *Scherer*-Karten, für die in der Zeitschrift – wie für *Scherer*-„Biermerker!“ (welcher – offenbar sehr völkische – Gegenstand immer unter diesem Wort zu verstehen ist³²) – regelmäßig geworben wird, auch die finanzielle Situation des Verlags³³ verbessern. Jedenfalls wurde Nestroy durch den Druck dieser Karte noch einmal für die propagandistischen Ziele des *Scherer* in Dienst genommen.

Der Nestroy-Schwerpunkt des Hefts vom Dezember 1901 („2014“) gehört somit wohl mehr in den Bereich der Politik als in den der Nestroy-Rezeption in Tirol; auch der satirische Duktus des *Scherers* verwendet ja nicht unbedingt Verfahrensweisen Nestroys.

Für das Überwiegen der politischen Funktionalisierung Nestroys über die literarische Beschäftigung mit seinen Stücken im *Scherer* spricht auch ein Faktum aus der Tiroler Theatergeschichte: Die 1902 in Innsbruck gegründete, dem *Scherer* weltanschaulich nicht fern stehende Exl-Bühne, ein 50 Jahre lang überregional erfolgreiches Ensemble, das sich ganz dem ‚Volksstück‘ widmete, hat – „deutscher Volksdichter“ hin, „deutscher Volksdichter“ her – nie Nestroy gespielt.³⁴ Für diese Theatergruppe war er doch offenbar zu allererst (und zu sehr) Wiener und dann erst „Volksdichter“. An Schwierigkeiten mit dem Wienerischen dürfte die Aufnahme Nestroys in den Spielplan der Exl-Leute nicht gescheitert sein, stand doch Anzengruber sehr häufig darauf. Das Übergehen der Stücke Nestroys hat eher mit dem bewussten Bekenntnis zum Bäueralichen und zur Provinz zu tun, wohl auch damit, dass das Exl-Ensemble oft in Wien mit dessen lokalen Traditionen des Nestroy-Spielens aufgetreten ist. Dieser Hinweis auf die Spielplangestaltung der Exl-Bühne sollte auch zum Nachdenken über den Begriff ‚Volksstück‘ anregen.

Zurück zum *Scherer*. Noch mehr als Nestroy hielten die Zeitschrift und ihre Leser andere Meister der Dichtung in Ehren. Für den in einer Annonce der auf das Heft mit dem Nestroy-Beitrag folgenden Nummer genannten Poeten mag das Herz der *Scherer*-Redaktion höher geschlagen haben als für den Vorstadtdramatiker: „Nat. Bierkrüge [...] mit fein gemaltem Spruch von Felix Dahn.“³⁵

Anmerkungen

- 1 Der Beitrag entstand als Referat für die 39. Internationalen Nestroy-Gespräche in Schwechat (Juli 2013), ist aber stark überarbeitet worden.
- 2 Zu dieser Zeitschrift siehe u.a. Thomas Dietzel, Hans-Otto Hügel: *Deutsche literarische Zeitschriften 1880–1945. Ein Repertorium*. 5 Bände. München: Saur 1988. Band 4, Nr. 2628 (mit genauen bibliografischen Angaben); André Banuls: *Das völkische Blatt „Der Scherer“*. Ein Beitrag zu Hitlers Schulzeit. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 18, 1970, 196–203 (bezieht sich auf die letzte Fase der Zeitschrift); Ursula Schneider, Erika Wimmer-Webhofer: *Jahrhundertwende. Jung-Tirol. Die Kulturbewegung um Arthur von Wallpach* [Ausstellung Klausen 1992; Hall 1993]. Innsbruck: Brenner-Archiv 1992; Sigurd Paul Scheichl: *Zornige Blicke aus der Provinz auf Wien* (Adolf Pichler, „Der Scherer“). In: Andrei Corbea-Hoisie, Jacques Le Rider (Hg.): *Metropole und Provinzen in Altösterreich (1880–1918)*. Iasi: Polirom (Wien: Böhlau) 1996, 143–161; Sabine Falch: *Der Scherer – erstes illustriertes Tiroler Witzblatt für Politik, Kultur und Leben*. Eine Ausstellung im Literaturhaus am Inn. Innsbruck 1998. Wegen mancher Detailinformationen (z.B. zu den vielleicht noch durch Befragung Wallpachs oder anderer Zeitgenossen ermittelten Chiffren) ist die sehr affirmative Arbeit von Heinz Rossi: „Der Scherer“. Ein Stück Ringens um Großdeutschland in der politischen Lyrik eines Tiroler Blattes. Diss. Innsbruck [1938], nicht ganz überholt.
- 3 Karl-Reinhard Trauner: *Die Los-von-Rom-Bewegung. Gesellschaftspolitische und kirchliche Strömung in der ausgehenden Habsburgermonarchie* (1999). 2. Aufl. Szentendre: Tillingner 2006, bezieht sich mehrfach auf den *Scherer* und auf dessen geistigen Mentor Arthur von Wallpach.
- 4 Z.B. *Der Scherer* 3, 1901, Heft 23 (1. Dezember), 5, 8.
- 5 Zu dieser Schrulle siehe Trauner (Anm. 3), 200f.
- 6 Zu ihnen vgl. Schneider, Wimmer-Webhofer (Anm. 2); laut Rossi (Anm. 2), 6, haben aber nicht alle Jung-Tiroler im *Scherer* veröffentlicht.
- 7 Schneider, Wimmer-Webhofer, ebenda, 5.
- 8 Vgl. die Zitate halbwegs gelungener satirischer Verse über den Andreas Hofer-Kult bei: Sigurd Paul Scheichl: „Tiroler Adler, hüt’ dein Nest“. Facetten des Jahres 1809 in der Literatur. In: Brigitte Mazohl; Bernhard Mertelseder (Hg.): *Abschied vom Freiheitskampf? Tirol und ‚1809‘ zwischen politischer Realität und Verklärung*. Innsbruck: Wagner 2009 (Schlern-Schriften 346), 271–293, hier 286–288.
- 9 Zur Geschichte der Nestroy-Rezeption vgl. Rüdiger Mendel: *Die Entwicklung des Nestroybildes*. Diss. Graz 1965.
- 10 Erwähnt seien das an Anekdoten reiche Feuilleton *Johann Nestroy* von –ser. In: *Pester Lloyd*. 7.12.1901, 2f.; Stefan Großmann: Feuilleton. Nestroy. Zu seinem hundertsten Geburtstag. In: *Arbeiter-Zeitung*, 7.12.1901, 1–3; Rudolph Holzer: Feuilleton. Über Nestroy. Zum hundertsten Geburtstag. In: *Wiener Zeitung*, 7.12.1901, 3f.
- 11 Die Aufsätze wurden von mir nicht ermittelt.
- 12 Argus [Franz Friedrich Masaidek]: *Geflügelte Worte aus und über Österreich*. Ein Supplement zu Büchmann’s „Geflügelten Worten“. Wien: Schalk 1896, 35–43, hier 35.
- 13 Zur Wien-Polemik im *Scherer* (die oft eine Polemik gegen die Christlichsozialen ist) vgl. Scheichl (Anm. 2), 154–158. Die Gegenüberstellung zwischen ‚klassischem‘ alten und modernem „Wien der jüdischen Alleinherrschaft“ findet sich auch im erwähnten Nestroy-Feuilleton Thalers im *Deutschen Volksblatt*, dort allerdings ohne jede Polemik gegen die Christlichsozialen.
- 14 Zu Bezugnahmen des *Scherer* auf 1848 vgl. Scheichl (Anm. 2), 154, und Falch (Anm. 2), [19].
- 15 Pichler, der als Student in Wien vielleicht Nestroy-Stücke gesehen hat, äußert sich aber anscheinend nie über den Vorstadtdramatiker.
- 16 Die Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum (Innsbruck) besitzt die nicht zensierten Ausgaben der *Scherer*-Hefte.
- 17 Auch der Sozialdemokrat Stephan Großmann (Anm. 10) unterstreicht die Bedeutung des Jahres 1848 und der *Freiheit in Krähwinkel*.

- 18 Die weiteren Szenen, aus denen zitiert wird, sind: I, 3 (11f.), das Ende von I, 10 (22f.), das Ende von I, 11 (23f.), II, 2 und II, 3 (40ff.). Alle Angaben beziehen sich auf Johann Nepomuk Nestroy: *Sämtliche Werke*. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Jürgen Hein u. a. Stücke 26/1: *Freiheit in Krähwinkel*. Hg. von John R. P. McKenzie. Wien: Jugend und Volk 1995.
- 19 Hingegen betont P. Thaler (5) im schon stärker zu den Christlichsozialen tendierenden *Deutschen Volksblatt* gerade diese Kritik Nestroys am Freiheitspathos und sieht im Autor tendenziell einen Konservativen. Bezeichnend für das Umfeld dieser Nestroy-Deutung ist, dass „wir [...] den Genius Raimunds vom rein künstlerischen Standpunkte höher stellen“ als Nestroy (3).
- 20 Die findet sich dagegen bei Thaler, der behauptet „das Judentum“ sei „auf den genialen Dichter von ‚Judith und Holofernes‘ ganz und gar nicht gut zu sprechen“ gewesen (4). Thaler argumentiert überhaupt stärker mit dem Antisemitismus als der Verfasser des (viel kürzeren) Beitrags im *Scherer*, schon in den Hinweisen auf Ereignisse in Amsterdam zur Zeit von Nestroys dortigem Engagement (1), dann mit der behaupteten Schuld des „in der Presse allmächtigen“ Judentums am zu geringen Nachruhm Nestroys (4).
- 21 Zu Heermann siehe C. Roth: Heermann, Erich. In: de Gruyter *Allgemeines Künstler-Lexikon*. Band 71. Berlin 2011. Die Mitarbeit am *Scherer* (der 1901 mehrere Arbeiten von Heermann enthält) wird in dem Lexikonbeitrag nicht erwähnt.
- 22 Heinrich Schwarz: Johann Nestroy im Bild. Eine Ikonographie. Bearbeitet und hg. von Johann Hüttner und Otto G. Schindler. Wien: Jugend und Volk 1977, 60. Unter dem Bild steht daher im *Scherer* keine Signatur, sondern in Frakturschrift „Schwinger Heermann“, mit Bezug auf den Künstler des verwendeten Porträts und auf den grafischen Gestalter der Seite in der Zeitschrift. Die Karte ist hingegen mit „Erich Heermann“ signiert.
- 23 Hier ist der Titel durch die pflanzliche Dekoration ‚überwuchert‘. Manchmal passiert das auch mit dem Punkt, mit dem alle Titel abschließen; diesen ergänze ich nicht.
- 24 Nestroy, *Sämtliche Werke* (Anm. 18), Nachträge II (Dieser Teil von Urs Helmsdorfer). Wien: Deuticke 2007, 160.
- 25 Vgl. ebenda, Stücke 37: *Lohengrin*. Zeitvertreib. Hg. von Peter Branscombe. Wien: Deuticke 2001, 156f.
- 26 Für diesen Hinweis danke ich Marion Linhardt, Bayreuth.
- 27 Johann Hüttner: *Eulenspiegel*. Einführung. In: Nestroy, *Sämtliche Werke* (Anm. 18), Stücke 9/I: *Eulenspiegel*. Hg. von JH. Wien: Deuticke 2003, 1-4, hier 1.
- 28 Beispielsweise bietet, bei flüchtiger Durchsicht, ein einschlägiges Antiquariat im Juni 2013 sehr wenig Heine-Karten an, nur eine zu Raimund, keine zu Nestroy – aber 648 zum *Trompeter von Säckingen*.
- 29 Ein Exemplar in meinem Besitz.
- 30 Der *Scherer* 1, 1899, Nr. 16, 19f. Vgl. auch einen Hinweis auf solche Karten bei Trauner (Anm. 3), 333.
- 31 Zur verbreiteten politischen Propaganda mit Karten, auch bei den Zionisten, vgl. Michael Berkowitz: *Zionist Culture and West European Jewry before the First World War*. Cambridge: Cambridge University Press 1993.
- 32 Lt. Fundstellen bei Google (2014-04-24) wohl eine Art Chip, mit dessen Hilfe der Gast den Überblick über seinen Bierkonsum bewahren konnte.
- 33 Zu dieser vgl. Rossi (Anm. 2), 15.
- 34 Vgl. Ekkehart Schmidl: *Der Traum vom Volkstheater. Die Geschichte der Exl-Bühne (1902–1956)*. Innsbruck: Haymon 2013 (Veröffentlichungen des Innsbrucker Stadtarchivs N. F. 49). Herr Schmidl hat freundlicher Weise seine Angaben für mich noch einmal überprüft.
- 35 Der *Scherer* 3, 1901 („2014“), H. 24 (Dez.), 15.

„Ich erzähle von Berlin“

Kommentierte Bibliographie der Texte mit Berlin-Bezug von Franz Tumler
von Toni Bernhart (Berlin)

Hintergrund

Die zweite Hälfte seines Lebens verbrachte Franz Tumler (1912–1998) in Berlin, wohin er zwischen 1950 und 1955 regelmäßig von Österreich aus pendelte und wo er sich um 1955 niederließ. In Berlin entstanden seine wichtigen Werke *Der Mantel* (1959), *Volterra* (1962) und *Aufschreibung aus Trient* (1965). Hier war er privat verankert und gesellschaftlich etabliert, ab 1959 war er Mitglied der Akademie der Künste und in den Jahren 1967 bis 1971 auch (stellvertretender) Direktor der Sektion Literatur.¹ In Berlin traf er Gottfried Benn, mit dem er bekannt war. Hier traf er auch Sigrid John, seine langjährige Lebensgefährtin, mit der er sich anderthalb Jahre vor seinem Tod verheiratete.

Im Wesentlichen lassen sich zwei Gründe dafür nennen, warum sich Tumler um 1955 in Berlin niederließ: Tumlers erste Frau Susanne Lühr war gebürtige Berlinerin. Nachdem sie sich von ihm getrennt hatte, zog sie 1949 von Hagenberg im Mühlviertel mit den Kindern zu ihren Eltern nach Berlin. Tumler reiste fortan regelmäßig nach Berlin, um seine Kinder zu besuchen. Dort wohnte er in einem Souterrain am Litzensee in Berlin-Charlottenburg, was in der Erzählung *Nachprüfung eines Abschieds* (1961) literarischen Niederschlag findet. Tumlere waren diese Reisen willkommen. Sie ermöglichten es ihm, dem erdrückenden geistigen Klima im Nachkriegsösterreich zu entfliehen. Aufschlussreich dazu ist sein Text *Zu wenig frische Luft in Österreich. Nach sieben Jahren Besatzung*, den er 1953 in der *Frankfurter Allgemeinen* veröffentlichte.²

Die Stadt Berlin ist dem schriftstellerischen, essayistischen und autobiographischen Werk Tumlers tief eingeschrieben, und zwar von Anfang an. Als nähme er wesentliche Züge seines späteren Lebens vorweg, mutet der erste von Tumlere überlieferte Schülertext an: Als Elfjähriger war der kleine Franz im Sommer 1923 von Linz unterwegs zu einer Erholungsverschiebung ins Ostseebad Zingst. Die lange Bahnreise mit nächtlichem Zwischenstopp am Stettiner Bahnhof in Berlin schildert er im Kapitel *Linz-Zingst* in *Ferienbilder von der Ost-See*, die über diese Reisebeschreibung hinaus noch viel Nacherzähltes über Landschaft und Menschen der Ostseeküste berichten. Bei den *Ferienbildern* handelt es sich um ein 24 Blätter starkes, hektographiertes, mit drei Klammern geheftetes und in dünnen grauen Karton geschlagenes Heftchen, das von Tumlers Kinderhand geschrieben ist, im Dezember 1923, möglicherweise von seiner Mutter Ernestine, geb. Fridrich, oder seinem Großvater Josef Fridrich, der Buchdrucker war, angefertigt wurde und wahrscheinlich als Weihnachtsgeschenk für Verwandte und Freunde gedacht war. Drei Exemplare dieses Heftchens, mittlerweile stark verblichen und schwer lesbar, liegen in Tumlers Nachlass im Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar.³

Berlin musste Tumler auch von seinen Reisen als junger, gefeierter Schriftsteller in Erinnerung und bekannt gewesen sein: Als 28-Jähriger nahm er 1940 für seinen Roman *Der Soldateneid* (1939) im Berliner Schiller-Theater den Dichterpriis der Reichshauptstadt entgegen, und Alfred Rosenberg, „Beauftragter des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP“, überreichte im selben Jahr Adolf Hitler den *Soldateneid* als eines von „zehn der wertvollsten Bücher aus dem schöngeistigen Schrifttum unseres Volkes“. ⁴ Allerdings kam Tumler zeit seines Lebens nie mehr auf diese Reise und diese Auszeichnung zu sprechen.

Was sind Texte mit Berlin-Bezug? Darunter lassen sich Texte verstehen, die explizit auf die Stadt Berlin Bezug nehmen oder darauf anspielen. Dazu zählen auch jene, in denen Berlin eine Art perspektivischen Fluchtpunkt darstellt und die nicht allein die Stadt, sondern Deutschland in seinen kulturellen, historischen und politischen Ausprägungen betreffen, seien es die Weimarer Republik, die NS-Zeit, die BRD oder die DDR. Zu dieser Gruppe zählen u.a. das Gedicht *An Deutschland* (1936), nicht zuletzt auch wegen des intertextuellen Bezugs zum Essay *Denk' ich an Deutschland* (1952), ⁵ dessen Titel auf Heinrich Heines Gedicht *Nachtgedanken* (1844) anspielt, *Der unausdeutbare Raum. Vor Bildern der Münchner Pinakothek* (1957) oder *Auf der Autobahn* (1961). Dieser Gruppe, wiewohl mit fließenden Übergängen, ließen sich auch die teilweise sehr umfangreichen Texte zurechnen, die sich unter dem Begriff „Kriegs-Texte“ verschlagworten lassen. ⁶ Interessant ist der Umstand, dass sich Tumler um 1975/76 intensiv mit seinen *Kriegstagebüchern*, ⁷ die alternativ den Arbeitstitel *Tag für Tag* tragen, beschäftigte, und zwar zu einer Zeit, da sein letzter großer Roman *Pia Faller* (1973) bereits erschienen war und Tumler aufgrund seines Schlaganfalls, den er 1973 erlitten hatte, keine größeren Texte mehr zu schreiben in der Lage war. Die – nicht ganz unmaßgeblich aus qualitativen Gründen – bislang nur in kurzen Auszügen, ⁸ als Ganzes jedoch unveröffentlichten *Kriegstagebücher* sind also Tumlers letzte größere erzählende Arbeit: Drei Jahrzehnte nach Kriegsende greift Tumler in Berlin seine umfangreichen, 1945/46 auf der Grundlage von Tagebüchern, deren Verbleib unbekannt ist, geschriebenen Vorarbeiten auf, ⁹ fasst sie neu und erstellt ein druckfertiges, 296 Blätter umfassendes Manuskript, das in seinem Nachlass überliefert ist. ¹⁰

Unberücksichtigt bleiben ferner Tumlers Briefe, auch wenn sie in Berlin geschrieben wurden, und seine Romane, weil die darin enthaltenen geographischen und biographischen Berlin-Bezüge fikionalisiert sind; eine Analyse dieser Fikionalisierungen und die damit verbundene Freilegung realgeographischer Bezüge wäre ein eigenes Thema.

Tumler hat sehr viel mehr Texte mit Berlin-Bezug geschrieben, als in den Band *Hier in Berlin, wo ich wohne* (2014) aufgenommen werden konnten. ¹¹ Ebenso wenig konnten darin die verästelte Publikationsgeschichte einzelner Texte, die manchmal unter demselben, häufiger aber unter neuen Titeln in teils unveränderter, teils aber auch grundlegend überarbeiteter Form an verstreuten Orten erschienen sind, und die komplexe Textgenese, die sich in zahlreichen Textvarianten widerspiegelt, berücksichtigt werden. Daher soll dieser Beitrag möglichst alle

Texte Tumlers mit Berlin-Bezug nachweisen. Vollständigkeit wurde angestrebt, wiewohl sie angesichts der disparaten Publikationsorte nicht garantiert werden kann. Alle bibliographischen Angaben wurden durch Autopsie überprüft.

Allein die Materialaufstellung macht Aspekte deutlich, die hier nur angerissen werden können und deren tiefergehende Darstellung der weiteren Tumler-Forschung vorbehalten bleiben muss. Sie ermöglicht Einblicke in Tumlers Schaffensprozess und seine schriftstellerische Praxis, die immer auch eng mit ökonomischem Druck verbunden ist. Tumlers hoch produktive Schaffensphase in den 1950er und 1960er Jahren fällt ins Auge, aber auch die nachhaltige Beeinträchtigung seines Schaffens durch den Schlaganfall im Jahre 1973. Von diesem Zeitpunkt an kann Tumler nur noch kurze Texte und Gedichte schreiben. Auch sein fast vollständiges literarisches Verstummen im letzten Lebensjahrzehnt wird deutlich.

Aufmerksam macht das Hineinleuchten in diese Gruppe von Texten auch auf bislang kaum berücksichtigte Genres in seinem Werk, nämlich auf seine journalistischen und essayistischen Arbeiten. Sehr oft in Tageszeitungen veröffentlicht, illustrieren sie unterschiedliche schriftstellerische Transformationen alltäglicher Beobachtungen, tagespolitischer Betrachtungen und akribisch notierter Gespräche und Begegnungen mit Menschen zu journalistischen und essayistischen Texten, die als Material oft in literarische Texte einfließen.

Die Berlin-Texte machen deutlich, wie stark Tumlers Werk von Raumstrukturen durchzogen und von Landschaftsbildern geprägt ist. Sein Werk umspannt ein räumliches Netz, das im Wesentlichen aus vier Ländern oder Orten besteht: Italien, Österreich, Südtirol und Berlin. Auf diese Räume sind entweder wichtige poetologische Texte bezogen wie *Volterra* (1962) oder *Sätze von der Donau* (1964), oder er beschäftigt sich mit ihnen in literarischen Stadt- bzw. Sachbüchern, wie in *Berlin. Geist und Gesicht* (1953) und *Das Land Südtirol. Menschen, Landschaft, Geschichte* (1971). Tumlers Texte zu Berlin, Südtirol, Italien und Österreich sind immer auch, wie Peter Demetz feststellt, „Landschaftsbilder [...] – ich sollte eher sagen, *scheinbare* Landschaftsbilder, denn Tumler will nichts Mimetisches schaffen, sondern seine Fähigkeit, die Wahrheit über Menschen und Dinge zu sagen, von Fall zu Fall prüfen; und wo es so schwierig geworden ist, das Wirkliche in den Beziehungen der Menschen zu erfassen, sucht er Genauigkeit und Unbestechlichkeit in der ersten Evidenz der Erinnerung.“¹²

Nicht zuletzt lassen die Berlin-Texte auch Entwicklungen und Veränderungen der Person Tumlers erkennen, die sich in den mehr als vier Lebensjahrzehnten in Berlin vollzogen. Indem Tumler in der ersten Hälfte der 1950er Jahre sukzessive der Stadt Berlin näher kam, wichen sein selbstreferentielles Raunen und sein humanistisch verbrämtes Nationalitätsideal, die bis weit nach 1945 nachwirkten,¹³ einem frischen Blick. Er kehrte seine Aufmerksamkeit nach außen und nahm die Stadt in allen ihren Faserungen wahr, vergleichbar Wolfgang Koeppen in *Tauben im Gras* (1951). Sein Schreiben veränderte sich dadurch deutlich und nachhaltig; politische und ästhetische Selbstreflexion und -revision gingen bei Tumler Hand in Hand. Symptomatisch drücken sich diese Veränderungen im Titel des Romans *Der Schritt hinüber* (1956) aus, mit dem Tumlers langjährige Zusammenarbeit mit dem Suhrkamp-Verlag begann.

Sobald aber Tumlér ab etwa der Mitte der 1960er Jahre in der Berliner Szene etabliert war, wich sein frischer und scharfer Blick der 1950er Jahre gelegentlich einem plauderhaften Ton und anekdotischem Erzählen, wie etwa in *Die Straße mit dem Auslieferungssalon* (1960), *Veränderung der Namen. In einer Seitenstraße des Kurfürstendamm notiert* (1967) oder *Herbachs Keller* (zweite Hälfte der 1960er Jahre), ja bisweilen einer schrullig-biedereren Bürgerlichkeit, wie etwa in den bislang unveröffentlichten, möglicherweise vom RIAS Berlin gesendeten Meditationen über ein Geschirrtuch im Konvolut *Der Tag beginnt* aus den frühen 1960er Jahren. Die *Geschirrtuch-Woche* beginnt mit den Zeilen: „Meine verehrten Hörerinnen und Hörer, ich habe einen Gegenstand für den Haushalt gekauft. Ich glaube, es ist ein Geschirrtuch, obwohl auf dem Stapel, wo ich es fand, ein Schildchen mit dem Wort ‚Mehrzwecktuch‘ stand – dieses kleine Wortungeheuer hätte mich beinahe zurückgeschreckt. Aber urteilen Sie, bitte, selbst“.¹⁴

Ab den 1970er Jahren überwogen wieder Ernsthaftigkeit und Verdichtung. Spätestens mit *Die Schüsse auf Dutschke* (1983) wurde der alte Tumlér, der sich ausgesprochen gern mit jüngeren Menschen umgab und unterhielt, auch in der Berliner linken Szene der Studentenbewegung ein akzeptierter Gesprächspartner. Verwesentlichung zeigt sich auch in seinen späten Gedichten, etwa in *Orte* (1977), *nur noch das Rauschen* (1984) und *Austausch* (1985). Knapp und klar, obwohl nicht eindeutig dechiffrierbar, ist auch sein handschriftlicher *Entwurf* auf einem Briefumschlag für die Dankesrede anlässlich der Verleihung des Würdigungspreises für Literatur des Landes Tirol im Jahre 1982:

“i b i Bz i geb.
 m V war Landsch. V.
 n d fr Tode d V
 b. i. i. L. a. d. D. aufgew,

von all dem ist etwas im Schreiben.

Schließl. b. i. i. Bln. einem Grenz-Ort
 Auch davon i. etw. i mei. Schr:
 nämlich der Abstand
 gerade v diesem A Grenzland Grenzland
 von d. L. T.
 von dem ich, glaube ich,
 ein tieferes Verständnis
 Mitfühlen
 für seine Fragen habe“¹⁵

Bibliographie

Die Bibliographie organisiert die Texte chronologisch nach dem Erstdruck (sofern sie veröffentlicht sind) bzw. ihrer Entstehung (sofern es sich um unveröffentlichte Manuskripte handelt). Nicht eindeutig datierbare Texte stehen in der gleichnamigen Rubrik am Ende.

Die erste Zeile der Einträge enthält den Titel, gefolgt von der Angabe des oder der Publikationsorte(s) (sofern es sich um veröffentlichte Texte handelt) bzw. einer kurzen Beschreibung des Manuskripts mit Angabe des Liegeorts und der Signatur (sofern es sich um unveröffentlichte Manuskripte handelt). Fallweise sind weitere Angaben beigefügt: Informationen zur Datierung, Hinweise auf spätere Abdrucke unter anderen Titeln sowie auf Bearbeitungen, Hinweise zu Grad und Art der Bearbeitung, ggf. weitere Kommentare oder Bemerkungen, ggf. Hinweise auf zugrundeliegende Manuskripte.

1923

Linz-Zingst.

In: Ferienbilder von der Ost-See. Linz, Dezember 1923, 5-14. Handschrift, Hektographie, geheftet. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, Prosa, 92.4.1091; A:Tumler, Verschiedenes, 92.4.52.

1936

An Deutschland.

In: Das Innere Reich. Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben 7 (1936), 822-823; Volk an der Grenze. Gedichte. Jena: Eugen Diederichs Verlag 1937 (Deutsche Reihe 46), 21-22; Anruf. Leipzig: [Langen und Müller 1941], 56-57; Weimarer Blätter. Festschrift zur Kriegsbuchwoche 1941. Ausgewählt und gestaltet vom Werbe- und Beratungsamt für das deutsche Schrifttum beim Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda. Leipzig: Poeschel & Trepte 1941, 8-9; Deutsche Lyrik vom Barock bis zur Gegenwart. Hg. von Gerhard Hay und Sibylle von Steinsdorff. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1980, 269-270. Der Wiederabdruck von 1980 ist identisch mit der Erstausgabe 1936. Die Wiederabdrucke 1937, 1941 (Langen/Müller) und 1941 (*Weimarer Blätter*) weichen in Einzelheiten unmaßgeblich von der Erstausgabe 1936 ab. Die *Weimarer Blätter* übernehmen das Gedicht aus *Anruf*.

1945

Juli 1945.

Typoskript. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.138.

1946

Dezember 1946.

Handschrift. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.138.

1947

April 1947.

Typoskript mit zahlreichen handschriftlichen Ergänzungen. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.138.

1950

[Ohne Titel]

Typoskript, Incipit: „Im Sommer vorigen Jahres“. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 1950 ungeordnet, Zugang 2004.

Datierung anhand einer Notiz von Tumlers Hand: „ungedr 1950“.

1952

Ohne Furcht.

In: Dolomiten Nr. 54 vom 4.3.1952, 4. Derselbe Text unter gleichem Titel noch einmal gedruckt in derselben Zeitung: Dolomiten Nr. 78 vom 4.4.1953, 13.

Denk' ich an Deutschland. Von einem Österreicher.

In: Frankfurter Allgemeine Nr. 109 vom 10.5.1952, [ohne Paginierung].

Die Fassung unter dem Titel *Denk ich an Deutschland* in: Berlin. Geist und Gesicht. München, Stuttgart: Constantin-Verlag 1953, 7-19, unterscheidet sich in der zweiten Texthälfte deutlich von der ersten Fassung in der *Frankfurter Allgemeinen*. Diese zweite Hälfte erschien, leicht gekürzt, unter dem Titel *Ich habe ein unzerstörtes Licht gesehen. Hannover-Frankfurt-Köln. Arbeit: Geheimnis des Wiederaufstiegs* in: Dolomiten Nr. 129 vom 6.6.1952, 3. Ein Exemplar des Artikels aus der *Frankfurter Allgemeinen*, ergänzt um einen handschriftlichen Zusatz, liegt im Deutschen Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.45.

Die Zeit der Einsicht.

In: Salzburger Nachrichten Nr. 299 vom 23.12.1952, 23; Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 7-14. Am Ende des Beitrags Bemerkung: „(Unveröffentlichte Aufzeichnung aus dem Jahre 1946)“. Das zugrundeliegende Typoskript befindet sich im Archiv der Akademie der Künste, Berlin, Presse AdK-W, Nr. 831. Es trägt Tumlers handschriftliche Notiz „Manuskript: 1946 gedruckt: Salzburger Nachrichten 23.12.1952“. Eine geringfügig abweichende Fassung liegt als Typoskript im Deutschen Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.138. Sie trägt den Titel *Nach innen zu schauen*, der von Tumlers Hand um den alternativen Titel *Versuch, die Position (anzuzeigen) zu bestimmen* ergänzt ist. Auf diesem Blatt befindet sich die Notiz von Tumlers Hand: „irgendwann 1950 geschrieben[,] von der FAZ abgelehnt[,] von den Salzburger Nachrichten 1953 gedruckt“. Diese vermutlich später aus der Erinnerung ergänzte und ungenaue Notiz Tumlers weicht inhaltlich von der vermutlich älteren Notiz auf dem Typoskript im Archiv der Akademie der Künste ab. Weitere Werktitel, die im Typoskript im Deutschen Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.138 genannt sind, lauten *Nach der Niederlage* und *Aufzeichnung eines Widerspruchs*.

[Ohne Titel]

Typoskript, Incipit: „Ein kurzer Besuch in München“. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.138.

In: Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 15-23.

Aufgrund der im Text enthaltenen Zeitangabe „sieben Jahre nach Kriegsende“ lässt sich das Typoskript auf das Jahr 1952 datieren. Der Text ist vermutlich eine spätere, zeitgeschichtlich aktualisierende Fassung von *Nach innen zu schauen*.

1953

Zu wenig frische Luft in Österreich. Nach sieben Jahren Besatzung.

In: Frankfurter Allgemeine Nr. 32 vom 7.2.1953, [ohne Paginierung].

Drei Häuser in Berlin.

In: Dolomiten Nr. 57 vom 10.3.1953, 4-6.

Identisch mit dem Kapitel *Drei Häuser* in: Berlin. Geist und Gesicht. München, Stuttgart: Constantin-Verlag 1953, 28-42.

Berliner Landschaften.

In: Dolomiten Nr. 99 vom 30.4.1953, 3-5 (1. Teil) und Nr. 100 vom 1.5.1953, 9-10 (2. Teil).

Identisch mit den Abschnitten *Ein Jahr vorbei*, *An der Glienicker Brücke*, *Von Rasen übergrünt* und *Die Stimme von oben* in: Berlin. Geist und Gesicht. München, Stuttgart: Constantin-Verlag 1953, 50-64 und 86-94.

Berlin. Geist und Gesicht.

München, Stuttgart: Constantin-Verlag 1953 (92 Seiten).

In: Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 24-78.

Das Manuskript von *Berlin. Geist und Gesicht* befindet sich im Deutschen Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.20. Dieses Konvolut ist mit den Titeln *Berliner Aufsätze* und *Berliner Notizen* versehen, seine Entstehungszeit ist auf die Jahre 1952 bis 1969 datiert. Über das Manuskript des Bandes *Berlin. Geist und Gesicht* hinaus enthält es Varianten einzelner Kapitel sowie weitere Texte, die nach dem Druck des Bandes entstanden und zu einem deutlich späteren Zeitpunkt veröffentlicht wurden – *Zwei Meilen von Berlin. März 1957* (1966), *Frühling im Tiergarten, 1957* (1966), *Wege durch und nach Berlin* (1967) und *Gespräch an der Tür* (1967) – oder unveröffentlicht geblieben sind wie *Muschel aus Traum* (1956), *Fotografie einer Buchhandlung* (1956), *Im Schatten der Bäume* (1957), *Nachfolge in einem alten Haus* (1957), *Sinnestäuschung am Neujahrmorgen* (1958) und *Zweierlei Zeit* (1959). Das Konvolut lässt Tumlers Absicht erkennen, nach Erscheinen des Bandes *Berlin. Geist und Gesicht* die Beschäftigung mit dem Thema Berlin weiterzuführen und zu vertiefen.

Die Abschnitte *Unruhiger Abschied* (20-22), *An der Glienicker Brücke* (58-64), *Kirchgang im Ostsektor* (67-70) und *Hoffnung* (70) aus *Berlin. Geist und Gesicht* erschienen mit geringfügigen

Änderungen unter gleichen Titeln in: Schnittpunkte. Eine Dokumentation der Berlin-Stiftung für Sprache und Literatur. Hg. vom Kulturkreis im Bundesverband der Deutschen Industrie. Red.: Rudolf de le Roi und Dieter Hildebrandt. Berlin: Propyläen Verlag 1966, 104-106, 109-113, 113-116 und 116. Der Abschnitt *Ein Jahr vorbei aus Berlin. Geist und Gesicht* (50-55) erschien unter dem Titel *Berliner Bilder. Das Grundstück am See. Frühjahr 1953* ebenda, 106-109.

Das Haus gegenüber.

In: Akzente 9/5 (1962), 386-391.

Identisch mit dem gleichnamigen Abschnitt in *Berlin. Geist und Gesicht*. München, Stuttgart: Constantin-Verlag 1953, 48-50.

1954

Zwischen Kontrollratsgebäude und sowjetischer Botschaft. Bericht aus Berlin.

In: Dolomiten Nr. 28 vom 4.2.1954, 3.

Eine Ansichtskarte aus Berlin.

In: Dolomiten Nr. 96 vom 27.4.1954, 6.

Tagebuchblatt aus Berlin.

In: Dolomiten Nr. 104 vom 6.5.1954, 3.

Berlin zwischen zwei Welten. Aus einem Tagebuch.

In: Die Presse Nr. 1877 vom 25.12.1954, 21.

Erweiterte und überarbeitete Fassung unter dem Titel *Wintertage in Berlin. Aus einem Tagebuch* in: *Zeitwende. Die neue Furche* 26/1 (1955), 29-34, und unter dem Titel *Wintertage in Berlin. Februar 1956* in: *Schnittpunkte. Eine Dokumentation der Berlin-Stiftung für Sprache und Literatur*. Hg. vom Kulturkreis im Bundesverband der Deutschen Industrie. Red.: Rudolf de le Roi und Dieter Hildebrandt. Berlin: Propyläen Verlag 1966, 117-121. *Wintertage in Berlin. Aus einem Tagebuch* (1955) in: *Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946-1991*. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 79-87.

Ein Typoskript mit dem Titel *Wintertage in Berlin*, das die erste Hälfte der in *Zeitwende* veröffentlichten Fassung enthält, liegt im Deutschen Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.20. Es ist allerdings falsch mit „Februar 1956“ datiert.

1955

Das unzerstörte Licht.

In: Dolomiten Nr. 37 vom 15.2.1955, 5.

Identisch (jedoch am Textbeginn gekürzt) mit dem Kapitel *Denk ich an Deutschland* in: *Berlin. Geist und Gesicht*. München, Stuttgart: Constantin-Verlag 1953, 7-19.

Nachtgeräusche in der Großstadt.

In: Dolomiten Nr. 182 vom 11.8.1955, 4.

Pankow – mehr als ein Name.

In: Die Presse Nr. 2110 vom 2.10.1955, 17.

Die Kinder in Berlin.

In: Das kleine Mädchen Hoffnung. Eine Prosa-Anthologie. Ausgewählt von Gerhard Wolter. Hamburg: Agentur des Rauhen Hauses 1955, 172-174; Der gemeinsame Weg. Sozialkundliches Lesebuch. Hg. von Else Diederich und Willi Lohfink unter Mitarbeit von Erich Augenreich. Frankfurt am Main, Berlin, Bonn: Verlag Moritz Diesterweg 1959, 58-60.

Der Text in *Das kleine Mädchen Hoffnung* ist nahezu identisch mit dem Kapitel *Wie die Kinder sprechen* in: Berlin. Geist und Gesicht. München, Stuttgart: Constantin-Verlag 1953, 23-27. *Der gemeinsame Weg* übernimmt den Text aus *Das kleine Mädchen Hoffnung*.

1956

Muschel aus Traum.

Typoskript. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.20.

Datierung im Text: „Februar 1956“.

In: Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 88-90.

Fotografie einer Buchhandlung.

Typoskript. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.20.

Datierung im Text: „Frühjahr 1956“, unvollständig. Eine vollständige, allerdings undatierte Fassung liegt in A:Tumler, Berliner Tagebuch, Zugang 2004.

1957

Der unausdeutbare Raum. Vor Bildern der Münchner Pinakothek.

In: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 116 (1957), 939-943.

Im Schatten der Bäume.

Typoskript. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.20.

Datierung im Text: „1957“.

Nachfolge in einem alten Haus.

Typoskript. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.20.

Datierung im Text: „1957“.

1958

Ein Karfreitags-Aufsatz aus Bonn.

Typoskript. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.138.

Die im Text enthaltene Passage „Vor fünf Jahren, bald nach dem 17. Juni 1953“ lässt die Datierung auf das Jahr 1958 zu. Die spätere Datierung von Tumlers Hand „irgendwann 1954“ wäre dann falsch.

Sinnestäuschung am Neujahrsmorgen.

Typoskript. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.20.

Datierung im Text: „1958“. Eine undatierte Variante liegt als Typoskript in A:Tumler, Berliner Tagebuch, Zugang 2004.

Notizen über zwei Figuren Bertolt Brechts.

In: Neue deutsche Hefte. Beiträge zur europäischen Gegenwart 4/44 (1958), 1060-1073. Beitrag über die Aufführung von Brechts *Leben des Galilei* am Berliner Theater am Schiffbauerdamm, dessen erste Proben Brecht noch wenige Monate vor seinem Tod am 14. August 1956 geleitet hatte.

1959

Ein Österreicher in Berlin.

In: Der Tagesspiegel vom 12.7.1959, 5; um den ersten Teil gekürzte und in der Mitte veränderte Fassung unter dem Titel *Zur Landschaft Berlins* in: Dolomiten Nr. 200 vom 3.9.1959, 5; um einige Abschnitte erweiterte Fassung unter dem Titel *Die Dinge allein. Berliner Aufzeichnungen* in: Jahresring. Beiträge zur deutschen Literatur und Kunst der Gegenwart 59/60 (1959), 134-141, und (wiederum gekürzt) unter dem Titel *Die Dinge allein, Mai 1959* in: Schnittpunkte. Eine Dokumentation der Berlin-Stiftung für Sprache und Literatur. Hg. vom Kulturkreis im Bundesverband der Deutschen Industrie. Red.: Rudolf de le Roi und Dieter Hildebrandt. Berlin: Propyläen Verlag 1966, 127-133.

Die Dinge allein. Berliner Aufzeichnungen in der Fassung aus Jahresring (1959) wieder in: Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 91-101.

Zweierlei Zeit.

Typoskript. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.20.

Datierung im Text: „Mai 1959“.

1960

Menschen in Berlin.

Einleitung von Franz Tumler, Fotos von Nico Jesse. Gütersloh: Sigbert Mohn Verlag 1960.

Der Band ist in erster Linie ein Fotoband des renommierten niederländischen Fotografen Nico Jesse (1911–1976), der mit einem Text (ohne Titel) von Tumler angereichert ist. Bei

diesem Text handelt es sich um eine Collage aus unterschiedlichen Abschnitten aus *Berlin. Geist und Gesicht* (1953); der Text beginnt mit dem Abschnitt *Jeder in seiner Bahn* aus *Berlin. Geist und Gesicht*. München, Stuttgart: Constantin-Verlag 1953, 73.

Die Straße mit dem Auslieferungssalon.

In: Süddeutsche Zeitung Nr. 266 vom 5./6.11.1960, [ohne Paginierung]; geringfügig abweichende Fassung unter dem Titel *Die Straße mit dem Autosalon* in: *Landschaften und Erzählungen*. München: Piper 1974, 342-345; in der Fassung von 1960 in: *Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991*. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 102-106.

1961

Auf der Autobahn.

In: Merkur 155 (1961), 27-43; gekürzte Fassung unter dem Titel *Im Nebel auf der Autobahn* in: *Fahren, ein Vergnügen?* (Menschen in der Zeit. Texte für die Politische Bildung in der Schule.) Zusammengestellt von Gerhard Fenner. Frankfurt am Main: Hirschgraben-Verlag 1969, 38-41; gekürzte und in einigen Details überarbeitete Fassung unter dem ursprünglichen Titel *Auf der Autobahn* in: *Augenblicke unterwegs. Deutsche Reiseprosa unserer Zeit*. Hg. von Heinz Piontek. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1973, 131-140; im Schlussteil überarbeitete und verdichtete Fassung in: *Landschaften und Erzählungen*. München: Piper 1974, 293-307; in der Fassung des Erstdrucks 1961 in: *Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991*. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 107-130. Druckfahnen mit handschriftlichen Korrekturen im Deutschen Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.31.

Hier in Berlin, wo ich wohne.

In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 221 vom 23.9.1961, [ohne Paginierung]; Hier schreibt Berlin heute. Eine Anthologie. Hg. von Rudolf Hartung. München: Paul List Verlag 1963, 9-16; unter dem Titel *Hier in Berlin, wo ich wohne. August 1961* in: *Schnittpunkte. Eine Dokumentation der Berlin-Stiftung für Sprache und Literatur*. Hg. vom Kulturkreis im Bundesverband der Deutschen Industrie. Red.: Rudolf de le Roi und Dieter Hildebrandt. Berlin: Propyläen Verlag 1966, 133-143; in der Fassung des Erstdrucks 1961 in: *Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991*. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 131-141.

Die Fassungen 1961, 1963 und 1966 sind weitgehend identisch. *Schnittpunkte. Eine Dokumentation der Berlin-Stiftung für Sprache und Literatur*. Hg. vom Kulturkreis im Bundesverband der Deutschen Industrie. Red.: Rudolf de le Roi und Dieter Hildebrandt. Berlin: Propyläen Verlag 1966 enthält darüber hinaus eine umfangreichere Sammlung mit Texten Tumlers (99-143), die als Ganzes auch den Titel *Hier in Berlin, wo ich wohne* trägt. Eine gekürzte Fassung von *Hier in Berlin, wo ich wohne* erschien unter dem Titel *Es war am Bahnhof Zoo* in: *Der Kurier* Nr. 172 vom 27.7.1966, 4.

1962

[Ohne Titel].

Typoskript, ohne Jahr, Incipit: „Meine Damen und Herren“, nachträglicher Titel von Tumlers Hand: *Benn Gedenktafel Enthüllung*. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, Prosa, 92.4.148.

Erstmals unter dem Titel *Rede zur Enthüllung einer Gedenktafel für Gottfried Benn* in: Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 177–180.

Bei diesem Text handelt es sich um die Rede, die Tumler als Vertreter der Akademie der Künste anlässlich der Enthüllung einer Gedenktafel an Benns Wohnhaus in der Bozener Straße 20 in Berlin am 22. März 1962 hielt. (Zur Datierung der Gedenktafelenthüllung siehe persönliche Mitteilung von Veronika Liebau, Archiv zur Geschichte von Tempelhof und Schöneberg, Berlin, am 20.12.2012 an den Verfasser.)

Das Wort zum Tage.

Typoskript. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, Prosa, 92.4.25.

Bei diesem Konvolut handelt es sich um das Sendemanuskript von sechs jeweils fünfminütigen Beiträgen in der Reihe *Das Wort zum Tage* des RIAS Berlin, Redaktion Kulturelles Wort, Literatur. Die sechs Beiträge für die Woche von Montag, 9.4. bis Samstag, 14.4.1962 hat Tumler selbst gesprochen.

Erstmals in: Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 142–155.

Berliner Tagebuch.

Typoskript. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.21.

Bei diesem Konvolut handelt es sich um eine Vorstufe zu Sendemanuskripten mehrerer Radiobeiträge für den Norddeutschen Rundfunk (NDR) (3. Programm), die sonntags im Zeitraum zwischen 7.10. und Weihnachten 1962 gesendet wurden. Auszüge daraus erschienen in stark überarbeiteter Fassung unter demselben Titel *Berliner Tagebuch* (1975).

Stimmen einer Stadt.

Typoskript. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.18.

Das Konvolut enthält lediglich die von Tumler selbst geschriebene Ankündigung seines Hörbildes mit dem Titel *Stimmen einer Stadt*, das er im Auftrag des Südwestfunks Baden-Baden schrieb. Das Sendemanuskript ist nicht überliefert. Ein Auszug aus dem Schlussteil von *Stimmen einer Stadt* erschien unter dem Titel *Für Wahrzeichen ist Berlin zu groß* in: Der Tagesspiegel Nr. 5245 vom 8.12.1962, 4. Die Ursendung des vom Südwestfunk produzierten Hörbildes *Stimmen einer Stadt* (Regie: Hans Bernd Müller, 35 min) erfolgte sehr wahrscheinlich im Juni 1963 durch den Süddeutschen Rundfunk, worauf eine anonym erschienene kurze Rezension in der Stuttgarter Zeitung vom 21.6.1963 schließen lässt, die Tumlers

Hörbild scharf kritisiert: „das selbstgefällige Wortgeriesel, der präventöse Duktus“. Es ist möglich, dass der nicht näher identifizierbare Sonderdruck *Mit geschlossenen Augen* in einem Zusammenhang mit dem Hörbild *Stimmen einer Stadt* steht (siehe Eintrag unter „Nicht eindeutig datierbare Texte“).

[Ohne Titel].

Typoskript, Incipit: „Die letzte Woche vor Weihnachten“. Deutsches Literaturarchiv Marbach (DLA), A:Tumler, 23.12.62.

Datierung auf dem Textträger: „23.12.62“. Das im DLA, A:Tumler, Berliner Tagebuch, Zugang 2004, vorliegende Typoskript ohne Titel mit dem Incipit „Drei Dinge im Vorübergehen erlebt“ ist in die Mitte dieses Textes integriert.

Erstmals unter dem Titel *Die letzte Woche vor Weihnachten* in: Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 181–186.

[Ohne Titel].

Typoskript mit zahlreichen handschriftlichen Korrekturen und Ergänzungen, ohne Jahr, Incipit: „Es war vor bald drei Jahren“. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.152.

Datierung auf das Jahr 1962 anhand der Zeitangabe in der ersten Textzeile „Es war vor bald drei Jahren, im Dezember 1959“. Gegenstand sind die legendären Vorlesungen von Walter Höllerer an der Technischen Universität Berlin, zu denen dieser regelmäßig Schriftstellerinnen und Schriftsteller einlud. Im ersten Teil beschreibt Tumler ausführlich Lesungen von Günter Eich und Ilse Aichinger.

1963

Szenen in Kalliopes Bar.

In: Akzente. Zeitschrift für Dichtung 1 (1963), 182–185.

Bei diesem Text handelt es sich um einen der ganz wenigen dialogischen Texte Tumlers.

Berliner Tagebuch. Neue Folge.

Typoskript. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.22.

Sehr wahrscheinlich Entwürfe für weitere Radiobeiträge für den NDR. Weitere Textstufen oder Sendemanuskripte sind nicht überliefert.

[Ohne Titel].

Typoskript mit zahlreichen handschriftlichen Ergänzungen und einer Skizze, Incipit: „Am 6. April 1963 Sonnabend Rankestraße zwischen Ecke Augsburger und Feuerwache“. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.142.

Entwurf eines detaillierten Berichts aus der Ich-Perspektive über einen Unfall, in den Tumler mit seinem Auto verwickelt war. Wahrscheinlich handelt es sich um einen Briefentwurf.

1964

Der Taubenkomplex.

In: Berlin zum Beispiel. Eine gesamtberliner Anthologie mit Beiträgen aus Lyrik, Prosa und Grafik. Hg. von Hannes Schwenger. Berlin: Staneck Verlag 1964, 11; Konfigurationen. Jahrbuch für Literatur und Kunst 1970. Hg. von Alois Vogel, Alfred Gesswein, Peter Baum. Wien: Verlag Vogel 1970, 36.

Das zugrundeliegende Typoskript liegt im Deutschen Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, Berliner Tagebuch, Zugang 2004.

1966

Zwei Meilen von Berlin, März 1957.

In: Schnittpunkte. Eine Dokumentation der Berlin-Stiftung für Sprache und Literatur. Hg. vom Kulturkreis im Bundesverband der Deutschen Industrie. Red.: Rudolf de le Roi und Dieter Hildebrandt. Berlin: Propyläen Verlag 1966, 121-124.

Das zugrundeliegende Typoskript liegt im Deutschen Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.20.

Frühling im Tiergarten, 1957.

In: Schnittpunkte. Eine Dokumentation der Berlin-Stiftung für Sprache und Literatur. Hg. vom Kulturkreis im Bundesverband der Deutschen Industrie. Red.: Rudolf de le Roi und Dieter Hildebrandt. Berlin: Propyläen Verlag 1966, 124-126.

Das zugrundeliegende Typoskript liegt im Deutschen Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.20.

1967

Gespräch an der Tür.

In: Tiroler Tageszeitung Nr. 29 vom 4.2.1967, 14.

Das zugrundeliegende Typoskript trägt den Titel *Besucher am Morgen. September 1960* und liegt im Deutschen Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.20.

Veränderung der Namen. In einer Seitenstraße des Kurfürstendamm notiert.

In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 71 vom 25.3.1967, [ohne Paginierung].

Das zugrundeliegende Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen trägt den Titel *Fasanenstraße 73. Veränderung der Namen* und liegt im Deutschen Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.51.

Der Text erschien unter dem Titel *Fasanenstuben. Demnächst ein neuer Name* auch in: Berlin, wie es schreibt & ißt. 61 Betrachtungen Berliner Autoren über ihre Lieblingslokale. Gesammelt und herausgegeben von Marianne Steltzer. Illustriert von Hugo Günter Magnus. Mit Rezepten angereichert von Ulrich Klever. München: Verlag Georg von Hatzfeld [1967], 225-231. Die Fassungen unterscheiden sich nur geringfügig: Der einzige wesentliche Unterschied besteht darin, dass das Lokal in der Fassung der FAZ keinen Namen trägt, während es in *Berlin, wie es*

schreibt & ißt „Fasanenstuben“ heißt und sich in der Berliner Fasanenstraße 58 befindet. (Die Hausnummer „73“ aus dem Typoskript kommt in der Fassung der FAZ nicht vor.)

Wege durch und nach Berlin.

In: Straßen und Plätze. Hg. von Manfred Franke. Gütersloh: Sigbert Mohn Verlag [1967], 13-19. Typoskript im Deutschen Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.20. Der Text verknüpft Abschnitte aus *Ein Österreicher in Berlin* (1959) mit neuen Textpassagen, aber auch mit solchen, die mehreren anderen Texten entnommen sind.

1971

Über die Akademie der Künste. Persönliche Betrachtung einer Berliner Institution in 18 Kapiteln. (Berliner Forum 4). Berlin: Presse- und Informationsamt des Landes Berlin 1971. Eine deutlich gekürzte und stark überarbeitete Fassung erschien unter dem Titel *Salon imaginaire* in: *Merkur* 278 (1971), 541-556. Die beiden Fassungen unterscheiden sich deutlich dadurch, dass *Über die Akademie der Künste*, die sich in erster Linie an die Mitglieder, Förderinnen und Förderer, Freundinnen und Freunde der Akademie richtet, anekdotenhaft und in involviert-persönlichem Ton gehalten ist, während die verdichtete und distanziertere Fassung in *Merkur* sehr viel stärker abstrahiert. *Über die Akademie der Künste* und *Salon imaginaire* stehen in deutlichem Zusammenhang mit Tumlers Tätigkeit als (stellvertretender) Direktor der Sektion Literatur der Berliner Akademie der Künste in den Jahren 1967 bis 1971. Sie stellen gewissermaßen ein Abschiedsgeschenk an die Institution dar, deren Mitglied er seit 1959 war und der er bis zu seinem Tode verbunden blieb.

Das Konvolut im Deutschen Literaturarchiv Marbach (DLA), A:Tumler, 92.4.115-117, trägt den Titel *Le salon imaginaire. Portrait einer Akademie* und enthält ein Exemplar von *Über die Akademie der Künste* nebst weiteren Blättern und Materialien. Das Typoskript (1 Blatt, ohne Jahr) im DLA, A:Tumler, 92.4.27, trägt den Titel *Akademie* und ist vermutlich eine Vorarbeit zu den Akademie-Texten.

1972

Verringerung zu einem Stern. Ein deutsches Erlebnis aus dem Jahre der Mars-Nähe 1971.

In: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 17 vom 22./23.1.1972, Feuilleton-Beilage, [ohne Paginierung]; Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 195-198.

Typoskript im Deutschen Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.131.

Stationen des Schreibens. 7 Punkte.

In: *Jemand, der schreibt. 57 Aussagen*. Hg. von Rudolf de le Roi. Eine Veröffentlichung des Kulturkreises im Bundesverband der Deutschen Industrie. München: Carl Hanser 1972, 49-57; Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 199-209.

Auf den Seiten 351-361 enthält *Jemand, der schreibt* ferner Tumlers Text *Ein Weg mit Risiko*. Hierbei handelt es sich um eine Würdigung des Kulturkreises im Bundesverband der Deutschen Industrie, der Tumler 1961 mit dem Literarischen Förderungspreis ausgezeichnet hatte.

1973

Rede zum Gedenken Hans Scharoun.

Typoskript, Incipit: „Meine Damen und Herren“, Titel von Tumlers Hand: *Rede zum Gedenken Hans Scharoun[,] Plenum 2. Mai 1973*. Archiv der Akademie der Künste, Berlin, Sammlung AdK-W, Nr. 36; eine Fotokopie des Typoskripts mit Datierung von Tumlers Hand auf den „11. Mai 1973“ liegt unter der Signatur EHS / Franz Tumler, 174/2; eine weitere Fotokopie des Typoskripts nebst Entwürfen und Beilagen liegt unter dem Titel *Errichtung eines neuen Ortes. Akademienachruf auf Hans Scharoun* im Deutschen Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.50.

Wohl erstmals in: Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 210-216.

Es gibt Hinweise darauf, dass Tumlers Nachruf auf Scharoun unter dem Titel *Errichtung eines neuen Ortes. Zur Erinnerung an Hans Scharoun* im *Frankfurter Tagesanzeiger* oder in der *Frankfurter Neuen Presse* veröffentlicht wurde. Eine Veröffentlichung ließ sich bislang allerdings nicht ermitteln.

1975

Berliner Tagebuch.

In: Die Rampe. Hefte für Literatur 1 (1975), 7-26; Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 156-176.

Es handelt sich bei diesem Text um die für den Druck stark überarbeitete Fassung von *Berliner Tagebuch* (1962).

Die Bäume von Bolgheri.

In: Jahresring 75–76. Literatur und Kunst der Gegenwart 22 (1975), 32-36.

Dieses Gedicht bezieht sich auf Italien und Giosuè Carducci. Nur die erste Strophe bezieht sich auf das Schloss in Tegel in Berlin.

1977

Berliner Fenster.

In: Facetten 77. Literarisches Jahrbuch. Wien, München 1977, 5; Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 217.

Bild.

In: Facetten 77. Literarisches Jahrbuch. Wien, München 1977, 6; Literatur und Kritik 133 (1979), 153; Freibeuter (11) 1982, 130; Das Zerteilen der Zeit. Gedichte. Innsbruck: Haymon 1989, 8; Fassung des Erstdrucks 1977 in: Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991.

Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 218.
Der Abdruck 1979 ist identisch mit dem Erstdruck 1977, die Abdrucke 1982 und 1989 weichen sehr geringfügig davon ab.

Orte.

In: Facetten 77. Literarisches Jahrbuch. Wien, München 1977, 8; Das Zerteilen der Zeit. Gedichte. Innsbruck: Haymon 1989, 23; Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 219.

Jahreswechsel.

In: Facetten 77. Literarisches Jahrbuch. Wien, München 1977, 8.

1982

[Ohne Titel].

Handschriftliche Notizen auf einem Briefumschlag, Incipit: „i b i Bz i geb.“. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, Gedichte, Mappe 4.

Die Notizen enthalten auch die Worte „Entwurf Innsbruck zu Würdigungspreis Tirol“. Datierung auf das Jahr 1982, weil Tumler in diesem Jahr der Würdigungspreis für Literatur des Landes Tirol verliehen wurde.

Unter dem Titel *Entwurf* in: Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 220.

Bei Grün über die Kreuzung.

In: Sprache im technischen Zeitalter 84 (1982), 251-252.

1983

Verheißung – Die neue Welt.

In: Literatur in Südtirol. Hg. von Gerhard Mumelter. Schlanders: Arunda Verlag 1983 (Arunda 13), 14.

Stadt und Land.

In: Literatur in Südtirol. Hg. von Gerhard Mumelter. Schlanders: Arunda Verlag 1983 (Arunda 13), 15.

Rückseite.

In: Literatur in Südtirol. Hg. von Gerhard Mumelter. Schlanders: Arunda Verlag 1983 (Arunda 13), 15.

Die Schüsse auf Dutschke.

In: Literatur in Südtirol. Hg. von Gerhard Mumelter. Schlanders: Arunda Verlag 1983 (Arunda 13), 16-22; Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 187-194.

Der Ort des Attentats auf Rudi Dutschke am 11. April 1968 auf dem Berliner Kurfürstendamm lag in der Nähe von Tumlers Wohnung in der Karlsruher Straße 7. Tumler kam kurz nach dem Attentat an den Ort und war Augenzeuge der Geschehnisse, zu denen er sehr wahrscheinlich kurze Zeit später ausführliche Notizen anfertigte. Die Zeitangabe „in diesem Jahr 1972“ in *Die Schüsse auf Dutschke*, 16 (zit. nach der Ausgabe 1983), lässt darauf schließen, dass Tumler diesen Text 1972 fertigstellte. Das Typoskript liegt im Deutschen Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.120. Dieses Konvolut enthält auch einen Vertrag vom 27.7.1972 zwischen der Akademie der Künste und Tumler, in dem für die Ausstellung von Tumlers Zeichnungen *Zeichensystem Straße (Kurfürstendamm-Skizzen)* im Rahmen der Ausstellung *Welt aus Sprache* (Berlin, Akademie der Künste, 22.9.–22.10.1972) ein Honorar von 1.000 DM vereinbart wurde. Darüber hinaus enthält das Konvolut schriftliche Konzeptskizzen Tumlers zu sechs Zeichnungen. Vier dieser Zeichnungen, die Tumler wohl im ersten Halbjahr 1972 anfertigte und die in der Berliner Ausstellung *Welt aus Sprache* ausgestellt waren, sind in *Die Schüsse auf Dutschke* (1983) abgedruckt. Ob es sich bei dieser Veröffentlichung um den Erstdruck des Textes handelt, ist unsicher. Es darf angenommen werden, dass der Text bereits 1972 (oder wenig später) erstmals veröffentlicht wurde, eine entsprechende Publikation konnte allerdings nicht ermittelt werden.

Grunewald.

In: Jahresring. Jahrbuch für Kunst und Literatur 83/84 (1983), 128; Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 221.

Handschriftliches Manuskript mit Datum „1.[/2.]2.1983“ und Typoskript mit Datum „1.2.1983“ und „2.2.1983“. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, Gedichte, Mappe 3.

1984

Wohnung nahe der Stadtbahn.

Handschriftliches Manuskript mit Datum „Dienstag 26.7.84“ und Typoskript mit Datum „26.7.1984“ und „27.7.1984“. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, Gedichte, Mappe 5. In: Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 222.

Sonntag in der Stadt.

Handschriftliches Manuskript mit Datum „5.8.84“. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, Gedichte, Mappe 5.

Das Manuskript trägt die Bemerkung „lyrische Notizen“ und lässt erkennen, dass es sich um eine Gedichtsskizze handelt.

[Ohne Titel].

Handschriftliches Manuskript einer Gedichtsskizze mit Datum „5.8.84“, Incipit: „nur noch das Rauschen“. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, Gedichte, Mappe 5.

Unter dem Titel *nur noch das Rauschen* in: Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 223.

1985

Austausch.

Handschriftliches Manuskript mit Datum „11.4.85“ und „12.4.85“ und Typoskript mit Datum „11.4.1985“ und „13.4.1985“. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, Gedichte, Mappe 5. In: Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 224.

1989

Aquarium Tegeler See.

In: Das Zerteilen der Zeit. Gedichte. Innsbruck: Haymon 1989, 62; Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 225.

Das Typoskript nebst drei Vorfassungen (davon eine handschriftlich), zwei Beilagen und einer Druckfahne mit handschriftlichen Ergänzungen befindet sich im Deutschen Literaturarchiv Marbach, A: Tumler, 92.4.175.

1991

Chorin aufgesaugt.

In: Das Fenster. Tiroler Kulturzeitschrift 50/51 (1991), 4852; Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014, 226.

Nicht eindeutig datierbare Texte

Mit geschlossenen Augen.

Sonderdruck, ohne Jahr, enthält eine handschriftliche Widmung Tumlers an Ingeborg Lübold mit Datum vom 6.11.1962. Archiv der Akademie der Künste, Berlin, EHS / Franz Tumler, 174/2.

Gedruckt vermutlich zwischen 1953 und 1962. Der Publikationszusammenhang ließ sich bislang nicht ermitteln. Der Text ist nicht identisch mit dem gleichnamigen Kapitel in: Berlin. Geist und Gesicht. München, Stuttgart: Constantin-Verlag 1953, 43-94, wiewohl der Textbeginn dessen ersten Abschnitt *Die Zeitstimme* aufgreift. Der Sonderdruck *Mit geschlossenen Augen* enthält einen Text in ausgeprägter Dialogform, in dem Tumler auf Abschnitte aus anderen Texten zurückgreift und sie weiterführt. Es ist möglich, dass er mit dem Hörbild *Stimmen der Stadt* (1962) in einem Zusammenhang steht.

Der Tag beginnt.

Typoskript. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, Prosa, 92.4.24.

Dieses umfangreiche Konvolut enthält Entwürfe vermutlich aus den Jahren 1959 bis 1961 für

24 Rundfunksendungen, vermutlich für die Reihe *Das Wort zum Tage* des RIAS Berlin (siehe auch *Das Wort zum Tage*, Eintrag unter 1962). Ob und welche Texte aus diesem Konvolut als Radiosendungen produziert wurden, ist nach gegenwärtigem Kenntnisstand nicht bekannt. Das Konvolut enthält auch die *Geschirrtuch-Woche*.

[Ohne Titel].

Typoskript, ohne Jahr, Incipit: „Die ersten der vielen österreichischen Besucher Berlins“. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.155.

Tumler beschreibt eine Szene, in der eine Familie aus Österreich auf dem Flughafen Tegel landet. Tegel wurde ab 1960 für die zivile Luftfahrt genutzt. Daraus lässt sich schließen, dass der Text 1960 oder später entstanden ist.

Notiz.

Typoskript, ohne Jahr. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, Berliner Tagebuch, Zugang 2004.

Der Liegezusammenhang im Nachlass im Umfeld des Textes mit dem Incipit „Drei Dinge im Vorübergehen erlebt“, der in den Text mit dem Incipit „Die letzte Woche vor Weihnachten“ integriert ist (siehe Eintrag [Ohne Titel] unter 1962), legt die Vermutung nahe, dass diese *Notiz* um 1962 entstanden ist.

[Ohne Titel].

Typoskript, ohne Jahr, Incipit: „Sie unterhielten sich über Sterbekasse“. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, Berliner Tagebuch, Zugang 2004.

Der Liegezusammenhang des Typoskripts im Nachlass lässt eine Datierung auf die frühen 1960er Jahre zu.

Herbachs Keller.

Typoskript. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, Prosa, 92.4.57.

Der Liegezusammenhang im Nachlass lässt eine Datierung auf die zweite Hälfte der 1960er Jahre zu.

Hinter der dünnen Zwiebelhaut der Erinnerung. Notiz von Begegnungen in Berlin.

Typoskript, ohne Jahr. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.136.

Zu Beginn des Textes weist Tumler auf die Fördertätigkeit des Kulturkreises im Bundesverband der Deutschen Industrie in der Form der „Berlin-Initiative“ hin, die „zu Anfang der Sechzigerjahre begonnen und dann fast ein Jahrzehnt lang weitergeführt“ wurde. Diese Zeitangabe lässt vermuten, dass Tumler den Text in den 1970er Jahren, möglicherweise im Zusammenhang mit *Stationen des Schreibens. 7 Punkte* (1972) und *Ein Weg mit Risiko* (1972) schrieb.

Anmerkungen

- 1 Entgegen zahlreichen Darstellungen war Tumler nie ordentlicher Direktor der Sektion Literatur, sondern hatte in den Jahren 1967 bis 1971 unterschiedliche Vertretungs- und Ersatzfunktionen inne: Vom 23.4.1967 (wiederbestätigt am 28.4.1968) bis 6.7.1968 war er interimistischer Direktor der Sektion Literatur, vom 6.7.1968 bis 8.11.1969 ordentlicher stellvertretender Direktor, vom 8.11.1969 (wiederbestätigt am 25.4.1970) bis 24.4.1971 als ordentlicher stellvertretender Direktor kommissarischer Leiter der Sektion Literatur. Aus Gründen, die sich nach derzeitigem Kenntnisstand nicht schlüssig rekonstruieren lassen, waren Aktivität und Handlungsfähigkeit der Sektion Literatur von 1966 (Rücktritt des Direktors Ernst Schnabel) bis 1971 stark gehemmt und gelähmt. Tumler manövrierte die Sektion Literatur mit Freundlichkeit und Engagement durch diese Krise und bereitete die Direktion von Hans Mayer vor, der 1971 zum Direktor gewählt wurde, diese Position bis 1977 innehatte und in dieser Zeit der Sektion Literatur zu großer Bedeutung verhalf. Zur Chronologie und zu den Umständen von Tumlers Direktorium ausführlich Toni Bernhart: Franz Tumlers Alternativen zur Schriftstellerei. In: Johann Holzner, Barbara Hoiß (Hg.): Franz Tumler. Beobachter – Parteigänger – Erzähler. Innsbruck, Wien: Studienverlag 2010 (Edition Brenner-Forum 6), 197–211, bes. 202–206.
- 2 Franz Tumler: Zu wenig frische Luft in Österreich. Nach sieben Jahren Besatzung. In: Frankfurter Allgemeine Nr. 32 vom 7.2.1953, [ohne Paginierung].
- 3 Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Tumler, Prosa, 92.4.1091 [2 Exemplare] und A: Tumler, Verschiedenes, 92.4.52 [1 Exemplar].
- 4 Barbara Hoiß: Ich erfinde mir noch einmal die Welt. Versuch über Moderne, Heimat und Sprache bei Franz Tumler. Innsbruck: Diss. 2006, 89.
- 5 Franz Tumler: Denk' ich an Deutschland. Von einem Österreicher. In: Frankfurter Allgemeine Nr. 109 vom 10.5.1952. Vgl. auch den Abschnitt mit dem gleichen Titel in: Franz Tumler: Berlin. Geist und Gesicht. München, Stuttgart: Constantin 1953, 7–19.
- 6 Sie bleiben in der Bibliographie unberücksichtigt, seien aber hier genannt: In chronologischer Reihenfolge: Rekrut. Aus einem Tagebuch. In: Das Innere Reich 8 (1941–1942), 620–631; Aus den Tagen vorm Urlaub. In: Lynkeus. Dichtung, Kunst, Kritik 5/6 (1948–1951), 13–15; In Rauch ging es mir unter. In: Joachim A. Frank, W. A. Oerley (Hg.): Das Antlitz des Kriegers. Kriegsgeschichten der zeitgenössischen Weltliteratur (Neff-Anthologie 5). Wien, Berlin, Stuttgart: Paul Neff Verlag 1964, 311–318; Als Österreicher in der deutschen Armee. In: Manfred Franke (Hg.): Erlebte Zeit. Stuttgart: Henry Goverts Verlag 1968, 100–119; Tag für Tag. Aus den Aufzeichnungen eines Marineartilleristen. In: Jahresring 76–77. Literatur und Kunst der Gegenwart 23 (1976), 110–117; die sehr umfangreichen Manuskripte (Typoskripte) mit dem Arbeitstitel *Tag für Tag* liegen im Deutschen Literaturarchiv Marbach, A: Tumler, 92.4.123, 92.4.124, 92.4.125, 92.4.125a, sowie im Archiv der Akademie der Künste, Berlin, Manuskripte Nr. 15 und Nr. 54; [Ohne Titel]. Typoskript, ohne Jahr, Incipit: „Meine erste Berührung mit dem Hakenkreuz war im Frühjahr 1924“, der Liegezusammenhang des Typoskripts im Nachlass legt eine Datierung auf die Zeit um 1975/76 nahe. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Tumler, 92.4.125a.
- 7 Diesen Titel verwendet Tumler selbst. Franz Tumler: Vorspann [Typoskript], Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Tumler, 92.4.125a: „die berliner [sic] Akademie machte eine Rundfrage, was man 1945, ‚als der Krieg zu Ende war‘, als erstes geschrieben habe. Ich konnte antworten, daß ich meine ‚Kriegstagebücher‘ geschrieben habe [...]“.
- 8 Franz Tumler: Als Österreicher in der deutschen Armee (Anm. 6); Franz Tumler: Tag für Tag (Anm. 6).
- 9 Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Tumler, 92.4.123.
- 10 Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Tumler, 92.4.124. Die Signatur 92.4.125 enthält eine 136 Blätter umfassende Fortsetzung.
- 11 Franz Tumler: Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck: Haymon 2014.
- 12 Peter Demetz: Schreiben gegen den Strich. Franz Tumlers „Erzählungen und Landschaften“. In: Die Welt vom 27.6.1974, [ohne Paginierung].

- 13 Deutlich in *Juli 1945, Dezember 1946 und April 1947* sowie im umfangreichen Konvolut von Texten aus den Jahren zwischen 1945 und 1952 mit den Titeln *Nach der Niederlage, Aufzeichnung eines Widerspruchs, Versuch, die Position (anzuzeigen) zu bestimmen, Nach innen zu schauen* und *Zeit der Einsicht* (1952). (Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, 92.4.138). Eine Fassung des letztgenannten Titels erschien in: Salzburger Nachrichten Nr. 299 vom 23.12.1952, 23. (Siehe die Einträge dieser Texte unter den hier genannten Jahren in der Bibliographie.)
- 14 Franz Tumler: *Der Tag beginnt*. Typoskript, ohne Jahr. Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Tumler, Prosa, 92.4.24.
- 15 Versuch des Verfassers, die Abkürzungen aufzulösen: *ich bin in Bozen in Südtirol geboren / mein Vater war [...] / nach dem frühen Tode des Vaters / bin ich in Linz an der Donau aufgewachsen / von all dem ist etwas im Schreiben. / Schließlich bin ich in Berlin einem Grenz-Ort / Auch davon ist etwas in meinem Schreiben: / nämlich der Abstand / gerade von diesem [Österreich] Grenzland Grenzland / von dem Land Tirol / von dem ich, glaube ich, / ein tieferes Verständnis / Mitfühlen / für seine Fragen habe.*

Bericht der Institutsleitung

(Berichtszeitraum: 1.10.2013 bis 31.9.2014 sowie in diesem Zeitraum projektierte Veranstaltungen bis Mitte November)

Personalangelegenheiten

Mit den Pensionierungen von Johann Holzner und Eberhard Sauermaun ist Ende September 2013 am Forschungsinstitut Brenner-Archiv eine beträchtliche Lücke entstanden. Der folgende Arbeitsbericht ist also unter der Perspektive von zwei fehlenden ganzen Stellen zu sehen. Am 1. Oktober 2014 hat Ulrike Tanzer die Leitung des Brenner-Archivs – verbunden mit einer Professur für Österreichische Literatur – übernommen. Die Stelle von Sauermaun wird nachbesetzt, aber geteilt.

Die Leitungsstruktur des Brenner-Archivs im akademischen Jahr 2013/14 sah folgendermaßen aus: Dekan Sebastian Donat fungierte als interimistischer Institutsleiter, die fest angestellten wissenschaftlichen MitarbeiterInnen Christine Riccabona, Ursula Schneider, Annette Steinsiek, Anton Unterkircher und Erika Wimmer übernahmen, in Absprache und mit Befürwortung des Rektors, als Advisory Board die Stellvertretung und Geschäftsführung. Es wurde ein wöchentlich wechselnder und für die laufenden Geschäfte verantwortlicher Journaldienst eingerichtet, und jede Woche fanden Besprechungen des Leitungsteams (Institutsleiter mit Advisory Board) statt. Die zahlreichen zu bewältigenden Verwaltungs- und Organisationsarbeiten nahmen viel Zeit in Anspruch, Archivierungs- und Forschungsarbeiten mussten u.U. zurückgestellt werden. Die nationale und internationale Vortragstätigkeit wurde mehrheitlich von den ProjektmitarbeiterInnen getragen (Markus Ender, Eleonore De Felip, Ingrid Fürhapter, Barbara Siller, Ilse Somavilla). Die Forschungsleistungsdokumentation (FLD) des Brenner-Archivs ist von der Homepage abzurufen.

Allan Janik hat im Mai seinen Arbeitsplatz geräumt. Damit fehlt ein kompetenter Betreuer der philosophischen Bestände und vor allem der Wittgenstein-Forschung. Mit dem Rektor gab es am 31. März 2014 ein Vorgespräch für eine mögliche Stiftungsprofessur zu Wittgenstein.

Irene Zanol ist seit 1. April 2014 (bis Ende Dezember 2014) als Projektmitarbeiterin angestellt (s.u.: *Arunda*-Projekt).

Verena Zankl ist seit 1. Juni, Andrea Margreiter seit 1. Oktober als Projektmitarbeiterin angestellt (s.u.: *Zoderer*-Projekt).

Mit 2. September hat Anna Rottensteiner eine einjährige Bildungskarenz angetreten; Gabriele Wild hat die Programmleitung des Literaturhauses am Inn übernommen, Verena Gollner die Programmassistenz. Unterstützt wird das ganze Team in dieser Zeit von David Winkler-Ebner, der organisatorische Arbeiten übernimmt (<http://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/literaturhaus/>).

Von März bis August 2014 war Christina Feiersinger als „Studentische Mitarbeiterin in Forschung und Verwaltung“ im Ausmaß von 2 Wochenstunden tätig (aus Mitteln der Fakultät).

Unbezahlte Praktika absolvierten Anna Lena Eberl (April-Mai), Sabine Fuchs (Juli-August), Stefan Schmisrauter (Juni-Juli), Max Mayr (September).

Im Rahmen eines internationalen Praktikum-Programms der Universität Olmütz, Tschechien („INTLAG“), waren vom 16. Juni bis 15. August 2014 Vendula Kovářová und Věra Tichá, vom 16. Oktober bis 28. November Ivana Došlíková im Brenner-Archiv (Organisation: Ursula Schneider).

Erwerbungen

Im Berichtszeitraum hat das Brenner-Archiv umfangliche Nachlässe, Sammlungen und Vorlässe erworben. Sofern nicht anders angegeben, handelt es sich bei der folgenden Auflistung um Schenkungen.

Sammlung Sigurd Paul Scheichl

Sammlung Christiane Draxlmayr-Norden (Kauf von Antiquariat)

Sammlung Allan Janik

Vorlass Josef Feichtinger

Nachlass Gerhard Kofler (Verwahrung für die Südtiroler Landesregierung)

Vorlass Karl Lubomirski (Fördervertrag durch die Tiroler Landesregierung)

Vorlassteil Felix Mitterer (Fördervertrag durch die Tiroler Landesregierung)

Sammlung Prem-Runde

Sammlung Hans Bachmann

Nachlassteil Karl Wawra (Teil des Ankaufes Draxlmayr-Norden, s.o.)

Nachlass Peter Zwetkoff

Nachträge (z.T. umfangreiche) zu den Beständen von: Anna Maria Achenrainer, Sammlung Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Hans Haid, Fritz von Herzmanovsky-Orlando, Maridl Innerhofer, Bernhard Kilga, Hans Matscher, Alfred Mikesch, Lilly von Sauter, Walter Schlorhauser, Karl Schönherr, Kristian Sotriffer, Peter Wallner.

An Bücherschenkungen erhielt das Archiv zahlreiche *Arunda*-Nummern (Schenkung Dieter Manhartsberger, Schenkung Hans Wielander, s. *Arunda*-Projekt) und mehrere 100 Bücher vorwiegend tirolischer AutorInnen (Schenkung der Amtsbibliothek der Tiroler Landesregierung).

Das Brenner-Archiv hat also auch in diesem Jahr seine Bestände gemehrt, seinem Auftrag entsprechend. Die Raumsituation ist inzwischen angespannt. Zudem hat sich gezeigt, dass

das Literaturhaus am Inn zu wenig Raum für größere Veranstaltungen oder Gruppen hat und dass bei dichtem Veranstaltungsprogramm andere Arbeiten im Brenner-Archiv behindert werden. Ein ausführliches Papier mit Problemdarstellung und Faktenmaterial wurde erstellt und gemeinsam mit Dekan Donat an die VRin für Infrastruktur übergeben.

Mitarbeit in universitären Forschungsschwerpunkten und -plattformen

Erika Wimmer ist seit Herbst 2013 die Sprecherin des Clusters *Kunst & Kultur im Konflikt* im FSP *Kulturelle Begegnungen – kulturelle Konflikte*. Sie veranstaltete (in Kooperation mit dem Literaturhaus am Inn) eine Reihe zum Thema *Künstler im Konflikt*, zu der sie 2014 in drei Veranstaltungen AutorInnen (O. P. Zier, Egyd Gstättnner, Anna Mitgutsch, Vladimir Vertlib, Stefan Horvath) zum Gespräch mit WissenschaftlerInnen (Walter Thaler, Sigurd P. Scheichl, Karl Müller, Beate Eder-Jordan) über Tabus in der Gesellschaft und über die Bruchlinien zwischen gesellschaftspolitisch engagierten KünstlerInnen und öffentlicher Meinung einlud.

Ursula Schneider ist seit Frühjahr 2014 die Sprecherin der Arbeitsgruppe *Auto_Biographie – De_Rekonstruktionen* der Interfakultären Forschungsplattform *Geschlechterforschung. Identitäten – Diskurse – Transformationen*. In der Arbeitsgruppe wird derzeit ein Sammelband mit dem Titel *un_sichtbar. Geschlechterwissen in auto_biographischen Texten* vorbereitet, der im Frühjahr 2015 im transcript Verlag, Bielefeld, erscheinen wird. Sie hat ein Vernetzungstreffen zu österreichweiten *Forschungskoooperationen Auto_Biographie und Geschlecht* organisiert (23.5.2014).

Forschungsprojekte (<http://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/projekte/>)

Fortgesetzt:

Johann Holzner leitete weiterhin das FWF-Projekt *The Tyrol / The South Tyrol – A literary Topography* (Mitarbeiterinnen: Iris Kathan, Jennifer Moritz, Gabriele Wild), das am 1.9.2013 begann, Laufzeit 3 Jahre, sowie das vom Land Südtirol (Abteilung Bildungsförderung, Universität und Forschung) finanzierte Projekt *Prosa der Gegenwart aus Nord-, Ost- und Südtirol* (Mitarbeiterin Barbara Siller, begonnen am 1.1.2013, Laufzeit 3 Jahre, derzeit Karenz der Mitarbeiterin).

Eberhard Saueremann leitete weiterhin das FWF-Projekt *Ludwig von Ficker als Kulturvermittler* (MitarbeiterInnen: Ingrid Fürhapter, Markus Ender, Joseph Wang, Laufzeit bis 2015).

Neu:

Arunda.40: Internet-Dokumentation. Das Projekt wurde am 1. April 2014 gestartet und wird finanziert aus der Subvention vom Land Südtirol bis zum 31. Dezember 2014.

Projektleitung: Erika Wimmer. Durchführung: Irene Zanol, Christine Riccabona, Erika Wimmer.

Genehmigt wurde ein FWF-Projekt über Joseph Zoderer: *Joseph Zoderer. Verortung und kritische Neubewertung seines Gesamtwerks unter Einbeziehung des erstmals zugänglichen Vorlasses*. Projektleitung: Sieglinde Klettenhammer. Mitarbeiterinnen: Erika Wimmer (auch Koordination des Gesamtantrags), Andrea Margreiter, Verena Zankl. Projektbeginn: 1.6.2014, Laufzeit 3 Jahre.

Abgeschlossen:

Das vom Land Südtirol (Abteilung Bildungsförderung, Universität und Forschung) finanzierte Projekt *Zeitgenössische Lyrik in/aus Tirol. Formen, Themen, Fragen* (Leitung: Johann Holzner, Mitarbeiterin: Eleonore De Felip) wurde am 31. Januar 2014 abgeschlossen.

Mit *BustaSearch*, ein Ergebnis des 2013 abgeschlossenen FWF-Projektes und ein Pilotprojekt im Bereich „Digital humanities“ (Konzept: U. Schneider, A. Steinsiek, Webapplikation: Joseph Wang), steht ein Forschungsportal zu Christine Busta zur Verfügung.

Öffentlichkeitsarbeit

Alle öffentlichen Aktivitäten sind auf der Homepage des Brenner-Archivs unter der neu eingerichteten Rubrik *Pressespiegel* nachzulesen.

Im Zuge des Weltkriegsgedenkens gab es vermehrt Anfragen nach Fotos für Publikationen, und es wurden Archivalien und Objekte für Ausstellungen verliehen.

Am 13. Juni 2014 fand die Veranstaltung *Erster Weltkrieg: Attraktion und Trauma. Eine Tagung zum 50jährigen Bestehen des Brenner-Archivs der Universität Innsbruck* statt (Organisation: Christine Riccabona, Ursula Schneider, Annette Steinsiek, Anton Unterkircher und Erika Wimmer). Im Zuge der Vorbereitung wurde intensiv Öffentlichkeitsarbeit betrieben (Zeitungsartikel, Interviews). Ebenfalls zum Anlass des 50-jährigen Bestehens des Archivs startete das Literaturhaus am Inn im Juli die Reihe *Im Fokus: Brenner-Archiv* (<http://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/literaturhaus/>), in der ProjektmitarbeiterInnen des Archivs ihre Arbeitsschwerpunkte vorstellen.

Die Internetplattform *LiLit - Literatur im Lichthof* (<http://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/literatur/tirol/lilit.html>) ging Anfang Juli 2014 mit einer neuen Nummer online (Redaktion: Christine Riccabona und Anna Rottensteiner, Gestaltung: Andreas Hupfauf).

Am 3. und 4. Oktober 2014 fanden, in Zusammenarbeit mit dem Tiroler Landestheater und Schloss Tirol, Gedenkveranstaltungen zum 60. Todestag von Fritz von Herzmanovsky-Orlando auf Schloss Tirol und in Meran statt. Sie wurden am 18. und 21.11.2014 in Innsbruck wiederholt (Organisation und Textauswahl: Ursula Schneider).

Des 100. Todestages von Georg Trakl wurde am 5. November 2014 ausführlich gedacht (Organisation: Erika Wimmer): mit einem Vortrag des Trakl-Monographen Rüdiger Görner, der Präsentation des im Frühjahr erschienenen 5. Bandes (Briefwechsel) und des kürzlich

erschienenen 6. und letzten Bandes (Dokumente und Nachträge) der Innsbrucker Trakl-Ausgabe (s. Neuerscheinungen) sowie mit einer Lesung von Trakl-Texten. Außerdem wurde das *Faksimile aus dem Brenner-Archiv Nr. 10* (hg. v. Ursula Schneider und Annette Steinsiek) der Öffentlichkeit übergeben: *Trakls letzter Brief* (Begleittext: Eberhard Sauer mann).

Sebastian Donat und

Christine Riccabona, Ursula A. Schneider, Annette Steinsiek, Anton Unterkircher, Erika Wimmer

Neuerscheinungen

Georg Trakl: Sämtliche Werke und Briefwechsel. Innsbrucker Ausgabe. Historisch-kritische Ausgabe mit Faksimiles der handschriftlichen Texte Trakls. Hg. von Eberhard Saueremann und Hermann Zwerschina. Frankfurt, Basel: Stroemfeld/Roter Stern.

Band V.1 u. V.2 Briefwechsel. 2014. 760 Seiten, € 228, Subskriptionspreis € 198.

Band VI. Dokumente und Nachträge. 2014. 291 Seiten, € 148, Subskriptionspreis € 128.

Mit den Bänden V.1/V.2 und VI ist die Innsbrucker Trakl-Ausgabe abgeschlossen.

Eine Ausgabe von Trakls Briefwechsel – als solcher angeordnet – hat es bisher nicht gegeben. Einige Briefe Trakls werden hier erstmals veröffentlicht, auch die verschollenen und erschlossenen Briefe werden hier als Einzelstücke präsentiert. Trakls Briefe werden zusammen mit den an ihn gerichteten Briefen in chronologischer Abfolge ediert, private und amtliche Briefe werden nicht getrennt. Von jedem handschriftlichen Brief Trakls ist ein Faksimile abgebildet. Einige Briefe (darunter biographisch brisante) sind neu datiert, alle Briefe sind kommentiert.

Die Wiedergabe der Dokumente dient nicht zuletzt dazu, die biographischen Überblicke in den Text-Bänden und die Erläuterungen der Briefe im Brief-Band mit Belegen zu stützen. Der Begriff ‚Dokument‘ wird recht weit gefasst: nicht nur Urkunden, sondern auch Erinnerungen an Ereignisse aus Trakls Leben oder Stellungnahmen zu einem Gedicht Trakls. Darunter sind bisher unbekannte Dokumente im engeren Sinn sowie Rezeptionszeugnisse. Manche Erläuterungen werfen ein neues Licht auf Trakls Leben und Werk. Unter ‚Nachträge‘ finden sich neu aufgetauchte Manuskripte, Briefe und Dokumente.

Faksimiles aus dem Brenner-Archiv (10): Georg Trakl an Ludwig v. Ficker, 27. Oktober 1914 – sein letzter Brief. Dazu: Eberhard Saueremann: Trakls letzte Worte. Hg. von Ursula A. Schneider und Annette Steinsiek. Innsbruck: Forschungsinstitut Brenner-Archiv 2014. € 3.

Georg Trakl starb in der Nacht vom 2. auf den 3. November 1914 nach einem durch die Kriegereignisse ausgelösten psychischen Zusammenbruch im k.u.k. Garnisonsspital in Krakau. Am 27. Oktober 1914 hatte er zwei Briefe an Ludwig v. Ficker geschrieben. Der berühmte und vielfach zitierte Testamentsbrief mit den Gedichten *Klage* und *Grodek* gilt gerne als Trakls letzter Brief. Eberhard Saueremann führt im Begleittext aus, dass der letzte Brief aber der andere gewesen ist, in dem Trakl Korrekturen an älteren Gedichten vornimmt und seinem Herausgeber übersendet.

Georg Paulmichl: Bis die Ohren und Augen aufgehen. Frühe Texte und Bilder. Hg. und mit einem Nachwort von Irene Zanol und Johannes Gruntz-Stoll. Innsbruck: Haymon 2014. 128 Seiten, € 19,90.

80 bisher unveröffentlichte frühe Texte – großteils aus der Sammlung Georg Paulmichl im Brenner-Archiv – sowie 13 Bilder aus dem Privatbesitz des Herausgebers werden hier vorgestellt. Dieser Band ist ein Arbeitsergebnis des im Oktober 2013 abgeschlossenen Paulmichl-Projekts.

Franz Tumler: Hier in Berlin, wo ich wohne. Texte 1946–1991. Hg. und mit einem Nachwort von Toni Bernhart. Innsbruck, Wien: Haymon 2014. 248 Seiten, € 19,90.

In sprachlich einzigartigen Betrachtungen schildert einer der großen Autoren der deutschsprachigen Moderne seine Wahlheimat. Der Südtiroler Franz Tumler verbrachte die zweite Hälfte seines Lebens in Berlin. Dort teilte er den Kneipentisch mit Gottfried Benn, kam später mit Autoren wie Uwe Johnson, Günter Grass oder Peter Härtling zusammen. Seine Werke standen in einer Reihe mit den ihren.

Dieser Band versammelt Essays, Erzählungen, Reportagen und Gedichte von Franz Tumler, die Berlin zum Thema haben, darunter auch unveröffentlichte Texte und Skizzen. Seine Themen sind vielfältig: von Zeit- und Alltagsgeschichte im geteilten Deutschland über das literarische Leben in Berlin bis zu Tumlers schriftstellerischer Wende hin zur erzählerischen Moderne, die für seine großen Romane stilbildend ist. In seinen Berliner Texten zeigt Franz Tumler im Kleinen, was seine Romane für Publikum und Kritik beispiellos gemacht hat – schlicht das Leben in ebenso kunstvoller wie sinnlicher Sprache. (Klappentext)

Erika Wimmer: Nellys Version der Geschichte. Roman. Innsbruck: Limbus 2014. 232 Seiten, € 19,80.

Valeria stirbt und die Wochen, in denen sie zu Hause von Freunden gepflegt wird, erschüttern die Biografien nachhaltig. Jahre später sind alle Beteiligten in jeder Hinsicht weit voneinander entfernt, verstreut von Norddeutschland bis in den Senegal. Sturm versammelt sie für ein Filmprojekt, das ihre damalige private Initiative in einen gesellschaftspolitischen Zusammenhang stellen soll. Wie ist es um die Freundschaften von damals bestellt? Welche alten Wunden hütet jeder und jede von ihnen, welche davon brechen auf? Was verbindet die Schriftstellerin Valeria mit Sturms schreibender Frau Nelly?

Erika Wimmer schlägt mit ihrem berührenden Roman einen großen Bogen von der Freundschaft junger Erwachsener zum gereiften Empfinden und Erleben, vom privaten Handeln zur Wirkung im Großen – und hat tiefes Verständnis für ihre nur menschlich handelnden, fühlenden, strauchelnden und wieder aufstehenden Figuren.

Brenner-Gespräche. Aufgezeichnet in den Jahren von 1961 bis 1967 von Walter Methlagl. Hg. v. Christine Riccabona, Ursula A. Schneider und Erika Wimmer. Als CD und online. € 5.

Vgl. dazu die Grußworte zur Tagung von Sebastian Donat in diesem Band.

Ludwig (von) Ficker – Ludwig Wittgenstein. Briefwechsel 1914–1920. Hg. von Annette Steinsiek und Anton Unterkircher: Mit einem Nachwort von Allan Janik. Innsbruck: innsbruck university press 2014. 160 Seiten, mit Farbabb., € 19,90.

Die Verteilung einer großen Geldsumme an bedürftige Künstler, darunter Else Lasker-Schüler, Rainer Maria Rilke und Georg Trakl, brachte Ludwig von Ficker und Ludwig Wittgenstein im Juli 1914 in Kontakt. Der Kriegsbeginn und die existenzielle Ausgesetztheit – Wittgenstein, in Galizien an der Front, war der Überbringer der Todesnachricht von Trakl – vertiefte ihn zur Freundschaft. Fickers Einsatz an der Südwest- bzw. Dolomitenfront Anfang 1916 führte zu einer Pause bis 1919, als Ficker von Wittgensteins Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft erfuhr. Das Scheitern der Publikation des *Tractatus* im Brenner-Verlag führte zum Abbruch des Kontaktes Anfang 1920. (Klappentext) Erstmals erscheinen die Briefe beider Absender in einer aufs Nötigste reduzierten handlichen Druckausgabe.

Ferdinand Ebner: Tagebuch 1918. Hg. von Markus Flatscher und Richard Hörmann. Wien, Berlin: LIT Verlag 2014. 384 Seiten, € 34,90.

„Mit der Art und Weise, wie ich mein Tagebuch führe, bin ich tief unzufrieden. Aber noch immer fühle ich mich unfähig, an ihr etwas zu ändern. Man sollte denn doch sein Tagebuch so führen, daß es zu einem Dokument geistigen Lebens würde, aber nicht zu einem dichterischen Dokument, dichterischen in weitestem Sinne des Wortes. ‚Pneumatologische‘ Aufzeichnungen sind noch lange kein Dokument geistigen Lebens.“ (Ferdinand Ebner, Brief an Luise Karpischek, 20.12.1917)

Ferdinand Ebner: Ethik und Leben. Fragmente einer Metaphysik der individuellen Existenz. Hg. von Richard Hörmann und Ernst Pavelka. Wien, Berlin: LIT Verlag 2013. 383 Seiten, € 34,90.

Ebner gelang es nicht, *Ethik und Leben* in der von ihm gewünschten Form fertigzustellen und dachte folglich auch nie an eine Publikation. Versuche, dieses Buch in den 1930er und 1950er Jahren herauszubringen, scheiterten. Auch in die Werkausgabe aus den 1960er Jahren nahm der Herausgeber Franz Seyr die Schrift nicht auf. Das erste systematische Werk Ebners ist nun 100 Jahre nach seinem Entstehen (1913/14) erstveröffentlicht worden.

Probleme des Kommentierens. Beiträge eines Innsbrucker Workshops. Hg. von Wolfgang Wiesmüller. Innsbruck: innsbruck university press 2014 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe 80). 243 Seiten, € 38.

Von 2006 bis 2012 wurde der Workshop *Probleme des Kommentierens* im Rahmen des Forschungsschwerpunkts/-zentrums „Prozesse der Literaturvermittlung“ sieben Mal durchgeführt, immer auch unter reger Beteiligung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus dem Brenner-Archiv. Der vorliegende Band bringt eine Auswahl aus den 35 dort gehaltenen Referaten.

Hinweis: „Brenner-Archiv digital“

Das Brenner-Archiv bemüht sich, Titel der Primär- oder Sekundärliteratur, die im Zusammenhang mit seinen Beständen und Forschungen stehen, auch digital und durchsuchbar bereitzustellen. Das jeweilige Digitalisat wurde gegengelesen: Namen, Orte und Werktitel werden garantiert gefunden.

Besuchen Sie auf unserer Homepage das „Brenner-Archiv digital“. Vielleicht haben Sie Anregungen oder Wünsche für die Erweiterung? Dann senden Sie bitte eine e-Mail an annette.steinsiek@uibk.ac.at.

Kontaktadressen der BeiträgerInnen (in der Reihenfolge der Beiträge)

Mag. Dr. Hans Weichselbaum, u.a. Leiter der Georg Trakl Forschungs- und Gedenkstätte der Salzburger Kulturvereinigung, Waagplatz 1a, A-5020 Salzburg, e-Mail: trakl-gedenkstaette@kulturvereinigung.com.

Dr. Christian Wiebe, promovierte 2012 mit einer Arbeit über die Kierkegaard-Rezeption in der deutschsprachigen Literatur bis 1920, seit 2013 freiberuflicher Wissenschaftler und Publizist, Mühlenstr. 134, D-33607 Bielefeld, e-Mail: texte-wiebe@gmx.at.

Dr. Laurie R. Cohen B.A. M.A., Historikerin, Universitäts-Lehrbeauftragte in Geschichte und Gender-Studies. Forschungsschwerpunkte: Krieg und Frieden, soziale Bewegungen. Leitete ein Forschungsprojekt über Bertha von Suttner, e-Mail: Laurie.Cohen@uibk.ac.at.

Dr. Evelyne Polt-Heinzl, Literaturwissenschaftlerin und -kritikerin, Publizistin und Journalistin, Mitarbeiterin der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur im Literaturhaus Wien, Seidengasse 13, A-1070 Wien, e-Mail: ep@literaturhaus.at.

Dr. Annette Steinsiek M.A.

Dr. Anton Unterkircher

Mag. Dr. Ursula A. Schneider

Dr. Erika Wimmer

Mag. Dr. Christine Riccabona

Mag. Markus Ender

Mag. Ingrid Fürhapter

Mag. Michael Schorner: alle Brenner-Archiv > „MitarbeiterInnen“.

Harald Stockhammer, Rechtspfleger am Bezirksgericht Hall, forscht zur Zeit- und Rechtsgeschichte, Bezirksgericht Hall, Schulgasse 6, A-6060, e-Mail: aon.964018502@aon.at.

Max Mayr B.A., 2013 Bachelorarbeit zu *Turi Werkner: Bücher*, e-Mail: Max.Mayr@student.uibk.ac.at.

em. o. Univ.-Prof. Mag. Dr. Sigurd Paul Scheichl, Forschungsschwerpunkte u.a. siehe http://www.uibk.ac.at/germanistik/mitarbeiter/scheichl_sigurd, Institut für Germanistik, Innrain 52, A-6020 Innsbruck, e-Mail: Sigurd.P.Scheichl@uibk.ac.at.

Dr. Toni Bernhart, Literaturwissenschaftler und Autor, Lehrbeauftragter im Bereich Editorische Praxis (u.a. Audioedition) im Fachbereich Deutsche Philologie der Freien Universität Berlin, Mitherausgeber der Franz Tumlner-Werkausgabe (Haymon Verlag, Innsbruck), siehe auch <http://www.bernhart.eu>, e-Mail: toni@bernhart.eu.